



BGS

Jacobs de Bucquoy,

Landmessers und Landchartenverfertigers in Diensten der ostindischen Compagnie,

sechzehenjährige

Reise

nach

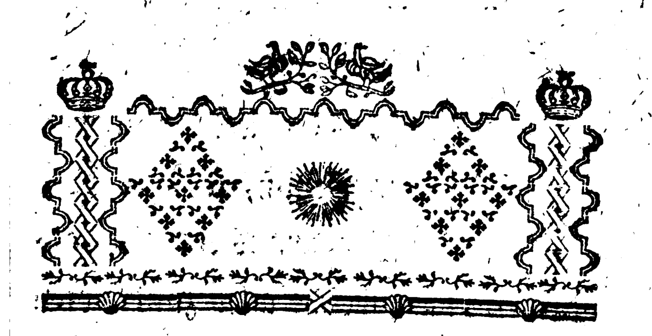
Indien.

Aus dem Holländischen nach der zweyten Ausgabe übersetzt.

Nebst einem Auszuge aus Jacob Frankens unglücklichen Reise in den Jahren 1756-1760.

Mit Kupfern.

Leipzig, bey Christian Gottlob Hilscher, 1771.



Vorrede.

Ich finde nicht nöthig, die Welt um Verzeihung zu bitten, daß ich ebenfalls ein Buch herausgebe, ob man gleich über die Menge derselben die gegründeste Klage führen könnte. Ich bin versichert, daß nichts darinnen enthalten ist, so der Compagnie nachtheilig wäre; will auch niemanden zwingen, es zu lesen: stifte ich

daher

daher auch nicht viel Gutes damit, welches ich erwarten muß, so wird doch auch nichts Böses daraus entstehen, als nur bey denen, welche alles zum Bösen anwenden.

Ich habe für nöthig erhalten, den Lesern eins und das andere zu berichten: dieses ist, daß sie in Betrachtung ziehen, daß ich diese Reise erst aufgesetzet habe, nachdem ich wieder zu Hause, und in meiner Ruhe gewesen bin, ohne daß ich dabey ein Tageregister hätte brauchen können, weil ich selbiges in Goa einem meiner Reisegefährten gegeben hatte, der von mir kam, und nachgehends bey den Türken in die Gefangenschaft gerathen ist, daher ich meine auf-

geschrie-

geschriebenen Anmerkungen niemals wieder bekommen habe.

Blos ein Entwurf der Reise nach Mosambique war einem von diesen Reisegefährten, die nach Surate gekommen sind, übrig geblieben: und diesen habe ich bey meiner Zurückkunft gefunden, weil ich solchen bey meiner Mutter abzugeben befohlen hatte. Hieraus kann man sehen, daß ich in vielen Dingen die richtige Zeit nicht habe bestimmen können; besonders, was unseren Aufenthalt in Madagascar, Mosambique, Goa, und die fernern Reisen bis zu meiner Ankunft nach Barcelor anlanget. Auf diesen traurigen Zügen habe ich nicht die geringste Gelegenheit gehabt, etwas anzumerken; und

ich hielt es auch für unnöthig, da ich täglich den Tod vor Augen sah. Ich habe also vieles aus meinem Gedächtnisse geschrieben, und will davon blos dieses sagen, daß der Leser keine Unwahrheiten in diesem Werke finden werde; dafür aber kann ich nicht stehen, wenn ich in Ansehung der Zeit um eine oder ein paar Wochen fehle.

Ich kann auch nicht glauben, daß der Leser dabey viel verlieren werde; denn es kömmt auf die Wahrheit und auf die seltsamen Umstände der Reise selbst an. Von jenen kann man sich auf allen Contoren der Compagnie überzeugen: und was meine Begebenheiten anbelanget, so sind sie von einer ganz andern Art, als alle diejenigen, die mir jemals bekannt

ge=

geworden sind. Der Anfang derselben ist auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, denn auf meiner Reise aus meinem Vaterlande bis dahin, ist nichts besonderes vorgefallen. Ich wurde am erst erwähnten Orte als Landmesser und Landchartenverfertiger bey einer Unternehmung nach Rio de la Goa angenommen; von welcher Unternehmung und von der Beschaffenheit des Landes ich in diesem Buche ausführlich handele. Von da gehe ich weiter, und erzähle meine unerhörten Widerwärtigkeiten, und sonderbare Reisen von einem Orte zum andern, bis ich nach Batavia komme. Und weil diese Reise meines Wissens niemals so weit zu Lande von irgend einem Reisenden unternommen worden

ist, so berichte ich zugleich, was ich Merkwürdiges gefunden habe.

Zur Erläuterung der Entdeckung dieses Landes mag folgendes als ein kurzer Vorbericht dienen.

Man findet keine Gegend in der Welt, die weniger bereiset wäre, als das Innerste von Africa: und die östliche Küste desselben wird von keinen andern Christen, als von den Portugiesen besuchet. Dieses ist die Ursache, warum wir und andere blos einen ungebildeten Begriff davon haben; indem man keine andern Landcharten davon hat, als die sie selbst bekannt gemacht haben. Unsere Landcharten sind meistentheils Copien von der Portugiesen ihren, worinnen sie so gar die Hauptstadt von Mo-

nomo-

nomotapa mit großem Vorbedachte beynahe hundert und dreyßig Meilen zu weit nach Norden gestellet haben; welches sie lediglich darum gethan, um andere Nationen zu verführen, und ihnen alle Gelegenheit abzuschneiden, an ihrem Gewinnste Antheil zu nehmen.

Mosambique halten sie für das Hauptcontor auf der Ostküste von Afrika. Es liegt unter dem funfzehnten Grade süder Breite. Sie besitzen außerdem noch die niedern Küsten von Sofala, Melinde, u. s. w. nebst den dazu gehörigen Contoren und Festungen, wo sie starke Besatzungen halten. Ueber dieses benimmt auch zum Theil die allzu

große Entfernung andern die Lust, diese Küste zu besuchen. Um nun darinnen desto sicherer zu gehen, so haben sie mit dem Kaiser von Monomotapa ein Bündniß geschlossen, kraft dessen sie alleine daselbst die Handlung zu treiben berechtiget sind. Der Kaiser hat ihnen nicht nur dieses zugestanden, sondern auch zugleich den freyen Zugang zu den reichen Goldminen erlaubet, welche mit denen von Peru in America in Vergleichung gebracht werden können. Sie können daselbst ganz ungehindert in die Bergwerke gehen, und so viel Gold herausholen, als ihnen beliebt; wofür sie den Kaiser mit Parfum, Ambra und andern wohlriechenden Dingen versehen, welche er täglich zum Räuchern

nöthig

nöthig hat. Ferner tauschen sie alles Gold, Elephantenzähne, und was das Land hervorbringt, gegen geringe Sachen mit unglaublichem Vortheile ein.

Sie senden jährlich ihre Factors mit Chaluppen, und geringern Fahrzeugen die Küste aufwärts und südwärts ab, bis nach Rio de la Goa, welches der äusserste Platz ist, und wo sie sich fest gesetzet haben; desgleichen nach Rio de Spirito Santo, wo sie eine Festung angeleget, und bis ins Jahr 1692. eine Besatzung unterhalten, da sie diesen Platz wieder verlassen haben. Dieses haben sie vermuthlich darum gethan, weil sie nicht Vortheil genug davon hatten; welches auch mit dem mündlichen

Berichte

Berichte eines weggelaufenen Sclaven, den wir bey unserer Ankunft zu Rio de la Goa fanden, und der als Dollmetscher gedienet hatte, übereinkam. Dieser Sclave bezeugete, sich zu erinnern, daß die Portugiesen an gemeldetem Orte ihre Vestung abgetragen und verlassen hätten.

Diese Fahrzeuge dienen zu gleicher Zeit zum Creuzen, um die Mohren und andere Völker von dieser Küste abzuhalten. Sie wollen diese grossen Vortheile alleine besitzen; und haben sie auch mit Ausschlüßung aller andern Nationen bis auf den heutigen Tag wirklich besessen.

Der

Der große Ueberfluß an Golde, den dieses Reich von Monomotapa den Portugiesen jährlich verschafft, kann nicht genau bestimmet werden: man kann ihn aber einigermaßen aus der großen Menge von Golde, die jährlich von dem Hauptcontore Mosambique nach Goa und nach Indien verführet wird, wie auch aus dem Reichthume abnehmen, den die Guverneurs während ihres dreyjährigen Aufenthaltes sammeln, und der jährlich auf einige hundert tausend Ducaten geschätzet wird. Was daran sey, weiß ich nicht: dieses aber habe ich gesehen, und weis aus der Erfahrung, daß Mosambique jährlich mehr Gold abschickt, als alle übrige Plätze in Indien zusammen liefern können. Ein

Ein gewisser Portugiese Namens Lomootsie kam durch Schiffbruch auf die Küste von Sofala, und wurde von ungefähr auf einem Hocker, der von dem Vorgebirge der guten Hoffnung nach Terra Natal geschickt worden war, an das Cap gebracht. Dieser hat, wie mir gesagt worden ist, dem Rathe daselbst von dem sonderbaren Reichthume an Golde u. s. w. der in diesem Lande befindlich wäre, Nachricht gegeben. Hierauf ist in dem Vaterlande beschlossen worden, eine Unternehmung zu machen, um die Beschaffenheit dieses Landes genauer zu entdecken. Sie übergaben dem Herrn van Nieuwhof die Direction dieser Unternehmung: dieser kam auch mit den dazu bestimmten

Hockern,

Hockern, das Cap und Gouda genannt, an; starb aber allhier. An dessen Stelle wurde Herr Wilhelm van Taak erwählet, unter dessen Befehlen man diese Unternehmung ausgeführet hat; auch hatte man ihm so viel Mannschaft und Materialien mitgegeben, als zur Erbauung einer Festung nöthig war.

Die Befehlshaber hatten Ordre, die Fahrzeuge der Compagnie mit Gold und andern kostbaren Waaren zu beladen, und sie sogleich wieder zurück zu schicken. Dieses kam unter das Volk; daher ein jeder diesem Unternehmen beyzuwohnen begierig war. Einige thaten es aus Neugierde, andere aber

um

um ein geschwindes Glück zu machen. Auch ich begab mich dazu, wie ich bereits angeführet habe; und wenn man den Ausgang dieses Unternehmens wissen will, so darf man nur dieses Werkgen lesen, wenn man anders Lust dazu hat.

Innhalt.

Erstes Hauptstück.

Zweytes Hauptstück.

)(

und

Drittes Hauptstück.

Viertes Hauptstück.

Fünftes Hauptstück.

Sechstes Hauptstück.

Siebentes Hauptstück.

Achtes Hauptstück.

dem

Neuntes Hauptstück.

Zehntes Hauptstück.

Innhalt.

Anhang.



Auszug

aus Jacob Frankens unglücklichen Reise, welche er in den Jahren 1756, bis 1760. gethan hat.

Art

Innhalt.

Erstes



Jacobs de Bucquoy sechzehnjährige Reise nach Indien.

Erstes Hauptstück.

Abreise von dem Vorgebirge der guten Hoffnung nach Rio de la Goa. Ankunft daselbst; Vorfall mit den Eingebohrnen, und was dem Verfasser auf den Zügen begegnet ist, die man weiter ins Land gethan hat. Fernere Beschreibung des Landes, wie auch der Sitten, Gewohnheiten und Lebensart der Einwohner.

Nachdem ich Europa größtentheils durchreiset hatte, so begab ich mich im Jahre 1719. bey der Ostindischen Compagnie in Dienste. Wir reiseten im Monat November mit dem Schiffe die Amazone aus Holland ab, und kamen den 4. März des folgenden Jahres,

 auf

auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung an; von da wir den 12. Februar 1721. unter den Befehlen des Herrn **Willhelm van Taak**, mit den Hockern, das **Cap** und **Gouda** nebst der Galiotte **Seeland** absegelten, um unsere Reise nach **Rio de la Goa** fortzusetzen. Den ersten April entdeckten wir ungefähr zehn bis zwölf Meilen seitwärts von dem Vorgebirge **Corientes** unter dem 24. Grade 40. Min. der Breite Land, und segelten längst der Küste von **Inhambano** hin. Dieses Vorgebirge präsentirte sich niedrig, mit einem sandigen Strande bis nahe an die Ecke der Bay **Rio de la Goa**, welche wir den dritten April besegelten. Wir befanden, daß sie unter dem 26. Grade süder Breite lag, welches auch mit denen uns mit gegebenen Nachrichten überein kam.

Diese Bay ist an dem Munde W. N. W. vier Meilen breit. Wir ließen die Galiotte vorsegeln, das entdeckte Eyland **St. Maria** linker Hand liegen, und hielten uns dem östlichen Ufer am nächsten. Als wir hineinsegelten, sahen wir **Rio de Spirito Santo** deutlich: allein da uns der Steuermann **Pool**, den man uns mit gegeben, und der hier bekannt zu seyn vorgegeben hatte, zum Lootsmann dienete, so verführete er uns, und wir sahen am Ende, daß er niemals da gewesen war. Wir segelten also diesen schönen Fluß vorbey, weil er vorgab, daß er tiefer in der Bay läge: und indem wir auf gutes Vertrauen fortsegelten, so kamen wir endlich in einen salzigen Fluß vor Anker. Der

Der Anker war kaum in den Grund, als eine Menge Canots *) mit dasigen Landeseinwohnern an Bord kamen, und Früchte nebst zween Böckgen mitbrachten, welche sie dem Befehlshaber verehreten; wogegen wir sie mit einigen Kleinigkeiten an Corallen, Spiegeln u. s. w. beschenketen, die sie sehr begierig annahmen, und sorgfältig betrachteten.

Diese Einwohner kamen mir erschrecklich vor: sie waren durchgängig stark und untersetzt; sahen ganz schwarz aus, und giengen nackend; ausgenommen daß sie die Schaamglieder mit einem von Binsen geflochtenen Körbgen bedeckt hatten, welches an einer um den Leib geknüpften Schnure befestiget war, und ungefähr 12. bis 14. Zoll lang auf der Seite heraus stund, so daß es sehr wunderlich anzusehen war.

Den Nachrichten zufolge, welche man uns von dem Cap mitgegeben hatte, sollten wir auf der Insel **St. Maria** und an dem Flusse **Spirito Santo** Menschen von einer ausserordentlichen Größe finden. Wir fanden zwar, daß sie ziemlich groß waren; doch aber keinen einzigen, der sieben Fuß hoch gewesen wäre: gleichwohl habe ich nachgehends von dem Portugiesen, **Lamotius** erfahren, aus dessen Munde ich dieses anführe, daß man die Richtigkeit seines Vorgebens wohl gefunden haben würde, wenn man unterschieden hätte, was er von den Strandvöl-

*) Sind kleine innländische Fahrzeuge.

fern auf der Küste von **Monomotapa** und denen von **Sofala** berichtet hätte; denn er war eigentlich blos auf dieser letzten Küste geblieben, und da findet man außerordentlich große Wilden. Dieses habe ich auch von dem Portugiesen gehöret, und stimmt mit dem überein, was mir Herr **Thomas Swartwoldt** mündlich erzählet hat. Dieser Herr, der sich in den Jahren 1710. und 1711. auf dem Schiffe **Doornik** befand, welches mit dem Schiffe **Barneveld** in Gesellschaft war, kam auf seiner Reise von dem Cape nach Indien: und als sie zwischen **Madagascar** und der östlichen Küste von Africa hinsegelten, kamen sie zu weit unten auf diese Küste. Das Schiff **Barneveld** blieb auf den Sandbänken bey dem Flusse **Sarongo** oder Seringe ungefähr 70. Meilen auf der Seite von **Mosambique** sitzen. Er hielt sich bey dieser Gelegenheit einige Wochen daselbst auf, weil er die Güter der Compagnie so viel als möglich zu bewahren suchen muste, bis ein ander Schiff von Batavia kam, um ihn nebst den noch übrigen Gütern abzuholen. Er versicherte, daß er niemals grössere Leute gesehen habe, als diese Bewohner der Küste von Sofala, welche durchgängig 7. bis 7 ½ Fuß hoch wären. Sie waren grausam anzusehen, und ermordeten fast alle Fremden, die auf ihre Küste zu kommen das Unglück hatten. Er erzählete mir zugleich, daß nicht gar drey Wochen vor ihrer Ankunft, drey englische Schiffe auf diese Küste gekommen wären,

ren, um daselbst zu handeln, und daß sie da sie diesen Leuten zu viel getrauet hätten, insgesammt, einen einzigen Jungen ausgenommen, der mit genauer Noth entkommen, von ihnen ermordet worden wären.

Die Todten, die in ihrer Gegend sterben, begraben sie nicht; welches auch die von Monomotapa zu thun pflegen. Sie schenken sie ihren nächsten Nachbarn, welche sie in Stücken zerhauen, sie austheilen und auffressen. Diejenigen welche sie im Kriege gefangen bekommen, fressen sie selbst; welches auch die Völker von Rio de la Goa thun. Sie liefen ganz nackend, und lebten wild. Sie hatten weder Götzen, noch äusserliche Religionsübungen; doch waren sie ehrerbietig gegen die aufgehende Sonne; und bey dem neuen und vollem Monde, hatten sie ihre Feste, so, wie die von Rio de la Goa. Ferner kamen ihre Sitten und ihre Lebensart mit den Völkern überein, welche die Ostküste von Africa bewohnen; nämlich in Monomotapa, Sofala bis an das Reich von Magadora.

Sie waren in ihrem Gesichte nicht zerschnitten, wie die von Rio de la Goa, sondern glatt, und hatten kurzes krauses Haar. Sie hassen alle Fremden, daher man diese Küste von Sarongo oder Seringe wohl zu vermeiden suchen muß.

Wenn man gleich Mangel am Wasser oder Proviant hat, so thut man doch allezeit besser, auf die Insel Madagascar überzufahren. Dieses

ses kann man unter dem 15. Grade südlicher Breite sehr beqvem thun; und in dem Flusse Masaliet ist alles zu bekommen, was man nöthig hat.

Ferner erzählete er mir, daß die Küste von Sofala voller Sandbänke und gefährlicher Untiefen wäre; daß sie von 10. Faden sogleich bis auf 3. das Senkbley geworfen, und überall seichte Oerter gefunden hätten; daß sie als das Schiff **Barrezande** sitzen geblieben wäre, den Anker 3. bis 3½ Faden tief hätten fallen lassen, und überall mit Untiefen umgeben gewesen wären. Es ist daher für die Ceitonischen Schiffe, welche von dem Cap nach **Ceilon** fahren, und zwischen Madagascar durchsegeln, am sichersten, dem Ufer nicht zu nahe zu kommen, sondern wenn sie über dem Vorgebürge Corintes die gefährlichen Untiefen **Bajores** und **Judja** vorbey sind, wenigstens 25. bis 30. Meilen von dem Walle bleiben, um nicht in den Zug der Sandbänke zu verfallen, wie es diesen Ceilonischen Schiffen wiederfuhr.

Auch muß man den Meerbusen von Sofala vermeiden, weil bey der Mündung des großen Flußes Cuama, wovon der Seringe ein Arm ist, ein starker Wirbel von Mälströmen ist, welche die Schiffe unvermerkt nach den Bänken zuziehen. Man muß demnach seinen Lauf von dem 23. Grade an nach Nord-Ost zunehmen, bis man bey Mosambique vorbey ist.

Ihr

Ihr Haupthaar war wollicht, wie der Caffern ihres; und sah wegen des vielen Fettes, das daran klebte, beynahe einem frieslåndischen Schiffermützgen åhnlich. In ihr Gesicht, in ihre Brust und in ihre Arme waren Figuren eingeschnitten, und die Zåhne geschårft, wie eine Såge.

So rauh sie uns åußerlich vorkamen, eben so viehisch fanden wir sie in ihrer Lebensart. Folgendes mag ietzt genug davon seyn, und der Leser kann auf ihre übrigen Sitten daraus schliessen, wovon ich jedoch in der Folge ausführlicher handeln werde.

Wir ließen ermeldete Böckgen schlachten, und ihr Oberhaupt bath sich sogleich bey unserem Befehlshaber das Eingeweide davon aus, worinne ihm auch gewillfahret wurde. Sie rissen es von einander, schüttelten die Unreinigkeit ein wenig heraus, und aßen es so begierig, daß ihnen der Dreck an dem Maule herunter lief. Von der Schamhaftigkeit schienen sie nichts zu wissen.

Den folgenden Tag stieg der Befehlshaber mit den Landtruppen ans Land, um zu sehen, wo er einen beqvemen Platz ausfündig machen könnte, um sich fest zu setzen.

Die Landsoldaten bestunden aus 54. Mann, und sie zogen in guter Ordnung mit klingenden Spiele von dem Strande ins Land hinein. Ungefåhr einen Canonenschuß von dem Ufer lagerten wir uns in einer Flåche, die rings herum

mit Bäumen umgeben war, wo wir ungefähr drey bis vier tausend gewaffnete Innländer fanden, die uns erwarteten. Unter diesem Haufen befand sich ein alter entlaufener Portugiesischer Sclave, der als Dollmetscher zum Vorschein kam, um uns zu fragen, was für Leute wir wären, wo wir herkämen und was wir verlangten. Wir antworteten ihnen, daß wir als Freunde kämen, um mit ihnen zu handeln. Wir ersuchten sie hierauf ein Zelt daselbst aufschlagen zu dürfen, um unsere Waaren ans Land zu bringen, und sie stunden es ohne Bedenken zu. Sogleich wurde dem Volke Befehl gegeben Zelter, Proviant und andere nöthige Sachen ans Land zu bringen.

Der Befehlshaber verboth bey Leib und Lebensstrafe, daß sich niemand unterstehen sollte seinen angewiesenen Posten zu verlassen, oder den Innländern etwas mit Gewalt zu nehmen, noch weniger sich mit den Weibspersonen abzugeben, weil daraus allerley Unheil entsteht. Diesen Befehlen wurde auf das genauste nachgelebet, bis wir etwas vertrauter mit ihnen wurden. Das Volk wurde nachgehends eingetheilet, und zur Arbeit angehalten. Das erste was man that, war, einen beqvemen Platz auszusuchen, um eine Festung abzustechen; und dieses thaten wir an den Ufern des Flusses. Man fällete die Bäume, welche da herumstunden, verbrannte das Unkraut, und das Gesträuch; und die Matrosen giengen unterdessen täglich aus, Pali-

Palisaden und Pfähle zu holen. Die Eingebohrnen halfen ebenfalls, indem sie rund um den Platz einen Graben machten. Die Weiber trugen Sand und Erde zu; kurz, ein jeder that das Seinige, um so bald als möglich eine Verschanzung aufzuwerfen, welche uns für den Anfällen der Eingebohrnen schützete, die ihre diebische Neigungen des Nachts dann und wann blicken ließen.

Nicht lange darnach besuchte uns der Himmel mit Krankheiten, welche einen nach dem andern überfielen. Täglich sturben ihrer drey bis viere; die in vier und zwanzig Stunden gesund und todt waren, so, daß wir in weniger als sechs Wochen bey nahe zwey Drittheile von unserem Volke verlohren hatten. Die übrigen waren krank und hier und da zerstreuet. Im ganzen hatten wir kaum sechs oder acht Mann, welche den Platz zu besetzen im Stande waren.

Der Herr van Taak hatte zu seinem Vergnügen einen großen Dänischen Hund von dem Cap mitgenommen: dieser that uns bey unsern Umständen große Dienste; denn so lange als wir auf dem freyen Felde campirten, kamen die Eingebohrnen des Nachts um eines und das andere zu stehlen, indem sie die Schildwachten im finstern zu passiren wußten, ohne daß sie es merkten: allein unser Tromp, der von sich selbst beständig die Runde gieng, konnte dieselben besser durch den Geruch als unsere Schildwachten mit dem Gesichte entdecken, und biß die Schwarzen so

unbarmherzig, daß verschiedene die Zeichen davon Zeit Lebens an sich getragen haben. Er befreyete uns also in dieser äußersten Noth nicht nur von dieser Gefahr, sondern verhütete auch, daß niemand von uns ermordet oder beschädiget wurde; und setzete dieses so lange fort, bis wir verschanzet waren.

Diese ganze Zeit über hatten wir uns unter aufgeschlagenen Zelten, die mit Segeltuche bedeckt waren, aufgehalten. Am Tage war die Sonne so brennend heiß, daß die Schuhsohlen versenget wurden, und daß man vor Durst hätte verschmachten mögen. Da auch in dieser Gegend kein süsses Wasser zu finden war, so musten wir in Löchern und Graben welches suchen, das so salzig und salpetrig war, daß es gar keinen Durst löschete. Grüne Sachen, oder andere innländische Gartengewächse gab es nicht, außer einigen Früchten, als Pisangs, Ananas, und andere, welche dieses Land hervor bringt; daher wir uns sehr erbärmlich behelfen mußten. Hierzu kam die strenge Kälte des Nachts, die so grimmig war, daß wir es kaum beym Feuer aushalten konnten. Auch fiel ein großer Thau, der so stark war, daß er durch Zelt und Decken drang; daher wir des Morgens so naß waren, als wenn wir im Wasser gewatet hätten. Hierdurch entstunden auf der Haut Erhöhungen, die wie Blattern oder Geschwüre aussahen, welche uns eine unausstehliche Pein verursachten. Wenn man daran drückte, so kamen Würmer heraus-

herausgekrochen, die so dicke als ein Federkiel, und meistentheils einen Zoll lang waren. Hiervon war niemand befreyet. Durch den ersten Anfall dieser Krankheit, die mit einer brennenden Hitze und mit einem Fieber kam, fielen wir so gleich in eine Phantasie, und viele sturben binnen zwey- bis drey mal vier und zwanzig Stunden. Wer dieses überstund, wie mir und vielen andern begegnete, der war Monate lang schwach, ehe er wieder zu Kräften kommen konnte. In diesen betrübten Zustande nahm uns der Himmel unsern Befehlshaber, den Zweyten, und den Ober-Ingenieur, dessen Platz mir aufgetragen wurde. Dieser hatte die Festung nach der Wahl des Befehlshabers abgestochen, und ich habe sie vollendet. Die Matrosen, und alles was Dienste thun konnte, arbeiteten Tag und Nacht, um uns nur zu verpalisadiren, damit wir doch des Nachts sicher seyn möchten. Wir hatten täglich Händel mit den Eingebohrnen, weil ihnen alles anstund. Des Nachts waren wir beständig auf unserer Hut, weil wir ihnen nicht trauen konnten. Nachdem wir endlich unsere Festung fertig hatten, so war es nöthig, das Innere des Landes etwas genauer zu untersuchen. Zu dem Ende wurden dann und wann einige Landzüge gethan, die aber wenig fruchteten. Ich machte mir ebenfalls was zu schaffen, und nahm von der Bay eine Charte auf. Die Steuerleute giengen mit den Matrosen in die Bay, die Sandbänke und Tiefen auf-

zu-

zu suchen, und die Flüsse zu entdecken, besonders aber diejenigen, die süßes Wasser hatten; denn wir wusten aus den uns mitgegebenen Nachrichten, daß Rio de Spiritu Santo in dieser Bay seyn muste. Wir entdeckten auch diesen Fluß, aber zu spät; denn es wäre nicht rathsam gewesen, mit so wenigem Volke und nach so vielen aufgewendeten Kosten an einen andern Platz zu ziehen. Die Befehlshaber fanden es ebenfalls nicht vor gut: allein es wäre ihre Pflicht gewesen, es zuvor zu thun, ehe man sich fest gesetzet hätte.

Vorsicht, die man bey der Besitznehmung eines fremden und neuentdeckten Landes anzuwenden hat.

Wenn man eine fremde Küste entdecket, oder von einem unbekannten Lande Besitz zu nehmen sucht; so muß man in der Wahl des Platzes, wo man sich fest setzen will, sehr vorsichtig seyn.

Das erste, welches ich vor nöthig halte, ist, daß man so lange auf seinen Schiffen bleibe, bis man von der Beschaffenheit des Landes und von der Art des Volks Erkundigung eingezogen hat. Ferner ist nöthig, daß man ihm nicht so leicht traue, oder ihren Worten und äußerlichem Bezeigen zu geschwind Glauben beymesse, sondern ein vorsichtiges Mistrauen gegen sie hege. Die Erfahrung hat dieses unsere Vorgänger, wiewohl vielmals

vielmals zu spät, mit Verlust von Gut und Blut gelehret: denn da sie ihrem äußerlichen Betragen und freundlichem Umgange zu geschwind traueten, so haben sie sich oft diese Sorglosigkeit zu Nutze gemacht, und alles umgebracht was sie nur antreffen konnten.

Hundert dergleichen Erfahrungen findet man in den Reisebeschreibungen derer, welche diese Länder zuerst entdecket haben, angeführet.

Wenn man sich anfangs ans Ufer macht, so muß man wohlgewaffnet seyn, und das Volk in dem Boote bleiben lassen, Diejenigen welche ans Land treten, müssen, wenn es möglich ist, entweder von dem Geschütze des Schiffes oder von dem Volke, das in dem Boote ist, beschützet werden können. Keiner von dem Volke darf sich seitwärts absondern, sondern alle Abende wieder am Bord fahren; dieses muß auch so lange geschehen, bis man ihre Gesinnungen und Gewohnheiten etwas näher kennen lernet.

Hierauf wird es Zeit, sie zu fragen, was ihr Land an Gewächsen, Früchten, Vieh und andern zum Unterhalte nöthigen Dingen hervorbringe. Ferner, womit sie sich beschäftigen, worinnen ihr Handel bestehe u. s. w.

Steht man nun mit ihnen in einem guten Verständnisse, so suchet man nach und nach einen bequemen Ort, wo man sich fest setzen will: diese Wahl muß, wenn Flüsse mit süßem Wasser vorhanden sind, innerhalb der Mündung derselben geschehen. Denn da sich das Seewasser, wenn

wenn es aufschwillt, wohl zwey bis drey Meilen mit dem Flußwasser vermischet, so trinkt das Volk meistentheils Brakwasser, welches man zu vermeiden suchen muß.

Befinden sich Inseln in dem Flusse, die zugleich zur Handlung bequem liegen, so muß man vor allen Dingen diese wählen: denn alsdenn ist man von der Natur durch das herumlaufende Wasser sicher genug; und man kann von außen nicht so leicht überfallen werden, wenn man gute Wacht hält, welches bey dergleichen Umständen überaus nöthig ist.

Ist dieses nicht, und man befindet, daß der Fluß zu allen Zeiten mit Barken und Booten befahren werden kann, so geht man so hoch als nöthig ist, um allezeit frisch Wasser zu haben.

Hat man frisch Wasser, so kann man auch mit wenig Mühe alle grüne Sachen und Gartengewächse ziehen: und die Eingebohrnen können es in Kriegszeiten nicht abschneiden, wie es uns begegnet ist.

Hat man eine Gelegenheit ausgesehen, und den Ort, wo man sich aufzuhalten willens ist, gewählet: so stellt man ihnen vor, wie unbequem es sey, die Waaren hin und wieder zu schaffen. Man ersuchet sie um einen Platz, wo man die Güter in Sicherheit bringen könne, und biethet ihnen ein gutes Geschenk dafür an, oder kauft Grund und Boden von ihnen. Hätten wir es auf diese Art angefangen, so bin ich versichert, wir würden so wohl als ehemals die

Portu-

Portugiesen, da sie Rio de Spiritu Santo entdeckten, und ihre Festung auf einer Insel zwey oder drey Meilen von der Mündung anlegten, unsere Festung mit mehr Sicherheit gebaut haben; das Volk würde natürlicher Weise erhalten worden seyn. Dieses sey jedoch im Vorbeygehen gesagt.

Rio de Spritu Santo ist ein großer Fluß, der unter dem 21. Grade südlicher Breite, und dem 39. Grade 30. Minuten der Länge in dem Gebirge Degor entspringt; aber nicht, wie die meisten vorgeben, an dem See Zachaf. Sein Lauf geht erstlich 70. Meilen nach Osten, alsdenn macht er eine Krümme nach Nordost und geht weiter nach Norden, bis hinter die Goldmine. Er ist in allem bis an den Ort, wo er entspringt, ungefähr 150. Meilen lang. Es ist ein schöner frischer Fluß, der in der guten Mousson bis an die Negerey Manisse, das ist, reichlich 40. Meilen, von dem Ausflusse an, fahrbar ist. An beyden Seiten sieht man ein flaches und ebenes Land: weiter hinauf aber kann er wegen der Wasserfälle, Klippen und Untiefen nicht mehr befahren werden. Ich glaube jedoch, daß man in der Regenzeit wohl noch etliche 30. Meilen weiter hinauf kommen könnte. In diesem Flusse halten sich eine Menge von Seekühen auf, die des Nachts auf dem Lande grasen. Sie sind dem Nilpferde ganz ähnlich; und die Portugiesen nennen dieses Thier Caval de Marine. Dieses Thier lebt so wohl auf dem Lande,

als

als in der See und in den Flüssen. Seine Gestalt ist einem Ochsen gleich, und gemeiniglich wägen sie 16000 bis 17000 Pfund. Es hat einen völligen Körper, ist mit kurzen Haaren bedeckt, die mausefahl aussehen; Der Kopf ist oben platt, und ohne Hörner; es hat breite Lippen, und einen erschrecklichen weiten Rachen, nebst starken Zähnen, wovon viere besonders hervorragen, als zween in dem obern Kinnbacken, und zween in dem untern. Ich habe welche gesehen, die zehn bis zwölf Zoll lang waren. Es hat große breite Ohren und große hervorstehende Augen: vier Füße, die mit Hufe versehen sind, und gespaltene Klauen. Der Schwanz ist kurz und spitzig ohne Quaste. Es ist fett und gut zu essen: ja man kann das Fett so gar ohne allen Eckel trinken. Es graset an den Ufern, auf morastigen und überschwemmten Gegenden, und ist gefährlich, wenn man es verfolgt oder verwundet. Diese Thiere können eine Schaluppe mit ihren Zähnen durchbohren und über den Haufen werfen, wenn man sie aber nicht reitzet, so thun sie niemanden etwas zu Leide.

Ferner findet man in diesem Flusse eine Menge von allerhand eßbaren Fischen. An seinem Ausflusse ist er eine Meile breit. Gerade vor der Mündung liegt eine Sandbank, über welche man bey niedrigen Wasser kaum mit einer Schaluppe kommen kann. Ist man aber bey dieser Sandbank vorbey, so kann man mit großen Schiffen bis nahe an die Negerey Ma-

nisse

nisse fortsegeln, und man findet überall sechs bis sieben Faden Wasser. Bey dieser Negerey fanden wir eine Quelle mit Goldsande, welches wahrscheinlicherweise eine Goldader war; Denn tiefer in dem Lande sind die Goldbergwerke, und die Portugiesen haben ehemals in der Mündung dieses Flusses eine Festung gehabt. Der Guverneur von Masambique hat mich versichert, daß sie jährlich daselbst ungefähr dreyßig Pfund Gold eingetauschet hätten: doch Gold haben wir nicht gesehen; wohl aber viel Kupfer, welches der Goldfarbe ziemlich nahe kam.

Unsern mitgegebenen Nachrichten zufolge, muste die Hauptstadt des Königreichs Monomotapa ungefähr 80 Meilen von dem Ausflusse des nördlichen Ufers liegen, wie man es auch in den meisten alten Charten so angezeiget findet: allein weder die Eingebohrnen, noch sonst jemand hat sie hier finden können. Hierüber darf man sich nicht wundern, denn das Reich Monomotapa gränzet gegen Süden an das Königreich Sofala, und dieses scheidet Monomotapa von dem Reiche Manisse: die Hauptstadt von Monomotapa aber liegt unter dem 18 Grade südlicher Breite und dem 45 Grade 20 Minuten der Länge; und Rio de Spiritu Santo unter dem 26 Grade südlicher Breite, so daß die Hauptstadt ungefähr 120 bis 130 Meilen weiter nach Norden zu liegt. Hieraus kann man sehen, wie weit man sich auf die Charten und Nachrichten anderer verlassen kann, zumal wenn sie Vor-

theile dabey haben, wie die Portugiesen. Monomotapa ist so reich an Goldminen auf der Ostküste von Africa als Perü in Amerika; und ich glaube, daß dieses das rechte Ophir sey. Während meiner Anwesenheit zu Mosambique habe ich den Ueberfluß an Golde gesehen, den die Portugiesen mit kleinen Barken von der Küste von Sofala und Monomotapa jährlich brachten, und der von da nach Damon de Diu und Goa und weiter von den Mohren nach Indien geführet wurde. Wenn ein Guverneur auf dem Hauptcontor Mosambique seine drey Jahre gewesen ist, so glaubt man, daß er einen königlichen Schatz gesammelt habe. Und dieses ist die Ursache, daß die Portugiesen diesen unschätzbaren Platz vor andern Nationen verborgen gehalten, und ihm in der Charte eine falsche Stelle gegeben haben, wie in den meisten alten Charten zu sehen ist. Ich verlasse nunmehro diesen berühmten Fluß und kehre wieder zu meinem unglücklichen Posten zurück.

Als das Fort Rio de la Goa fertig war, und ich die Charte von der Bay aufgenommen hatte, so wurde für gut befunden, einen von den Hockern mit den eingetauschten Waaren, die in Reiß, Elephantenzähnen, Wachs und Ambra bestunden, nebst einem Berichte von unsern betrübten Zustande, nach dem Vorgebirge abzuschicken. In eben dieser Jahreszeit kam die kleine Jacht Uno mit achtzig Mann frischem Volke, Victualien und andern dem Contor nöthigen Dingen auf

auf hiesiger Rhede an. Das Schiff wurde ausgeladen; und nachdem unsere eingetauschten Waaren wieder eingeschiffet waren, so segelte es nebst den Galiotte ab; und der Hocker das Cap genannt blieb bey dem Contor.

Wir waren nunmehro mit allem versehen, sahen uns im Stande die Eingebohrnen abzuhalten, und fürchteten keinen Zufall mehr; aber ach! ich befand dasjenige nur allzuwahr, was Sancho Pansa zu seinem Herrn dem Don Quixotes sagte, als er ihn bey seinen unglücklichen Zufällen trösten wollte: Was zum Heller geschlagen ist, wird niemals zum Groschen. Gewiß, wenn es scheint, daß wir am weitsten von der Gefahr sind, so sind wir ihr vielmals am nächsten, wie solches uns ebenfalls begegnete. Ehe ich aber weiter gehe, so will ich von diesem Lande, von der Art und von den Sitten der Einwohner meinen Lesern eine kurze Beschreibung mittheilen.

Lage und Beschaffenheit von Rio de la Goa, und den umliegenden Gegenden.

Diese Bay liegt, wie ich bereits gesagt habe, unter dem 26 Grade südlicher Breite auf der Küste von Africa ungefähr 200 Meilen von dem Vorgebirge der guten Hoffnung in dem Königreich Biri: gränzet gegen Norden an das Reich Inhambano, und ist von der Mündung

von Rio de Spiritu Santo bis an Rio de Marques ungefähr 4 Meilen weit. Dieser letzte Fluß schreidet das Reich Biri von Terra de Tempuris.

Die Tiefe, von der Insel St. Maria bis an die rothe Ecke gerechnet, beträgt ungefähr 6 Meilen, und zieht sich gegen Osten und Westen aus einander. In dieser Gegend haben die Holländer ihre Festung angelegt. Große Schiffe sind für diese Bay unbequem, weil sich überall Untiefen und Sandbänke befinden.

Das Land rund herum ist morastig, und an den Ufern findet man viel Gesträuche. Weiter in das Land hinein giebt es viel Hügel; der Grund ist trocken und unfruchtbar, und die grünen Sachen und Kräuter sind wie verbrannt. Man findet nirgends süßes Wasser zum Trinken als im Rio de Spiritu Santo: dasjenige so man trinkt, ist überall brak und salpetrig; ja man trinkt so gar bisweilen Salzwasser, wie ich selbst mehr als einmal gesehen habe. In dem Innern des Landes findet man viel Wälder und Gebüsche.

Das Vorgebirge liegt ungefähr 30. Meilen von dem Landgebirge, in welchem sich verschiedne Arten von Völkern aufhalten, die beständig mit einander Krieg führen.

Das Land giebt wegen seiner Unfruchtbarkeit wenig Früchte: die Ananas und Pisangs sind die vornehmsten. Auch findet man daselbst eine Art von Samen, der dem Coriander ziemlich

lich ähnlich, und der Eingebohrnen ihre allgemeine Nahrung ist. Die Weiber stossen ihn zu Mehle, vermischen es mit Wasser, welches, wenn es gekocht ist, bey nahe wie saure Buttermilch schmecket. Diesen Tränk haben sie auf allen Festen, und können sich einen Rausch darinnen trinken. Man findet auch daselbst eine Menge von Schleimäpfeln, die einen herben und zusammen ziehenden Geschmack haben, und deren Kernen wie Mispelkerne aussehen. Man findet ferner daselbst eine Art von Bohnen, die sehr gut zu essen sind.

Aloe giebt es hier so viel, daß man überall welche findet; auch Taback, doch dienet er wegen seiner Fettigkeit nicht zum Rauchen. Die Felder und Wälder sind mit allerley Wilde versehen, als Löwen, Tygern, Elephanten, Nashörnern, Elenden, Gemsen, Hirschen, Wölfen und wilden Eseln. Weiter findet man daselbst eine Menge von Ungeziefer, als Scorpione, Tausendfüße, Schlangen, Eydexen und Ratten, die so groß sind als eine kleine Katze. In den Wäldern trifft man eine Menge Honig und Wachs an; auch findet man daselbst Ambra von der besten Gattung.

In dem Innern des Landes hat man Gold- Kupfer- und Eisenminen; aber nicht genug, um die Unkosten eines Contors zu tragen. Alles, was man in einem Jahre verhandeln kann, würde kaum denn vierten Theil von den Unko-

sten abwerfen; und dieses ist die Ursache, warum die Portugiesen diesen Platz verlassen haben.

Art und Sitten der Einwohner.

Alle die Völker, die sich an den Ufern rund um das Vorgebirge der guten Hoffnung herum aufhalten, werden gemeiniglich Caffern genennet. Doch giebt es verschiedne Gattungen derselben. Einige, als die Hottentotten, haben keinen gewissen Wohnplatz, sondern ziehen umher, wie die Araber; und ihr Reichthum bestehe in Vieh. Andere, die sich weiter nach Norden zu, gegen das Vorgebirge Corientes aufhalten, haben feste Wohnplätze, die hin und wieder in Dörfer eingetheilet sind. Von diesen letzten hat jedes Volk ein Haupt, unter welchem sie stehen.

Sie sind meistentheils faul, untreu, veränderlich und von einer diebischen Art: sie gehen ganz nackend, und haben blos die Schaamtheile mit einem Körbgen von Bambusrohre oder mit Baumblättern bedeckt. Ihre Häuser haben die Gestalt eines Bienenkorbs, und sind mit Rohr umwunden: der Boden und die Wände sind mit Leime bestrichen, worunter Kuhdreck gemischet ist. Ihr Hausrath in sehr gering, und man findet blos das Nothwendige darinnen. Bey allen Familien findet man einen hölzernen Mörsel, worinnen sie ihren Pombesamen stoßen: sie machen auch Körbgen von Binsen, und alles

was

was sie nöthig haben, können sie meistens selbst verfertigen.

Ihr Reichthum besteht in der Menge der Weiber und des Viehes. Die Weiber kaufen sie für Corallen, und Kühe: und wer die meisten hat, den halten sie für den reichsten. So bald eine Frau schwanger ist, so wird sie nicht mehr von ihrem Manne erkannt. Jeder hat eine besondere Wohnung. Sie kochen und braten nicht, sondern essen meistentheils alles roh: so bald es nur einigermasen nach Rauche riecht, so fressen sie es mit der größten Gierigkeit auf.

Pompe ist ihr vornehmster Trank; und der trockene gestampfte Samen ihre Speise. Diesen Trank brauchen sie auf allen Festen, Begräbnissen und Gastmalen: wenn man etwas Honig darunter mischet, so kann man sich darinne berauschen. Dieses Volk ist dabey ganz ausgelassen lustig, und singen und springen unter einander auf eine wilde Art herum.

Die Männer thun keine andere Arbeit, als daß sie die Jagd und den Fischfang abwarten. Die Weiber thun beynahe alles: sie säen ihren Pompesamen, bereiten ihn für ihre Familien, und sind allezeit geschäftig.

Niemals geht ein Mann aus, ohne Gewehr bey sich zu haben; gemeiniglich hat er sechs bis acht Wurfpfeile bey sich.

Ihre Jagd erstrecket sich über alle wilde Thiere, wovon sie die Häute als der Tyger, Löwen, Gemsen und wilden Esel ihre, zubereiten,

welches sie auf eine sehr gute Art zu thun wissen; und das Fleisch dienet ihnen zur Speise. Niemals ist daselbst ein Reisender verlegen: man findet überall Herberge und Nahrung; sie sparen niemals, oder halten auf Vorrath für den morgenden Tag; die Sorge ist hier gänzlich unbekannt.

In ihren Kriegen sind sie tapfer: sie haben aber dabey nicht wie andere Völker zur Absicht Land zu gewinnen, sondern die Ueberwundenen zinnsbar oder zu Sclaven zu machen. Der einzige Bewegungsgrund zu ihren Kriegen ist der Ruhm der Tapferkeit: ein jeder rühmt sich derselben, und sucht in diesem Ruhme seine Belohnung.

Wenn sie gegen einander zu Felde ziehen, so ist ihr Haupt, Capitain. Dieser ruft diejenigen, so ihm unterthan sind, zusammen, stellet ihnen den Streit vor, und gebiethet einem jeden sich um die und die Zeit fertig zu machen, um mit ihm in den Krieg zu ziehen. Sie schütteln hierauf ihre Wurfpfeile, und machen alle zusammen ein Feldgeschrey: nachgehends wird brav Pombe getrunken, und alsdenn ziehen sie zur bestimmten Zeit mit einander in den Streit.

So bald sie einander sehen, erhebt jede Parthey ein erschreckliches Geschrey; worauf sie immer singend und schreyend fortgehen, bis sie mit einander ins Handgemenge kommen. Sie fechten hartnäckig, und lassen sich lieber umbringen, als daß sie sich gefangen geben.

Wer

Wer die Oberhand behält, kehrt mit seinen Gefangenen im Triumph zurück; und an diesen üben sie die schrecklichste Rache aus, besonders aber an dem Feldherrn, wenn sie ihn habhaft werden können. Dieser muß, er mag lebendig oder todt seyn, ein Schlachtopfer werden: sie vertheilen den Rumpf unter sich, und reissen mit ihren geschärften Zähnen ganz rohe Stücken heraus, daß ihnen das Blut um das Maul herumspritzet.

Ausser dem Kriege wüste ich nicht, daß sie jemals Menschen schlachteten, oder ihr Fleisch zur Speise gebrauchten.

Bey dem Begraben ihrer Todten haben sie eine sonderbare Gewohnheit. Die Freunde und Verwandten graben nahe bey ihrer Wohnung eine Grube, mit einer kleinen Erhöhung, wie eine Bank; und lassen die Leiche ganz nackend in das Grab, so, daß sie ungefähr einen Fuß unter der Oberfläche aufrecht steht. Sie füllen hierauf so gleich die Grube mit Erde zu, und machen alsdenn alle zusammen ein abscheuliches Geheule, klatschen in die Hände, setzen sich hierauf um das Grab herum, und scheren einander die Haare vom Kopfe, welches ein Zeichen der Trauer ist. Kurze Zeit darnach stehen sie wieder auf, begeben sich in ihre Wohnungen, und damit ist die ganze Cerimonie vorbey. Dieses ist alles was ich gesehen habe, und was sie jederzeit bey ihren Begräbnissen beobachten. Die Völker, die ungefähr 50. Meilen weiter nach Nor-

hen zu wohnen, fressen, wie ich bereits gesagt habe, ihre Todten auf.

Ich erinnere mich, daß ein gewisser Capitain Manisse, der über den Capitain Masombe unzufrieden war, weil er sich bey unserer Ankunft vor den obersten Capitain ausgegeben hatte, auf eine trotzige Art folgende Worte von sich hören ließ: Capitain Masombe, den ihr vor den König dieses Landes erkennet, lebt durch meine Gnade; denn ich habe seinen Vater überwunden, selbst getödtet und gegessen, und ihm habe ich den Strand zu seinem Aufenthalte aus Gnaden geschenkt.

Ausser dem Kriege leben sie friedlich und gastfrey. Sie behalten nichts für sich allein, wenn es auch noch so gering ist, sondern theilen es einander mit. Die Eifersucht hat bey diesem Volke noch nicht Wurzel geschlagen; denn sie bieten ihre Weiber und Töchter selbst an.

Kaum waren wir ans Land getreten, als diese angenehmen Geschöpfe beständig ruffeten: Fieta, fieta tja hombe; wodurch sie sich selbst anbothen, und den Fremden ihre ganze Zärtlichkeit zu erkennen gaben. Ihre natürliche Annehmlichkeit machte vielen Lust: und als sie dieses sahen, so wurde der Kauf sogleich geschlossen, und der Ort ihrer Unterhandlung war das heimliche Gemach.

Ihre ganze Lebensart ist sehr viehisch und weit von unsern Gewohnheiten entfernet, daher sie

sie auch von dem gemeinen Volke Wilde genennet werden; Doch wer weiß, wie sie von unserer Lebensart urtheilen.

Sprache und Gottesdienst.

So unregelmäßig uns ihre einfältige Lebensart vorkömmt, eben so ist auch ihre Sprache. Da sie von Natur rauh und ohne Cultur sind, so nennen sie ohne Bedenken jedes Ding bey seinem Namen. Ihre Sprache ist weder angenehm noch reich an Worten; und ich glaube, daß sie deren keine hundert haben: fast so, wie die Samojeden in der Straße Davis und in Norden, die nicht einmal funfzig Worte haben, und einander gleichwohl alles verstehen.

Hierüber darf sich niemand wundern, denn sie brauchen keine, als die zu Ausdrückung der bey ihnen bekannten Gegenstände nöthig sind. Von Künsten und Handwerken wissen sie nichts, als was sie zur höchsten Noth brauchen, daher auch ihre Sprache wenig Gegenstände haben kann. Eben so geht es auch mit ihren Zahlen, die nicht über fünfe gehen: als **Mootje, Mabiere, Marrara, Morne** und **Dano.** Wollen sie eine große Quantität ausdrücken, so schlagen sie die Hände so vielmal zusammen, als die Zahl zehen in sich faßt; und weisen mit Fingern die Einheiten darzu. Auf diese Art machen sie es mit allem, wo sie Zahlen nöthig haben; und dieses ist sehr wenig, weil ihr Handel in einem blo-

sen

sen Tausche besteht, indem sie einen Werth gegen den andern verwechseln, worzu gar keine Rechnung nöthig ist. Die Lese- und Schreibekunst ist bey diesem Volke nicht gebräuchlich: sie merken ihre Thaten in Gesängen; und ihr Alter zählen sie an einem Baume, der gemeiniglich mit der Geburth gepflanzet wird. Gold und Silber wird bey ihnen nicht geachtet; obgleich dieses Land reich an Goldminen ist: das Eisen schätzen sie viel höher.

Ihr Schmuck besteht in Corallen und messingenen schweren Halsringen, wovon ich welche gesehen habe, die über drey Pfund wogen. Diejenigen Weiber, die welche tragen, werden für reich gehalten: die Gemeinen können ihre Scham kaum mit einem Lappen von Leinwande decken.

Aus dem Eisen, das bey ihnen höher geachtet wird, als bey uns das Gold, schmieden sie ihre Wurfpfeile, Messer und Beile, die sie gemeiniglich bey sich tragen. Sie machen alle ihre Geräthschafft selber, die sie zur Jagd und andern Dingen nöthig haben: übrigens aber lieben sie ein faules und bequemes Leben. Sie achten alles das nicht, wornach wir so sehr streben, und Lebensgefahr darum ausstehen. Welchen Werth haben also die Schätze der Welt, da man auf eine so verschiedene Art davon urtheilet? Man sieht hieraus, was die Gewohnheit und die Einbildung in den Gemüthern der Menschen thut. Bey diesen Völkern spricht

spricht die Natur, die blos auf das Nothwendige sieht; und was für bequem bey ihnen gehalten wird, ist gemeiniglich mit dem Nützlichen vereiniget. Sie haben keine andern Gegenstände, als welche ihnen die Natur, ihr Land und ihre Einfalt darbiethet: die Kunst verändert nichts daran und setzt nichts hinzu; alles bleibt bey ihnen einförmig. Von einem Geschlechte zum andern bleiben die Dinge, wie sie einmal sind; folglich kann man ganz leicht begreifen, daß ihre Sprache nicht wortreich zu seyn brauche.

Sie berathschlagen sich in allem, was sie thun oder anfangen wollen, mit den Alten, weil diese mehr Erfahrung haben; und sie folgen gemeiniglich ihrem Rathe. Rechtsversammlungen, sie mögen Civil- oder Criminal-Sachen betreffen, finden bey ihnen gar nicht statt. Das Vergeltungsrecht alleine wird bey ihnen ausgeübt.

So lange ich mich daselbst aufgehalten, habe ich mir alle Mühe gegeben, etwas von ihren Religionsübungen zu erfahren: allein ich habe diese ganze Zeit über nicht bemerket, daß sie einige äußerliche Cerimonien des Gottesdienstes beobachtet hätten. Sie haben weder Priester noch Tempel, noch Götzen, denen sie einige Ehrerbietung erweisen. Doch halten sie die Sonne und den Mond für zween Capitäine, wovon sie jene Licht, Wärme und die Qvelle und Erhaltung des Lebens nennen; Diesen aber nennen sie den kleinen Capitain, der ihnen den Regen giebt.

giebt. Sie glauben auch die Pythagorische Seelenwanderung, und halten die Tapferkeit für unsterblich. Die Beschneidung ist bey ihnen ebenfalls im Gebrauche, wie bey den Muhametanern; und bey dem Neu- und Vollmonde feyern sie ein Freudenfest, und bringen die ganze Nacht mit Singen und Händeklatschen zu. Dieses scheint noch ein Ueberbleibsel von den Arabern zu seyn, welche bey der Entstehung des türkischen Glaubens ganz Asien, Madagascar, und alle umliegende bewohnte Inseln, so gar bis in die entferntesten Gegenden auf der Ostküste von Afrika mit ihrem Gottesdienste eingenommen haben, der nachgehends bey diesen natürlichen Völkern Wurzel gefasset hat. Allein, da sie weder lesen noch schreiben können, so wissen sie nichts von dem, was ehemals bey ihnen vorgefallen ist; und der einzige Grund den sie haben, auf diese Art zu verfahren, ist dieser, daß es ihre Voraltern, so gemacht haben. Bey ihren Festen und Lustbarkeiten haben sie einige Gesänge, worinne sie sich der Thaten ihrer Vorfahren erinnern; übrigens aber leben sie so, wie es ihre Leidenschaften verlangen, und wie es die Gewohnheit bey ihnen mit sich bringt. Tiefsinnige Betrachtungen sind bey ihnen ganz und gar unbekannt; ja es scheint so gar, als wenn sie keine andere und feinere Lebensart verlangten, weil die ihrige mit ihrem Stande und mit ihrer Natur am besten übereinkömmt. Die Menschen sind in ihrer Lebensart, in ihren Sitten und Gewohnheiten,

in

in den verschiedenen Gegenden der Erde so verschieden, daß man es gar nicht glauben würde, wenn man es in der Erfahrung nicht so befände. Die Gestalt der Menschen ist überall dieselbe: ihre Lebensart aber ist so verschieden, daß einige mehr ein viehisches als menschliches Leben führen.

Dieses ist es, was ich während meinem Aufenthalte, der beynahe ein ganzes Jahr dauerte, bemerket habe: und weil man bey den Schriftstellern so verschiedne Nachrichten findet, so habe ich ihre Art, Sitten und Gottesdienst desto genauer betrachtet, und alles so befunden, wie ich meinen Lesern jetzt erzählet habe. Sie sind ihrer Natur nach so wild nicht, als man von ihnen schreibt: sie sind vielmehr gegen jedermann wohlthätig, den Fremden ohne alle Absichten behülflich, und haben noch viele andere gute Eigenschaften. Man nennet sie nur so, weil ihre Lebensart von der unsrigen so sehr verschieden ist; sie folgen der Natur, und sind, wie in dem goldnen Jahrhunderte, ohne alle Sorgen. Andere, die eine etwas feinere Lebensart haben, mögen solche erst von den unsrigen gelernt haben: doch dieses mag genug seyn, wir wollen sie mit ihrer Lebensart verlassen, und wieder dahin zurückkehren, wo wir geblieben sind.

Wir lebten in dem Fort außer den Krankheiten und dem Sterben unter unsern neuen Rekruten ziemlich ruhig, und fürchteten uns für keinen äuserlichen Feinden: allein die Gefahr ist alsdenn gemeiniglich am nächsten, wenn man

am

am sichersten zu sein glaubt, wie man aus dem folgenden sehen wird.

Den eilften April, ein Jahr darnach, als wir daselbst angekommen waren, kamen die Eingebohrnen und brachten uns die Nachricht, daß drey Schiffe in der Bay wären, deren Flaggen sie jedoch nicht kenneten. So gleich wurde Ordre gegeben an der Ecke des Flusses beständig Posten auszustellen, um zu erfahren, was es für Schiffe seyn möchten. Die Eingebohrnen kamen täglich in unser Fort, mit Stücken indianischer Leinwand, die sie von diesen Schiffen eingetauscht zu haben vorgaben. Sie bewickelten sich damit den Leib, und was ihnen übrig blieb, davon machten sie Flaggen und Wimpel auf ihre Fahrzeuge und Häuser. Dieses währete so fort bis den 19. April, da sich besagte Schiffe mit einer englischen Flagge und Wimpel bis an die Mündung des Flusses näherten. Wir wußten nicht, was wir denken sollten, oder was dieses zu bedeuten haben möchte. Königliche Englische Schiffe hier in einer unbekannten Gegend zu sehen, schien uns fremd zu seyn, und Seeräuber vermutheten wir gar nicht; doch wir erfuhren gar bald, was es für Leute waren. Wir machten unsere Stücken fertig, und stelleten uns in den Stand uns zu vertheidigen, wenn sie uns feindlich angreifen würden. Wir nahmen zu dem Ende eine Menge Schwarze auf das Fort, und legten den Hocker vor, um uns davon als von einem Wassercastell zu vertheidigen. Unterdessen kamen die

Schiffe

Schiffe bis an die Lage: es waren zwey große, wovon das eine 72. und das andere 44. Stücken führete, und eine Brigantine. Sie waren voller Volk, und die Trompeter bliesen auf der Campanie *) lustig. Das größte Schiff ließ alsdenn den Anker fallen, und that so gleich einen scharfen Schuß auf den Hocker, und auf unser Fort: es gab uns hierauf die ganze Lage, und das andere folgete ihm auf eben diese Art nach. Wir blieben ihnen an dem Walle nichts schuldig, und antworteten ihnen in eben der Sprache; allein die größten Stücken sunken bey der ersten Lösung in den Sand, denn wir hatten noch keine festen Batterien, sondern blose Breter auf dem Sand hingelegt. Wir suchten wieder in Ordnung zu kommen, so gut wir konnten, wir musten aber mit der größten Verwunderung sehen, daß der Hocker bereits die Flagge gestrichen, und sich ergeben hatte.

Sie schossen beständig noch mit ihren Zwölfpfündern, die mit Kugeln und Schroot geladen waren, auf uns los; daher die Schwarzen alle zusammen eiligst über die Palisaden sprungen, und die Flucht nahmen. Wir sahen wohl, daß es die 78. Mann, die auf dem Fort noch am leben waren und warunter sich noch viele Kranke befanden, gegen diese Menge nicht würde aushalten können: Gleichwohl gieng es noch so ziem-

*) Das oberste Verdeck hinten auf dem Schiffe wird die Campanie genennet.

ziemlich, weil ich mich bemühete die Stücke wieder zurechte zu bringen. Indem ich also die Stelle des Oberconstabels vertrat, so wurde mir die Nachricht gebracht, daß ein Frieslander die Flagge herunter gerissen hätten, sie glaubten daher auf den Schiffen, daß wir gestrichen hätten, und es kamen so gleich einige Boote voll Volk an den Wall. Unser Befehlshaber Monsieur Michel rief beständig: Par Dieu, was ist das, was ist das? Was es ist, sagte ich zu ihm, sie haben die Flagge herunter gerissen, und wir sind gefangen. Unter der Zeit, da unser Befehlshaber vergeblich läumete, kam das Volk ans Land, wovon viere aus dem Haufen mit der Pistole in der einen Hand und mit dem Säbel in der andern bis an die Loge kam. Ein jeder von uns erstaunete, daß so wenig Mann diese Verwegenheit hatten. Einer davon fragte hierauf grimmig: Wo ist der Befehlshaber? Dieser antwortete ihm sogleich, daß er es wäre, und fragte, wer sie wären. Sie antworteten, daß sie Könige von der See und von der Erde wären. Ein jeder schwieg, sah den andern an, und wuste nicht, was weiter folgen würde, welches sich jedoch in kurzen entwickelte. Er geboth sogleich dem Volke das Gewehr zu strecken, und befahl unsern Befehlshaber augenblicklich an Bord des grossen Schiffs zu fahren, wogegen dieser zwar lange protestirte, solches endlich aber doch thun muste. Ich begleitete ihn, und unter der Zeit bemächtigten sie sich der Loge. Sie stelle-

 ten

ten rund herum und überall, wo sie es für nöthig hielten, Schildwachten aus, und vertheilten das Landvolk, indem sie es zugleich entwaffneten, hin und wieder, bis nach und nach mehr Leute zu ihrer Verstärkung ans Land kamen. Wir ließen den Zweyten, einem gewissen Jan van de Capelle am Lande, und fuhren mit dem Boote an Bord des großen Schiffs, wo man nunmehro die Seeräuberflaggen hinten und vorn wehen sah. Als wir an das Schiff ankamen, lag der Capitain an dem Valreep mit einem Säbel in der Hand um uns zu erwarten. Monsieur Michel, der bey diesem Anblicke eine schlechte Aufnahme vermuthete, wollte nicht zuerst hinaufsteigen: ich sagte ihm, daß ihm diese Ehre zukäme, daß ich aber außerdem wohl der erste seyn wollte: worauf er mir solches zu thun befahl. Ich stieg also, indem ich mich an einem Thau anhielt, hinauf, weil weder Treppe noch ein gemeiner Vallreep-vorhanden war, und Herrn Michel musten sechs bis sieben Mann helfen. Als wir am Bord waren, so wurde uns befohlen dem Capitain zu folgen, der in die Hütte hineingieng, und wir mit ihm. Wir fanden daselbst die ganze Versammlung mit Punsch und Musik nach englischer Art. Kaum hatten wir uns niedergesetzt, so wurde herumgetrunken, und alsdenn nach der Beschaffenheit des Landes und unseres Zustandes artikelsweise sehr genau gefraget. Herr Michel beantwortete ihnen alles dieses: worauf sie uns ferner fragten

ten, ob Lebensmittel, Wasser u. s. w. für ihre Schiffe daselbst zu bekommen wäre. Nachdem wir

Als ich meine Reisebeschreibung schon fertig hatte, fiel mir der erste Theil der Geschichte der Englischen Seeräuber in die Hände. Ich habe daher für gut befunden, die Erzählung dieses Vorfalls nach dem eigenen Geständnisse dieses Seeräubers als eine Anmerkung hier beyzufügen. Man findet demnach in besagtem Werke folgendes:

„Da die Räuber überflüßig mit Wasser und „Mundvorrathe versehen waren, so beschlossen „sie, ihren Lauf nach den Afrikanischen Küsten „zu nehmen. Nachdem sie einige Tage gesegelt „hatten, so entdeckten sie das Land, und kamen „an einen kleinen Platz, de la Goa genannt, „nicht weit von dem Flusse Spiritu Santo auf „der Küste von Monomotapa, unter dem 26. „Grade südlicher Breite. Sie wurden daselbst „mit einigen Schüssen vom Walle begrüsset, „worüber sie sich außerordentlich wunderten, „weil sie ganz und gar nicht vermuthet hatten. „daß sie hier eine Festung finden würden. Sie „hielten sich also ein wenig abwärts, und leg„ten sich einen Canonenschuß weit vom Lande „vor Anker. Als den Morgen darauf die Räu„ber eine Schanze mit sechs Stücken sahen, so „rückten sie weiter an den Wall, und schossen „das Fort über den Haufen.

„Die Holländer hatten vor einigen Monaten „an diesem Orte eine Volkpflanzung angelegt, „verließen aber die Besatzung, daß sie vor Hun„ger und Kummer vergehen mußte. Im An„fange war die Garnison 150. Mann stark ge„wesen; allein der größte Theil davon war „durch

wir sie durch unsere Antwort befriediget hatten, so sagten sie, daß es ihnen leid thäte, daß sie hier ein Holländisches Contor angetroffen hätten: sie hätten zwar in diesen Indianischen Gegenden einen Platz nöthig, wenn sie es aber gewust hätten, so würden sie schon einen andern angegriffen haben; doch, da es einmal geschehen wäre, so pflegten sie nicht unverrichteter Sache die Anker wieder zu lichten; Geld, Taback und Getränke wären contraband, weil sie solches nö-

„durch Krankheit und Ungemach umgekommen, „und ich glaube, daß kein einziger mehr davon „am Leben ist. Sechzehen von diesen Elenden „wurden auf ihr eifriges Anhalten von den „Seeräubern angenommen.

„In dem Portugiesischen Kriegsschiffe wurde „so viel Beute gefunden, daß die alten Seeräu„ber müde waren, dieses Handwerk weiter fort„zusetzen. Dieser Schatz machte nebst ihren „zuvor geraubten Reichthümern eine ansehnliche „Summe aus. Ihr Raub bestund vornehmlich „in rohen Diamanten, goldenen Creutzen, und „Ketten und gemünzten Silber: Nesseltuch, sei„dene Zeuge und andere dergleichen Dinge wur„den für Lappen und Lumpen gehalten.

„Die Räuber schenkten den armen Hollän„dern von der Besatzung eine große Menge „Stücken Zitz, und andere Arten von Leinwand „welche sie nachgehends gegen Proviant und „andere Bedürfnisse an die Schiffe, welche da„selbst einliefen, die englische Elle ohngefähr für „sechs Pfennige eins ins andere gerechnet, ver„handelt haben.

thig hätten. Unsere Victualien und Kriegsvorrath käme ihnen ebenfalls sehr wohl zu statten, und was sie weiter fänden, das ihnen dienlich seyn könnte, dessen würden sie sich bedienen: übrigens müsten wir uns mit dem Schicksale trösten und zufrieden seyn. Es wurde hierauf lustig aufgespielet und tapfer herumgetrunken. Nach Verlauf von ein paar Stunden trieb mich die Neugierde hinunter zwischen das Verdeck zu gehen, und ihre Lebensart zu betrachten. Es war daselbst eine vollkommene Räuberkirmiß: sie saßen insgesammt und trunken brav Punsch. Ich fand allerhand Nationen unter einander, ja so gar Mohren. Jeder nennete mich Bruder; und dieses gieng so fort bis in die Nacht. Allein an dem Walle war es so gut nicht gegangen; denn wenn diese Leute betrunken sind, so gehen sie mit ihren Gefangenen sehr unvernünftig um: der Constabel hatte einen Hieb in den Arm, und die andern waren mit den Säbeln stark verwundet worden. Die Landsoldaten waren beständig in Unruhe, und fürchteten sich dermaßen, daß der Zweyte nebst ein und zwanzig Mann heimlich die Flucht nahmen. Kisten und Kasten wurden mit Brecheisen geöffnet, und die Güter geraubet. Den Morgen darauf wurde das Volk auf die Schiffe vertheilet, und mich braucheten sie Vieh und Lebensmittel für sie einzutauschen. Hierbey gieng es ganz gut; denn ganze Ballen Leinwand wurden nur aufgeschnitten, und Stückweise für Kleinigkeiten, als Hühner,

nen, Früchte, u. s. w. vertauschet. Die Fässer mit Corallen, Kleinigkeiten von Nürnberger Waare, die wir für das Contor zu verhandeln hatten, waren alle preis. Sie führten ein freches und unbändiges leben. Ich erinnere mich die höllische Kirmiß gelesen zu haben, allein diese war nur ein Spiel dagegen. Frauenspersonen nothzüchtigen, sich toll und voll saufen, und alsdenn den Eingebohrnen Gewalt anthun, war ihre tägliche Arbeit. Sie geriethen mit diesen letztern gar bald in Streit, und schossen Tag und Nacht scharf geladen über die Flächen hin. Die Eingebohrnen wurden so erbittert darüber, daß sie auf die Schaluppen und Fahrzeuge lauerten, und alsdenn mit ihren Wurfpfeilen unter sie wurfen, wodurch viele getödtet wurden.

An dem Geburthstage des Königs George des II. welchen Tag sie mit Saufen und Schwärmen feyerten, fiel ein sonderbarer Fall vor.

Capitain Tailor und Capitain La Bons saßen nebst einigen anderen Officiren bey einer Schale Pumsch um mit einander zu trinken. Tailor wurde hierbey nicht weit von dem Fort einen Eingebohrnen gewahr, der etwas von den andern abgesondert nicht weit von einem Busche stund, und nach etwas sah, ohne vielleicht zu denken, daß ihm der Tod so nahe war. Er nahm seine Flinte, die neben ihm stund, und sagte zu seiner Gesellschaft; Wollt ihr den Kerl eine Capriole machen sehen? worauf sie mit ja antworteten. Sogleich legte er an, und schoß

ihn, daß er niederfiel, und nach wenig Bewegungen den Geist aufgab. Als er dieses gethan hatte, lehnete er sein Gewehr wieder neben sich, und setzte sein Gespräch eben so gelassen fort, als ob nichts geschehen wäre; auch habe ich ihn niemals mehr davon sprechen hören.

Die Ausgelassenheit, die ich an diesem Tage gesehen habe, indem sie nicht nur unter einander selbst sehr unverschämt waren, sondern auch öffentlich mit den Weibspersonen ganz viehisch umgiengen, schäme ich mich meinen Lesern zu melden, um nicht etwa ärgerliche Gedanken zu erregen.

Dieses währete bis den 26. Junii, da sie ihre Schiffe wieder segelfertig gemacht hatten. Was mich anbelanget, so änderte ich täglich meine Kleidung: Der eine nahm mir alles ab, und der andre gab mir wieder einen Rock oder Weste. Meine Mode änderte ich alle Tage: kurz, lang, enge, weit, alles war mir gerecht; was ich durch das Tauschen gewann, verschenkte ich wieder an einem andern, der nichts hatte. Niemals habe ich die Welt und das Leben besser betrachtet, oder die Unbeständigkeit und Nichtigkeit desselben genauer kennen lernen als damals, da mich alles dieses die Erfahrung lehrete.

Da sie endlich mit Proviant versehen waren, und die Zeit zu ihrer Abreise gekommen war, so thaten sie einen Schuß, und liessen die schwarze Flagge wehen, um zu pitsjaaren, d. i. Schiffsrath zu halten. Hierinnen wurde für gut

gut befunden, den Hocker zum Vorsegeln mitzunehmen. Und weil ihr großes Schiff 22. Fuß tief gieng, in der Bay aber bey gemeiner Fluth nur 18 Fuß Wasser war, so ersuchten sie mich, daß ich so gut seyn möchte, ihnen bis in die hohe See als Lootsmann zu dienen, weil sie wusten, daß ich die Charte von der Bay aufgenommen hatte. Sie versprachen dagegen, daß sie dem Landvolke fünf Bällen Leinewand geben wollten, wofür sie die nöthigen Lebensmittel eintauschen könnten. Ueber dieses bewilligten sie auch, den Hocker beym Contore zu lassen, wenn sie zuvor die Masten herausgenommen hätten, damit wir uns desselben im Fall der Noth bedienen könnten. Ob ich nun gleich wenig Lust hatte mit ihnen zu gehen, weil man auf ihr Versprechen nicht viel Staat machen kann, so zwang uns doch die Noth dazu. Ich stellte dieses unserm Befehlshaber vor, der mir dazu rieth; weil ich ihm aber als einem Franzosen ebenfalls nicht viel trauete, so sagte ich zu ihm, daß, wenn er als Befehlshaber, wofür ich ihn erkennete, mir solches zu befehlen die Gewogenheit haben wollte, ich solches zu thun bereit wäre; welches er denn auch in Gegenwart der Landsoldaten und des Constabel vom Hocker, einem gewissen Franz van Hasten that. Ich bath mir hierauf von ihnen zwey bis drey Steuerleute aus, die mit mir die Tiefe untersuchen und Tonnen legen sollten, damit ich den Lauf zu ihrer und meiner Sicherheit richten könnte, welches sie für gut befanden. Wir

brachten damit acht Tage zu, und den dreyßigsten Junii lichteten wir unsere Anker, worauf wir die Stücken loßbrannten, und Rio de la Goa verließen.

Den Tag vor unserer Abreise wollten die Räuber unsere Wohnung einreißen, um das Holzwerk und die Breter davon zu nehmen: allein da die Eingebohrnen dieses sahen, kamen sie in großer Menge mit ihren Wurfpfeilen vor die Palisaden, und droheten ihnen mit ihren Wurfpfeilen unter sie zu werfen, wenn sie noch ein einziges Bret abbrächen. Als die Räuber ihre große Menge sahen, und ihre Tapferkeit mehr als einmal erfahren hatten, so musten sie wieder ihren Willen das Gebäude lassen, wie es war. Sie giengen selbigen Tag noch gewaffnet an Bord, wo sie auch blieben, bis sie ihre Anker lichteten, und wieder unter Segel giengen. Sie hatten nichts übrig gelassen, als den Rumpf einer ruinirten Festung, und die Besatzung hatte nichts mehr zu essen, weil sie ihr alles geraubet hatten.

Zwey-

Zwentes Hauptstück.

Reise von Rio de la Goa mit den See-Räubern. Sie kreutzen vor Mosambique auf das Portugiesische Schiff, das nach Goa gehen sollte. Uneinigkeit unter den Räubern. Sie entschliessen sich nach Madagascar überzugehen. Ankunft daselbst. Die Räuber trennen sich, und gehen wieder fort. Beschreibung ihrer Lebensart und ihrer besondern Umstände.

Gerade vor der Mündung des Flusses liegt eine Sandbank, wo sie bey dem Einlaufen ihr Ruder verloren hatten, und nachgehends, ob ich mich gleich in Acht nahm, auf den Grund kamen, daß das ganze Schiff erschütterte. So gleich waren sie da, mit ihrem God dam you: worauf ich mich auf ihre Steuerleute berief, welche selbst die Tiefe aufgenommen hatten. Ich stellete ihnen ferner vor, daß ihr grosses Schiff zu tief gienge, und sagte endlich zu ihnen, daß sie mich vor den Kopf schiessen sollten, wenn ich sie nicht glücklich in die See brächte. Wir blieben acht Tage in dieser Bay, in welcher Zeit sie mir tausendmal, mich todt zu schiessen, droheten. Wir kamen endlich zu meinem größten Vergnügen auf die hohe See: allein dieses Vergnügen währete nicht lange; denn gegen

Mit-

Mittag umzog sich die Luft, und wir bekamen einen erschrecklichen Sturm. Dieser dauerte bis den andern Tag, worauf das Wetter wieder still wurde. Sie ließen sogleich ihrer Gewohnheit nach die schwarze Flagge wehen, um Schifsrath zu halten, und ich verfügte mich mit dem Schiffer **Martin Kleinhengst** vom Hocker am Bord. Als ich in der Versammlung war, so ersuchte ich sie, daß sie uns, da sie nunmehro in der See wären, ihrem Versprechen nach, den Hocker wieder geben möchten, damit das Volk, welches darauf commandiret wäre, und ich, als der einzige von dem Landvolke *) nach unsern Posten zurück seegeln könnnten. Der Capitain von dem großen Schiffe, der George Tailor hieß,

*) Dieses ist für alle Seefahrer, oder solche, die des Seewesens kundig sind, deutlich genug; allein der andern wegen will ich hier eine Erläuterung beyfügen. Man muß sich erinnern, daß unsere Reise auf Rechnung des Caps unternommen worden war, und eigentlich nur eine gewisse Anzahl von dem Volke, das auf den drey erwähnten Hockern mit uns ausfuhr, dazu gehörete. Allein wenn wir sie entbehren könnten, so sollte der eine z. E. mit einem von diesen Hockern wieder an das Cap und der andere anders wohin fahren. Diese letzten nennet man Seefahrer; wie auch solche, die als Matrosen an dem Wall dienen; uns aber, die eigentlich geschickt waren, um sich daselbst niederzulassen, und wovon ich der einzige war, der sich bey den Räubern befand, nennet man Landvolk.

hieß, *) sagte, daß dieses nicht angienge, weil das Schiff in dem vorigen Sturme geborsten und die Brigantine gesunken wäre; daher sie den Hocker behalten müßten, um sich desselben im Fall der Noth zu bedienen; daß sie uns aber das erste Schiff, das sie einholen und nehmen würden, abgeben wollten. Dieses kam uns sehr fremd vor: allein, da wir nicht die stärksten waren, so musten wir uns zufrieden geben, mit ihnen fortsegeln und abwarten, was die Vorsicht mit uns vornehmen würde.

Die Seeräuber bestimmen ihrer Gewohnheit nach erst ihren Kreutzzug, und was sie unternehmen wollen, wenn sie in der See sind; damit niemand ihr Unternehmen entdecken möge. Hier wurde also beschlossen, den Lauf nach Mosambique zu nehmen, und daselbst auf die auslaufenden Portugiesischen Schiffe zu kreutzen. Der Tag, da diese Schiffe aussegeln, ist auf den 16. August festgesetzet, und alsdenn stechen sie nach Goa über.

Wir folgten dem größten Haufen, und fuhren mit den drey Schiffen in Gesellschaft. Das große Schiff, auf welchen Tailor commandirete, hatte

*) Ich finde in dem angeführeten Werke: Geschichte der englischen Seeräuber, zur Zeit unserer Ueberrumpelung einen gewissen Eduart England als Capitain angeführet: doch weiß ich nicht, was daran ist. Ich habe diesen Namen zwar nennen hören, allein Tailor wurde damals auf dem großen Schiffe als Capitain erkannt.

hatte zwey und siebenzig Canonen, und war ihrer Aussage nach an Schwarzen und Weißen mit fünfhundert Mann besetzt. Das zweyte Schiff, welches sie die **Vertheidigung** nenneten, und worauf la Bous Capitain war, führete 42 Stücke, und 250 Mann. Auf dem Hocker waren 12 Stücken und 30 Mann. Indem ich also mit diesen Schiffen fortsegelte, so sahen wir den 6. August die Küste von Zanguebar, und Tags darauf **Mosambique**. Dieses ist eine kleine Insel, und liegt unter dem 15. Grade südlicher Breite, vor derselben aber sind noch zwo andere unbewohnte Inseln. Ich werde meinen Lesern von dieser Stadt in der Folge ausführlicher Nachricht geben. Wir kreuzeten hier an dem Walle hin und her bis auf den zwölften besagten Monats, da sie die Französische Flagge von ihren Schiffen wehen ließen, und um einen Lootsmann schossen. Das Fort ließ ebenfalls seine Flagge wehen, und schickte die Lootsschuite heraus, die bis dicht an den Hocker kam, doch aber allezeit außer dem Schusse blieb. Sie gaben ein Zeichen mit dem Hute, daß wir ihnen folgen sollten, und kehreten alsdenn in den Hafen zurück. Die Schiffe trieben selbigen Tag noch hin und her, und kreuzeten noch einige Tage; allein da man keine Schiffe gewahr wurde, so kam das Volk auf die Gedanken, daß sie uns heimlich ohne bemerkt zu werden, entwischet wären. Unterdessen da wir hier kreuzeten, trug sichs zu, daß der Capitain

Johann

Johann la Bous nebst einigen von seinen Officieren von dem Schiffe die Vertheidigung in der Nacht vom 17. auf den 18. die Gesellschaft heimlich verlassen, und nach Westindien segeln wollte: er wurde aber von andern daran verhindert, die des Morgens einen Nothschuß thaten, und die schwarze Flagge wehen ließen, welches ein Zeichen von Unrathe war. Sie hielten sogleich Schiffsrath, und nach Untersuchung der Sache wurde der Capitain la Bous abgesetzet, und nebst allen die an dieser Verrätherey Antheil genommen hatten, an dem Mast bestraft, ihre Güter auch zum besten der Gesellschaft confisciret. Als dieses vorbey war, so berathschlagete man sich, was nun weiter zu thun wäre: und da man annahm, daß das Schiff bereits ausgelaufen wäre, und die Lebensmittel auch stark abnahmen, so hielten sie das längere Kreuzen für unnöthig, weil dadurch blos die Zeit und der Vorrath verlohren giengen. Und da wir auch für diejenigen, die wir waren, in dieser Gegend bekannt genug wären, so wäre es am besten, alle zusammen in den Hafen von Mosambique einzusegeln, und die Stadt zu überrumpeln; welches nach Capitain Tailors Meynung nicht fehlen konnte. Dieses war, wie sie glaubten, das beste; zumal, da sie, wenn auch der Apfel etwas sauer wäre, mit einemmale so viel Beute erlangen könnten, als wenn sie funfzig Schiffe überwunden hätten. Dieses wurde demnach dem Volke vorgetragen: allein die Franzosen nebst denen, die schon Geld und Gut

genug

genug hatten, hielten es für unmöglich, wenn wir auch, wie sie sagten, noch sechsmal so viel Schiffe und Volk hätten. Capitain Tailor wurde hierauf böse, und sagte: Unmöglich? Könnte man GOtt im Himmel bestürmen, ich thäte den ersten Schuß auf ihn —— Er fieng alsdenn an seine Thaten zu erzählen, die er sowohl auf dieser Küste als anderwärts gethan hätte. Unter andern, da er auf der Küste von Guinea an ein französisches Contor kam, wo eine Festung mit 36. Canonen war, so hatte er eine Französische Flagge geführet, und dem Guverneur auch einen französischen Paß gezeiget. Er wurde also als Freund aufgenommen, und von dem Herrn Guverneur zur Mittagsmahlzeit gebethen; und da er mit ihm einen Spaziergang um das Castell herum that, so fanden sie die Schildwachten, wie es auf den auswärtigen Contoren meistentheils zu gehen pfleget, sehr unachtsam, und das übrige Volk hier und da zerstreuet, gleich als ob kein Feind in der Welt zu fürchten wäre. Als er dieses sah, so wollte er sich dieser Gelegenheit bedienen, und machte einen Anschlag, dieses Fort, durch eine List zu überrumpeln. Er sagte daher zum Guverneur, daß er, da es noch früh wäre, an Bord fahren wollte, um einige Geschenke für ihn zu holen, und das nöthige auf dem Schiffe anzuordnen. So gleich brachte ihm sein Boot ans Schiff. Er stellete der Gesellschaft das Unternehmen vor, und wie er sich des Forts bemeistern wollte. Das Volk im Boote sollte nemlich

sich während der Zeit, da er bey dem Guverneur wäre, mit dem Volke in der Wache ein Gespräch anfangen, der Schildwacht aus den gläsernen Sackpistolen tapfer zusetzen, und mit dieser Kurzweile so lange fortfahren, bis der Obersteuermann ein Zeichen gäbe; worauf sie die Schildwacht sogleich umbringen, und die Wache überrumpeln müsten. Hierauf müste einer von ihnen dem Manne, der in dem Boote zu wachen pflegt und Achtung geben muß, das Zeichen übergeben, und dieser dem Volke auf dem Schiffe, um so gleich ein Boot mit gewaffneter Mannschaft an den Wall zu schicken, und das Fort einzunehmen.

Als alles dieses überleget war, so fuhr Capitain Tailor mit seinem gewöhnlichen Chaloupenvolke und seinem vermeintlichen Factor oder Buchhalter vom Bord ans Land, gieng in das Castel, und ließ sich bey dem Guverneur anmelden, der ihn sogleich hineinkommen ließ, und mit seinem Factor bewillkommnete. Nachdem sie über verschiedene Dinge mit einander gesprochen, und ein Glas Bitterwein getrunken hatten, so wurde es Zeit, zu Tische zu gehen, und die Mittagsmahlzeit einzunehmen. Als sie sich gesetzt und etwas gegessen hatten, so sollte die Gesundheit des Königs von Frankreich getrunken werden, welches Capitain Tailor, ob er gleich ein Engländer war, mit der größten Höflichkeit annahm. Als der Guverneur nebst den andern Herren, die bey Tische saßen, das

Glas an den Mund setzte und trank, so zog Tailor seine Pistolen hervor, und setzte die eine dem Guverneur auf die Brust, und sagte zu ihm; Mein Herr, Ihr seyd mein Gefangner — Die andedere Pistole aber hielt er auf die übrigen Gäste, und sagte zu ihnen: Wer einen einzigen Muchs thut, der muß sterben. Hierauf stund der Factor auf, und gieng hinaus, um dem Volke das Zeichen zu geben: und als dieses geschehen war, so wurde die Schildwacht umgebracht, und die Wache überrumpelt. Sie waren auf diese Weise Meister von der Hauptwache, das Boot kam auf das gegebene Zeichen mit dem gewaffneten Volke sogleich an den Wall, und sie wurden durch ihre eigene Leute eingelassen. Diese bemächtigten sich der noch übrigen Mannschaft, welche ganz erschrocken war, und sich hier und da aufhielte. Sie wurden alle zu Kriegsgefangnen gemacht, und wer sich wehren wollte, wurde niedergeschossen; auf diese Art wurden sie in kurzer Zeit von dem ganzen Fort Meister. Dieses war in der That ein verwegenes Unternehmen. Der Guverneur und seine Freunde waren über dieses so unerwartete Englische Compliment des Capitain Tailors in ein tödliches Schrecken gerathen: er konnte sich gar nicht zufrieden geben, daß er mit einem Seeräuber gespeiset hatte.

Nachdem die Seeräuber alles besorget hatten, so kamen einige mit der Pistole in der Hand ins Zimmer, und statteten bey dem Capitain

Tailor

Tailor von ihren Verrichtungen Bericht ab, und meldeten zugleich, daß das Fort über wäre.

Die Befehlshaber und Officiers welche sich bey dem Guverneur befanden, wurden theils am Bord in Sicherheit gebracht, theils aber bey dem Guverneur in Arrest gehalten, vor dessen Zimmer eine Schildwacht stund. Nachdem sie das übrige Volk ebenfalls in sichere Verwahrung gebracht hatten, so thaten sie ihrer Gewohnheit nach Haussuchung. Alles, was ihnen anstund, nahmen sie mit, und brachten es am Bord, wie auch dasjenige, was sie in den Packhäusern und Magazinen fanden. Als dieses geschehen war, nahmen sie nach ihrer löblichen Gewohnheit noch die allgemeine Plünderung vor, welche sie so lange trieben, bis sie genug zu haben glaubten. Sie fiengen hierauf ihre Lebensart an, welche in Saufen und Schmausen bestehet, und liessen nachgehends die schwarze Flagge wehen, welches ein Zeichen ist, daß sie unter Segel gehen wollen, und daß das Volk an Bord kommen muß. Tailor ließ hierauf den gefangnen Guverneur und die übrigen Befehlshaber vor sich kommen, und übergab ihnen wieder die Schlüssel nebst dem Fort, wobey er auf eine höfliche Art hinzusetzte, daß der Herr Guverneur ins künftige etwas vorsichtiger seyn, und nicht so leicht jemand trauen möchte, weil ihn jetzt die Erfahrung gelehret hätte, wie gefährlich dieses wäre. Nachdem er sein Compliment abgeleget hatte, so fuhr er mit seinem Volk an

Bord, gieng unter Loßbrennung aller seiner Stücken unter Segel, und hinterließ dem Guverneur ein leeres Fort nebst der Verantwortung bey seinen Vorgesetzten.

Diese und viele andere kühne Unternehmungen, die er so wohl auf der Küste von Guinea als an andern Orten verrichtet hatte, erzählete er, drehete, seiner Gewohnheit nach, seinen Hut herum, und sagte: Habe ich nicht die Verwegenheit gehabt, Schiffe unter ihren Festungen zu entern, sie zu überwältigen und wegzuführen? warum seyd ihr Seeräuber? diese fürchten keine Gefahr, wenn nur Beute zu holen ist; und in **Mosambique** ist deren mehr als zu viel. Allein, da ich sehe, fuhr er fort, daß ihr feige werdet, und keine männlichen Unternehmungen auszuführen das Herz habt; so lasset uns das nächste Land suchen, und alsdenn kann ein jeder sein Glück machen, wo er will. Als er dieses gesagt hatte, so rufete der größte Haufen: nach **Madagascar**, nach **Madagascar**. Jeder begab sich hierauf an seinen Bord, und wir richteten unsern Lauf insgesamt nach **Madagascar**, wo wir den 4. September in dem Flusse Masaliet unter dem 15. Grade südlicher Breite die Anker fallen ließen. Die Seeräuber thaten daselbst ihrer Gewohnheit nach so gleich einen Schuß, und ließen die schwarze Flagge wehen. Bey diesen Zeichen werden sie von den Eingebohrnen erkannt, und des Königs Strandwächter geben sogleich mit Feuer ein Zeichen, welches

ches an einem zweyten und dritten Orte und weiter ins Land hinein wiederholet wird; und auf diese Art bekömmt der König in weniger als einer Stunde Nachricht, daß ein Schiff auf der Rhede angekommen ist.

Diese Strandläufer befinden sich auf der ganzen Insel rings herum, und lösen einander ab. Es kommen so gleich einer oder zween an Bord, um zu sehen, was für ein Schiff und was für Volk es ist; und alsdenn gehen drey oder vier Mann mit den Geschenken für den König mit ihnen ans Land, und weiter an den Hof, den König zu ersuchen, das Volk ans Land treten zu lassen, um von seinen Unterthanen Erfrischungen und Lebensmittel einzutauschen. Niemand von den Eingebohrnen darf ohne Erlaubniß des Königs etwas an Fremde verkaufen; ja es darf auch niemand von diesen ohne Erlaubniß an den Wall kommen. Wenn sie nun Erlaubniß bekommen haben, so schickt der König seinen Oberfeldherrn nebst Volke und Erfrischungen ab, und das Schiffsvolk kömmt vom Bord an den Wall. Sogleich werden Zelter aufgeschlagen, ein jeder nimmt ein Weib, und es geht alles sehr lustig zu: doch darf niemand den Eingebohrnen Gewalt anthun, oder der Feldherr bestrafet den Beleidiger, und verbannt ihn an Bord, damit ein jeder ruhig und vergnügt leben könne.

Drey Tage nach unserer Ankunft kam der König selbst unter einer Bedeckung von 2000. Mann

bis nahe an den Strand, und befahl, daß den Capitain und das Volk nebst den Gefangnen vor ihm erscheinen sollten. Wir wurden alle, 22. Mann stark lauter Holländer ans Land gebracht, und dem Könige vorgestellet. Jeder setzte ein Knie auf die Erde, küssete seine beyden vordersten schwarzen Finger, und sagte dabey: Sallamanke, Vater. Der König fragte hierauf, was für einer Nation wir wären, und wo sie uns gestohlen hätten; welches sie der Wahrheit gemäß beantworteten. Er fragte nachgehends auch uns, was wir von ihm verlangeten: wir bathen ihn daher, daß wir hier am Walle bleiben, und ein Fahrzeug bauen dürften, um auf diese Art wieder zu unserm Volke zu kommen. Ferner ersuchten wir ihn um seinen väterlichen Beystand (auf diese Art läßt er mit sich reden) und uns während unsers Aufenthaltes mit Mundkost, Töpfen, Salze u. s. w. zu versorgen; welches er auch zu thun versprach, wenn wir friedlich leben, und den Eingebohrnen kein Leid thun würden. Wir küsseten hierauf nochmals Seiner Majestät die Hand, und bedankten uns.

Er befahl nachgehends, daß wir uns alle in einem Kreiß niedersetzen sollten, und die Räuber hinter uns. Es wurde sogleich für uns und für sie ein Trank gebracht, den sie Thook nennen, und der eine Art von Meth ist. Ein jeder trank davon, so viel als ihm beliebte, und man wurde bey den meisten gar bald die Wirkungen

davon

davon gewahr; denn der eine sang, der andere machte Sprünge, und der dritte machte sich auf andere Art lustig. Dieses währete also bis auf den Abend: wer gehen konnte, gieng fort, oder blieb unterwegens liegen, und schlief aus. Als dieser Tag vorbey war, gieng ich nebst dem Schiffer und dem Steuermann zu dem Capitain der Räuber, und ersuchte ihn, daß sie uns nunmehro, da sie wieder aufbrechen wollten, ihrem Versprechen zu Folge, den Hocker nebst so viel Proviant, als wir zur Reise brauchten, geben möchten. Er ließ hierauf Schiffsrath halten, und nachdem man der Versammlung unsere Bitte vorgetragen hatte, so wurde uns beydes abgeschlagen. Sie ließen uns also von allen Nothwendigkeiten entblößet auf dieser Insel zurück.

Sie trenneten sich nunmehro, und ein Theil blieb auf dieser Insel am Hofe bey dem Könige, der andere aber machte eine neue Compagnie. Der Hocker wurde von neuem zum Rauben ausgerüstet, und von dem Capitain **Elck** einem Schottländer commandiret. Das Schiff die **Vertheidigung** wurde dem Capitain Tailor zugegeben, der sich wieder nach Westindien begeben wollte; und das große Schiff bekam der abgesetzte Capitain la Bous, der wieder in der Indianischen See zu kreutzen willens war. Jeder war nunmehro für sich geschäftig, wie es bey einer Compagnie die sich getrennet hat, zu gehen pfleget. Täglich tauschte jede Parthey Lebensmittel

 ein,

ein, und machte ihre Schiffe zurechte, wobey wir ihnen bis auf den letzten Tag, da sie abreiseten, helfen musten. Wir suchten bey dieser Gelegenheit so viel zu verstecken, als wir nur konnten, um uns desselben bey Erbauung unsers Fahrzeugs zu bedienen.

Dieses unruhige und verwirrte Leben währete bis den vierten November, da sie alle dreye die Anker lichteten, und unter Segel giengen, uns aber in diesem traurigen und erbarmungswürdigen Zustande auf der Insel zurück ließen.

So lange ich mit den Seeräubern habe herum ziehen müssen, habe ich mich jederzeit in der Cajüte bey dem mehrmals erwähnten Capitain Tailor aufgehalten, und auch des Nachts da geschlafen. Es trug sich bisweilen zu, daß er im Schlafe auffuhr, und ganz erschrocken nach seinen Pistolen griff, wobey er gemeiniglich zu sagen pflegte: **God dam you; meine Pistolen.** Diese Pistolen hiengen jederzeit an der Seite, und waren beständig geladen, damit er sich derselben im Fall der Noth bedienen könnte. Die Räuber halten außerordentlich viel darauf, und ihr täglicher Zeitvertreib ist ihr Gewehr zu putzen, und solches im Stande zu erhalten.

Wenn er bisweilen aus seinem Schlafe erwachete, und sah, daß keine Gefahr vorhanden war, so bezeigete er sich jederzeit zufrieden. Hierauf legte er sich wieder nieder, nachdem er sich zuvor überall umgesehen hatte, oder sprach mit mir; und auf diese Art kamen wir manch-

mal

mal auf die Lebensart und auf das Betragen der Seeräuber zu sprechen. Er verabscheuete dieses Leben allemal, und sagte, daß es kein Leben für einem braven Mann, sondern für Canaille wäre.

Bey diesen und dergleichen Gelegenheiten erzählete er mir seine Begebenheiten, wie er nemlich zu den Seeräubern gekommen wäre, und wie ihn die Noth gezwungen hätte, Capitain von ihrer Gesellschaft zu werden, welches ungefähr folgendermaßen heraus kam.

Er hatte, wie er mir erzählete, ehemals der Krone England als Schiffscapitain gedienet; und war, auf eben dem Schiffe, welches er iezt als ein Capitain von Dieben commandirte, vor dem ein ehrlicher Mann gewesen. Unter der Regierung der Königin Anna, da ein ganz ander Ministerium war, fiel er in Ungnade, und verlor die Dienste der Krone: Er gieng hierauf mit einem Kauffahrteyschiffe als Capitain nach dem Spanischen Westindien, wo er von den Americanischen Seeräubern genommen wurde, die ihn, weil sie ihn entweder von Person oder dem Namen nach kenneten, nicht eher wieder los lassen wollten, als bis er ihnen einige Schiffe hätte ausrüsten helfen: allein er fand sich in seiner Hoffnung betrogen. Wenn er seine Pflicht gethan hatte, brachten ihn die Seeräuber, anstatt ihn loszulassen, auf andere Schiffe, und begegneten ihm beständig mit großer Verachtung. Als er sah, daß er auf der einen Seite nicht entkommen konnte, und auf der an-

dern überlegte, durch was für Ursachen er in dieses Unglück gerathen wäre, so stritt der Ehrgeitz mit der Rache, und letztere trieb ihn an, solches die englische Nation entgelten zu lassen.

Er redete demnach das Volk an, und sagte, daß er wohl einsähe, daß sie ihn hintergiengen, und daß ihr Verlangen wäre, ihn ebenfalls in ihre Gesellschaft zu ziehen, und daß er also, wenn sie ihn zu ihrem Capitain annehmen wollten, mit ihnen in Gemeinschaft treten wollte. Dieses war es eben, was sie suchten, und auf diese Art wurde Tailor ihr Capitain Sie hätten auch in der That keinen fähigern Mann für sich finden können: Denn ohne auf den Character seines Berufs zu sehen, so vereinigten sich in ihm alle Qualitäten, die man in einem Seemanne, Soldaten oder Capitain wünschen konnte.

Sie giengen also mit ihrem neuen Cameraden aus auf der Küste Caraques, einen Creutzzug zu thun, nahmen verschiedene Schiffe weg, und machten viel Beute. Nachdem sie hier und da einige Zeit gekreutzet hatten, so machten sie es zu bunt, und hielten vor rathsam, diese Küste zu verlassen, und nach der Küste von Guinea überzustechen. Als sie daselbst angekommen waren, so machten sie sie so rein, daß sie in wenig Monaten über zwey und zwanzig Schiffe von allerhand Nationen, wie auch das vorerwähnte französische Fort weggenommen hatten. Als hier nichts mehr zu thun war, so entschlossen sie sich, in die Indianische See zu gehen, und auf die Araber,

Mohren

Mohren u. s. w. zu kreuzen. Da sie bey dem Vorgebirge der guten Hoffnung vorbey segelten; kamen sie in die große Südsee, und waren Willens, auf der Insel Don Mascarin, die von Madagascar nach Osten zu liegt, sich zu erfrischen, und ihre Schiffe auszubessern: allein sie trafen ungefähr bey der nördlichen Ecke von der Insel ein auslaufendes englisches Schiff von der ostindischen Compagnie an, das nach Bombay bestimmt war, sechs und dreyßig Stücken führete, und die Cassandra genennet wurde. Nachdem sie mit diesem Schiffe gesprochen hatten, so that der Räuber, der, wo ich nicht irre, vier und zwanzig Stücken führete, einen scharf geladnen Schuß, strich die englische Flagge, und ließ sogleich seine Seeräuber Flagge wehen. Der Engelländer antwortete dem Capitain Tailor in eben der Sprache, und sie geriethen hierauf in ein heftiges Gefecht. Währendem Gefecht entfiel ihnen das Wasser, und sie wurden beyde auf dem Grunde fest. Dieses nöthigte sie beyderseits, sich auf die Seite zu legen, worauf es so heftig zugieng, daß nach dem Berichte des Capitain Tailors, das Blut zu den Speygaden *) herausfloß und seine Mannschaft bis auf zwey Drittheil geschmolzen war. Eben so war es auch auf der Cassandra gegangen.

Nachdem sie solchergestalt acht bis neun Stunden ganz wüthend gefochten hatten, trug sichs

*) Sind Löcher, die sich an der Seite des Schiffs befinden, wo das Wasser herausläuft.

sichs zu, daß Capitain Tailor auf dem halben Verdeck stund, und eine Flasche mit Brandewein in der Hand hatte, um einen Mund voll davon zu nehmen. Indem er angesetzet hatte und trank, wurde ihm die Flasche mit einer Flintenkugel aus der Hand geschossen, worauf er weiter nichts sagte, als: O arme Bouteille! Kurz hierauf rief ihm der Capitain von der Cassandra zu, daß er sich ergeben und streichen sollte, und daß er ihm Pardon geben wollte. Tailor antwortete hierauf, er hoffe, daß er in kurzen die Flagge würde streichen müssen; welches auch nach Verlauf einer halben Stunde geschah. Als er am Bort der Cassandra kam, so entsetzte er sich, wie es so jämmerlich daselbst aussah. Das Verdeck lag voller Todten und Verwundeten, die jämmerlich winselten; Das Blut floß überall, und man sah nichts als Elend. Wo ich nicht irre, so sagte mir Tailor, daß er auf diesem Schiffe nicht mehr als siebenzehn Mann gefunden hätte die noch im Stande gewesen wären Dienste zu thun. Der Capitain zog seinen Degen von der Seite, und überreichte ihn dem Capitain Tailor, der ihn sehr höflich annahm, und dabey sagte: Mein Herr, Sie haben sich als ein braver Capitain aufgeführet und gezeiget, daß sie als ein tapferer Soldat und Offizier für ihre Flagge und ihre Befehlshaber Güter fechten dürfen, nehmen Sie aus der Prise alles, was ihnen beliebt, es steht zu Ihren Diensten. Allein dieser schlug es

großmü-

großmüthig aus, und sagte, daß er nichts von einem Räuber verlange, und daß er nicht Willens sey, sich mit gestohlenen Gute zu bereichern; daß er aber hoffe, sich in Zeit von zwey Jahren zu revangiren, und daß er ihn aufsuchen wollte, wenn er auch am Ende der Welt wäre; welches auch geschah.

Als dieser Capitain wieder nach England zurück kam, so stattete er seinen Vorgesetzten von diesem Vorfalle Bericht ab, welche es dahin brachten, daß er von dem König ein Kriegsschiff mit sechzig Canonen nebst dreyen andern von sechs und funfzig Canonen bekam. Diese wurden von der Crone ausgerüstet, um auf die Seeräuber zu kreutzen, sie in der ganzen indianischen See und in allen Häven aufzusuchen, und dieses Geschmeise, wenn es möglich wäre, gänzlich auszurotten. Es war auch würklich unser Glück, sagte mir Tailor, daß wir zween Tage nach ihrer Abfahrt in dem Flusse **Mada** auf Madagascar ankerten; denn wären wir nur zween Tage eher gekommen, so würden wir, wie uns ein englischer Matrose versicherte, der von einem von diesen Schiffen weggelaufen war, die vier englischen Kriegsschiffe, die auf uns kreutzeten, gefunden haben. Er wieß uns noch die Stelle, wo sie ihre Schiffe zurechte gemacht hatten, und erzählete ferner, daß sie von da in das rothe Meer hätten gehen, und nachgehends die Indianische See hin und her durchkreutzen, auch alle

Häven

Häven und Küsten besuchen wollen, wo sie uns zu finden glaubeten.

Als Capitain Tailor diese Nachricht von dem weggelaufenen englischen Matrosen hörete; zugleich auch von den Eingebohrnen versichert wurde, daß diese vier Kriegsschiffe da gewesen wären, so sagte er ganz ruhig, daß, wenn er das Unglück gehabt, ihnen in die Hände zu laufen, und kein Mittel gefunden hätte ihnen zu entwischen, weil er wohl wüste, daß ihn besagter Capitain von der Cassandra aus Hochachtung vor des Königs Flagge würde angegriffen haben, er sich in diesem Falle als ein Capitain von einem Seeräuber würde betragen haben. Er würde sich nemlich so lange mit dem groben Geschütz wehren als er könnte, und wenn er sähe, daß er gegen seine Feinde zu schwach wäre, so würde er die Enterhaken in das feindliche Schiff zu werfen suchen, und alsdenn mit eigner Hand die brennende Lunte in die Pulverkammer tragen, und beyde Schiffe mit Volk und allen in die Luft sprengen. Auf solche Art würde er und sein Volk sicher gewesen seyn, als Räuber aufgehenket zu werden, und die Namen an den Galgen schlagen zu lassen, wie gemeiniglich geschieht.

Capitain Tailor gieng von seinem Schiffe auf die Cassandra, und gab seines dem Capitain la Bous. Der englische Capitain wurde mit seinem Volke ans Land gesetzet, und Capitain Tailors Schiffe giengen unter Segel. Allein nachdem sie bey der nördlichen Ecke der Insel

vorbey-

vorbeygesegelt waren, so sahen sie ein großes Schiff ohne Masten. Sie segelten sogleich darauf los: und als sie näher kamen, so fanden sie, daß es ein Portugiese war, der 70. Canonen und beynahe 500. Mann führete. Je näher sie kamen, desto begieriger wurden sie einen Tanz damit zu wagen: sie hielten hierauf einen kurzen Rath, und fasseten den Schluß es anzugreifen. Capitain Tailor segelte voraus, und nachdem er alles wohl betrachtet hatte, so legte er sich gegen die Seite, der andere aber muste hinter den Wind fahren, und liegen bleiben. Tailor sprach hierauf den Portugiesen an, und that zugleich einen scharfen Schuß, welches ein Zeichen ist, daß er die Flagge streichen und sich auf Gnade ergeben soll. Der Portugiese beantwortete dieses ebenfalls scharf, worauf ihm Tailor die volle Lage gab; und der, welcher hinten lag, schoß ihm durch die Stückpforten, die in des Constabels Kammer sind, längst durch das Schiff mit so großem Glücke, daß viele dadurch verwundet und getödtet wurden. Man gab sogleich die zweyte Lage, worüber die Portugiesen, die ein solch unfreundliches Compliment nicht gewohnt waren, so erschracken, daß sie ihre Flagge strichen. Die Räuber begaben sich unterdessen in Schuiten und Boote, und auf die bey sich habende Barke, und kamen über. Sie bemächtigten sich in weniger als einer halben Stunde dieser unschätzbaren Prise, ohne einen einzigen Mann dabey zu verlieren. Sie wun-

derten

betten sich außerordentlich, daß so wenig Volk am Bord war; und als sie sich deßwegen erkundigten, so sagte man ihnen, daß es ein königliches Schiff wäre, worauf sich der Unter-König von Goa nebst vielen andern Großen befänden, um nach Portugall zurück zu gehen; ferner, daß der Unter-König nebst dem größten Theile vom Volke am Walle wäre, um sich daselbst so lange aufzuhalten, bis man die Masten wieder eingesetzet hätte, und bis das Schiff ausgebessert wäre, um die Reise nach Europa fortsetzen zu können.

Sie fanden in diesem Schiffe großen Reichthum; denn außer der Ladung bekamen sie alle Schätze des Unter-Königs von Goa, wie auch der Geistlichen, Großen und Privatpersonen ihre. Man hat mich mehr als einmal versichert, daß der Werth laut der Factur und des Geständnisses der Privatintaressenten, über dreyssig Millionen Gulden betragen habe; welches mit Recht ein Schatz genennet werden kann.

Der Unter-König stund nebst dem größtem Theile des Volks zu der Zeit am Ufer, und sahe dieses reiche Schiff in die Gewalt der Seeräuber übergehen, ohne daß er etwas dabey thun konnte. Er zerriß zwar seine Kleider, raufete sich die Haare aus, stampfete mit den Füssen auf die Erde, und verfluchte die Seeräuber: allein dieses konnte ihm alles nichts helfen, so wenig, als des Capitains Unvorsichtigkeit ihm in Portugall vor dem großen Seerathe zur Entschuldigung

Schwingung gedienet haben wird, daß er das Schiff vom Volk entblösete, und mehr als zwey Drittheile davon am Walle bleiben ließ. Alles dieses war zu späte, da die Seeräuber das Schiff und die Ladung einmal in ihrer Gewalt hatten, von denen durch bloses Reden nichts wieder zu bekommen war.

Nachdem sie das Schiffsvolk auf ihre Schiffe in Verwahrung gebracht hatten, so schickte Tailor einige Fahrzeuge mit gewafneten Mannschaft nebst dem Obersteuermann an den Wall. Dieser suchte den Unterkönig auf, und ersuchte ihn im Namen des Capitain Tailors am Bord zu kommen; wogegen er viel einzuwenden hatte; allein da derjenige, der überwunden ist, leiden muß, so gehorsamte er endlich, und kam in Gesellschaft zweyer Geistlichen am Bord seines gewesenen Schiffs. Nach Ablegung einiger gegenseitigen Complimente übergab der Unter-König dem Capitain Tailor mit weinenden Augen sein Seitengewehr, wovon das Gefäße stark mit Diamanten besetzt war: allein Tailor weigerte sich solches anzunehmen, und sagte: Nein, mein Herr, behalten Sie es, ich schenke es Ihnen zum Andenken Ihres unglücklichen Schicksals. Er führete ihn hierauf nebst seiner Gesellschaft in die Cajüte, und unterhielt ihn mit einem lustigen Gespräche, und einem Concerte nach ihrer Art.

Das Volk am Walle wurde so gleich vertheilet; einige davon brachten sie auf die Schiffe,

die andern behielten sie am Lande, um sich ihrer zu bedienen. Sie brachten hierauf ihrer Gewohnheit nach, alles in Ordnung, entwafneten das Volk, liessen es bewachen, und fiengen hierauf nach Seeräuber-Manier an, lustig zu leben. Kisten, und Kasten wurden mit Brecheisen erbrochen, und alles, was sie an Gütern, Diamanten, baarem Gelde, Silber, Golde u. s. w. fanden, dem Quartiermeister übergeben. Als dieses geschehen war, so fiengen sie an zu saufen. Ein jeder mag sich alsdenn ein paar Tage ruhig und abgesondert halten, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen will, welcher wir bey Ueberrumpelung des Forts ausgesetzt waren, und wovon wir den Lesern bereits Nachricht gegeben haben, solches auch bey der Beschreibung ihrer Regierung und Lebensart noch weitläuftiger thun werden.

Nachdem sie die Waaren und Güter unter einander getheilet hatten, so theileten sie auch die Schiffe. Tailor wurde Commandant von dem grossen Schiffe mit 72. Canonen, welches ehemals ein Kriegsschiff unseres Staats gewesen, nachgehends aber an den König von Portugall verkaufet worden war. Damals hieß es Gelderland: jetzt aber führete es Capitain Tailor als Admiral von seiner Compagnie. Capitain la Bous bekam die Cassandra: und nachdem die andern Schiffe ebenfalls wieder zurechte gemacht worden waren, um in See gehen zu können, so beschlossen sie in der Indianischen See auf

der

der Küste von Arabien und in dem persischen Meerbusen auf die Mohren zu kreutzen.

Nachdem sie den Unter-König wieder ans Land gesetzet, und die Freywilligen in ihre Dienste aufgenommen hatten, so gaben sie eine Salve, giengen unter Seegel, und ließen den Portugiesen das Nachsehen.

Sie brachten auf dem rothen Meere und an den Indianischen Küsten verschiedene mohrische Schiffe auf, worauf sie nach Malabar übersegelten, und einen Engländer bey Cochin auf den Strand jagten. Während dieser Unternehmung befand sich Tailor, wie er mir selbst erzählet hat, in der Stadt, und machte sich in dem Wirthshause bey einem gewissen Johann Trompet lustig. Sie beraubeten ferner die ganze Küste, und setzten alles in Unruhe. Dichte bey Goa schlugen sie sich eine ganze Nacht mit der ganzen Portugiesischen Flotte, und segelten gerade durch sie hin. Als hier nichts mehr zu thun war, so verließen sie die Indianische Küste: allein ehe sie bey dem Cap vorbeysegelten, bekamen wir auf Rio de la Goa von dem Capitain Tailor den letzten Besuch, wie ich solches bereits zuvor erzählet habe.

Ich glaube, daß es meinen Lesern nicht unangenehm seyn wird, wenn ich fortfahre, ihnen dasjenige von der Geschichte des Tailors zu erzählen, ob es gleich eigentlich nicht zu meiner Geschichte gehöret, was ich halb englisch und

halb gebrochen holländisch, verschiedene male aus seinem eigenem Munde gehöret habe.

Wie es diesem Tailor nebst seinen Anhängern gegangen ist, da er von Madagascar absegelte, um sich in das Spanische Westindien zu begeben, und bey der Crone von England oder Spanien um Pardon zu bitten, weis ich nicht anders, als aus dem mündlichen Berichte von jemanden, der damals, als er zu Porto Bello für sich und sein Volk Pardon suchte, zugegen war, und nachdem er ihn erhalten, persönlich mit ihm gesprochen hatte.

Wir haben bereits angeführet, daß sie auch die Schiffe unter einander theileten, nachdem sie ihre Beute auf Madagascar mit einander getheilet hatten: das große Schiff bekam nehmlich der abgesetzte Capitain la Bous; Capitain Tailor die Vertheidigung, und Capitain Elk ein Schottländer den Hocker, der wieder auf den Seeraub auslaufen sollte. Doch als sie noch in Madagascar waren, fiel ein heftiger Streit unter ihnen vor, daß ich ihn für merkwürdig genug halte, meine Leser davon zu unterhalten. Ich befand mich damals am Bord, und war bey dem Zufall zugegen. Die Capitaine nebst einem abgesetzten Obersteuermanne saßen bey einander in der Hütte, um Abschied zu nehmen. Unter dem Trinken bekamen sie Streit, der so heftig wurde, daß Capitain la Bous, Tailorn mit seinem Schiffe herausforderte, um sich mit ihm zu schlagen. Tailor, der leicht böse wurde,

sagte,

sagte, daß dieses sehr niederträchtig wäre, und fragte zugleich, ob es etwa noch von dem alten Grolle herrührete, als er ihn nebst seinen übrigen Cameraden verdammt hätte wieder Matrosendienste zu thun, um ihn dafür zu bestrafen, daß er heimlich hätte durchgehen wollen. Dieses, fuhr er fort, habe ich gethan, folglich darf es mein armes Volk nicht entgelten sollen. Oder ist es etwa darum, daß Ihr jetzt ein größer Schiff habet, und mich also zu überwinden gedenket? Dieses ist ein Beweis einer großen Furchtsamkeit, und daß ihr euch nicht auf euren Muth verlassen könnet. Er wurde hierauf ganz rasend, und sagte zu dreyen oder vieren: God dam you, seyd ihr solche Leute, so kommt auf Pistolen oder auf den Säbel heraus, ich will euch ganz alleine Genugthuung geben. Der Leser kann leicht denken, daß erschrecklich dabey geflucht wurde. Er forderte sie zu verschiedenen malen heraus, allein es schien, als wenn sie ihn kenneten, und der Ausgang lehrete, daß sie sich nicht mit ihm zu schlagen getraueten. Capitain Tailor stund voller Verdruß auf, und gieng zur Hütte hinaus: ich zitterte, und die Gesellschaft trennete sich. Tailor fuhr so gleich an Bord, ließ mich an den Wall setzen, lichtete die Anker, und gieng unter Segel, um seine Reise nach Westindien fortzusetzen. Seine Absicht war, bey der Gelangung zum Throne eines neuen Königs von England oder Frankreich

Pardon zu suchen, der ihnen bey solchen Gelegenheiten gemeiniglich nicht abgeschlagen wird.

Nach dem Berichte dessen, der mir dieses erzählet hat, und der noch lebet, segelte Tailor nach der Insel Providentia, um bey dem Guverneur Pardon zu suchen. Als er ihn aber nicht erlangen konnte, so gieng er nach Porto Bello, und suchte bey den Spaniern Pardon, indem er ihnen 121. Tonnen Goldes baares Geld, und das Schiff für den König anboth; aber vergebens. Der Guverneur ließ ihm sagen, daß für ihn kein Pardon wäre. Als er von hier wieder weggegangen war, um nach Jamaica zu segeln, und zu sehen, ob es ihm da gelingen möchte, so entdeckte er nicht weit davon zwey oder mehr englische Kriegsschiffe: und als er sahe, daß sie Jagd auf ihn machten, und daß es ihm unmöglich wäre ihnen zu entkommen, und was es für Folgen haben würde, wenn er in ihre Hände fiele, so beschloß er mit seinem Volke das äußerste zu wagen. Er schickte demnach seinen Vertrauten mit einem Briefe nach Porto Bello an den Guverneur, worinne er ihm zum letztenmale sehr höflich bath, ihm und seinem Volke auf die bereits angeführten Bedingungen Pardon zu ertheilen. Er setzte darinne hinzu, daß er und sein Volk, im Fall man ihnen solchen abschlüge, beschlossen hätten, das Schiff stranden zu lassen oder zu versenken, und alsdenn ans Land zu gehen, um alles mit Feuer und Schwerd zu verfolgen, auch des Kindes in der Wiege nicht

zu

zu verschonen, daß sie auf diese Art von einem Orte zum andern gehen, und es auf der ganzen Küste so machen wollten, ja daß sie den berüchtigten Irokois an Grausamkeit zu übertreffen suchen würden; der Herr Guverneur müste daher in Zeit von einer halben Stunde eine cathegorische Antwort geben; weil er selbst wohl wüßte, daß die Sache keinen Aufschub litte, da die Schiffe immer näher kämen.

Diese nachdrückliche Vorstellung erwarb dem Capitain Tailor, und seinen Leuten in kurzen ihre Freyheit. Nach einer halben Stunde sah man die weiße Flagge von dem Fort wehen, und Capitain Tailor segelte auf die Rhede von Porto Bello und übergab das Schiff nebst den 121 Tonnen Goldes, für seine Ranzion. Er und sein Volk mußten ganz leer ausgehen, und durften nichts mit sich nehmen, als was sie bey sich hatten. Die meisten hatten ihre Diamanten und etwas Gold zu sich gesteckt; und dieses war es alles, was sie von ihrem vieljährigen Rauben, Streifen, Morden und Brennen vor sich gebracht hatten. Mein Währmann sagte mir, daß Tailor seine Diamanten in einer Blase gehabt, und daß es eine große Hand voll gewesen wären, wie er sie denn mit eignen Augen mehr als einmal gesehen hätte.

Tailor gieng kurz hernach nach Jamaica, wo er eine Frau mit vier oder fünf Kindern hatte. Daselbst blieb er so lange, bis der größte Theil von seinen Diamanten verzehret war, und er sich etwas vorzunehmen genöthiget sah. Er kaufte

auf der Insel Cuba eine Plantage und eine Barke, und fuhr damit hin und her, um auf den umliegenden Inseln zu handeln. Dieses mag er wohl bis in das Jahr 1744. getrieben haben, da mir ein Steuermann, der kurz darauf nach Holland zurück kam, sagte, daß er Tailorn in einem geringen und elenden Zustande auf einer Insel gefunden, wo er mit einer kleinen Barke gehandelt hätte. Dieses ist das gewöhnliche Schicksal berüchtigter Seeräuber: erst rauben sie sich reich, und nachgehends sterben sie als arme Fischer; wie dieses unter andern dem berühmten und berüchtigten Claas Compann begegnet ist. Sie müssen entweder unter den Heyden bleiben, oder ihre Tage mit ihren geraubten Schätzen in Armuth endigen.

Ich habe den Character dieses berüchtigten Tailors bisweilen mit des Capitain Scharps seinem verglichen, den man in der historischen Beschreibung der Americanischen Freybeuter finden kann.

Capitain Tailor wurde leicht zornig; wenn er aber einmal in Action, so war er überaus gesetzt, und besaß eine grosse Gegenwart des Geistes. Er fürchtete sich vor nichts, und war niemals verlegen, in was für Gefahr er sich auch befand, wovon ich verschiedne mal selbst einen Augenzeugen abzugeben Gelegenheit gehabt habe. Meuterey, Aufruhr unter dem Volke und andere gefährliche Anschläge wußte er sehr klug entweder gleich im Anfange zu dämpfen, oder durch sein Ansehn und Tapferkeit zu unter-

unterdrücken, indem er bey solchen Gelegenheiten eine überaus grosse Unerschrockenheit blicken ließ. Ohne sich selbst zu schonen hauete er unter die wüthende Menge, und brachte sie durch seine Kühnheit zur Vernunft. Er war bey dem Volke überaus beliebt, und nahm es durch einen freundlichen und vertrauten Umgang ein: er verlangte in keiner Sache einiges Vorrecht als Capitain, sondern aß und trank mit dem Volke aus dem gemeinschaftlichen Kessel, und theilete das Fleisch und den Speck mit ihnen in gleicher Portion.

Bisweilen kam er zwischen das Verdeck, setzte sich zu diesem und jenem, um mit ihm zu sprechen, welches gleichwohl nicht lange währete. Bisweilen spielete er auch so gar mit ihnen in der Dame; doch brach er meistentheils mitten im Spiele ab, warf die Steine hin, und gieng wieder an seinen bestimmten Ort.

Seine Politik war unter dieser Art vom Menschen überaus groß, wovon folgendes zum Beyspiele dienen kann. Um eine allgemeine Brüderschaft vorzustellen, musten die Ober- und Unterofficiers mit dem gemeinem Volke essen, und waren an verschiedene Schüsseln vertheilet. Eben so machte er es auch mit den verschiednen Nationen; diese muste er so zu vertheilen, daß sich allemal bey sieben Mann wenigstens drey Engländer befanden, von welchen er versichert seyn konnte, daß sie ihm treu wären. Auf diese Art waren die Engländer allezeit die mehresten, und wenn es drauf ankam die mächtigsten: die übrigen viere waren etwa ein Franzose, ein Schwede, ein Por-

auf der Insel Cuba eine Plantage und ein Barke, und fuhr damit hin und her, um auf den umliegenden Inseln zu handeln. Dieses mag wohl bis in das Jahr 1744 getrieben haben; mir ein Steuermann, der kurz darauf nach ... land zurück kam, sagte, daß er Tailorn in einem ...ringen und elendem Zustande auf einer Insel ... funden, wo er mit einer kleinen Barke gehandelt hätte. Dieses ist das gewöhnliche Schicksal nichtigter Seeräuber; erst rauben sie sich reich, nachgehends sterben sie als arme Fischer; ... dieses unter andern dem berühmten und berüchtigten Claas Compann begegnet ist. Sie ... sen entweder unter den Heyden bleiben, ... ihre Tage mit ihren geraubten Schätzen in ... muth endigen.

Ich habe den Character dieses ...chtigten ... lors bisweilen mit des Capi... ...arrp sei... verglichen, den man in de... ...n Besch... bung der Americanischen ... ...nden k...

Capitain Tailor w... ...örnig; ... er aber einmal in ... ...e er über... gesetzt, und besaß ... ...egenwart ... Geistes. Er fürch... ...ichts und ... niemals verlegen ... auch befand, w... einen Augenze... habt habe. ... Volke und ... ...anschläge wußte ... sehr klug ... ...m Anfange zu b... pfen, o... ...n und Tapferkeit ...



tugiese, u. s. w. Es konnte nichts geredt oder gethan werden, wovon Tailor nicht so gleich Nachricht bekam; und durch diese Politik regierete er sie, ohne daß sie merkten, daß man auf ihr Thun und Lassen genau Achtung gäbe. Von diesen und einigen andern Dingen wollen wir in der Beschreibung ihrer Regierung und Lebensart etwas ausführlicher handeln, wo es auch am besten angebracht seyn wird. Tailor war gegen die Ueberwundenen freundlich und höflich, und ermahnete sie, mit ihrem Schicksal zufrieden zu seyn. Bisweilen warnete er die Gefangnen, nicht mit einander heimlich und alleine zu sprechen, um das Volk nicht argwöhnisch zu machen, und sich dadurch selbst Unheil über den Hals zu ziehen. Lustig und ruhig unter dem Volke zu seyn, und freundlich mit ihm umzugehen, wäre, sagte er ferner, am besten, allen Argwohn abzulehnen; zumal im Anfange, da die Seeräuber geschwind zeigeten, was für Leute sie wären, um die Gefangnen in Furcht zu erhalten. Auf diese Art unterhielt er gemeiniglich die gefangnen Officiers, und tractirete sie an seiner Tafel. Tailor lebte übrigens mäßig: man sah ihn niemals betrunken, oder sich mit Huren und Weibspersonen abgeben, wie die meisten von ihnen zu thun pflegen, so daß sie ganz ausgemergelt herumgehen und endlich sterben. Kurz, Tailor hatte alle Qualitäten, die zu einem Capitain der Seeräuber erfordert werden.

Die

Die Geschichte dieses Helden ist vielleicht meinen Lesern angenehm gewesen, und darum habe ich mich so lange dabey aufgehalten. Ich habe diese Erzählung darum beygebracht, weil man selten Leute von dieser Lebensart findet, und weil jedermann ihren Umgang meidet. Nunmehro will ich fortgehen, und die Regierung, Gewohnheiten und Lebensart dieser schönen Reisegefährten etwas ausführlicher beschreiben.

Nähere Beschreibung der Regierung, Gewohnheiten, und Lebensart der Seeräuber.

Man stelle sich einen Haufen lüderliches und dem Zuchthause entlaufenes Gesindel vor, das verwegen, und alles zu unternehmen im Stande ist, das alle Menschlichkeit in seinem Vaterlande gelassen hat, so hat man von diesem vortreflichem Volke einen Begriff.

Wenn diese Leute eine Compagnie aufrichten wollen, so wählen sie erstlich einen Capitain und einen Quartiermeister. Der Capitain thut eben so, wie auf dem Lande, keine Dienste, als wenn sie im Gefechte sind: der Quartiermeister hingegen ist ihr Fiscal; er besorget die Lebensmittel für die Reise, theilet die Beute aus, und hält jeden zu seiner Pflicht an. Nach diesem folgt in der Ordnung der Bootsmann, der Constabel, und die geringen Officiers. Jeder nimmt nach seinem Amte seine Pflicht wahr. Ist die Compagnie

pagnie aufgerichtet, so machen sie unter einander einen Artikelsbrief, welcher ihr Corpus Iuris ist. Wenn die Artikel abgefasset sind, so werden sie allen vorgelesen, hierauf unterzeichnet, und auf der Bibel beschworen, indem sie nach der englischen Art die beyden vordersten Finger darauf legen. Hat jemand von ihnen ein Verbrechen begangen, so verlangt der Fiscal, daß er nach dem deshalb gemachtem Gesetze bestraft werde. Der Verbrecher kömmt alsdenn zum Vorscheine, und sucht sich sechs Mann aus dem Volke aus; denn ihr Richterstuhl besteht aus zwölf Richtern. Der Quartiermeister liest hierauf dem Angeklagten den Artikel vor, und dieser bringt seine Entschuldigung dargegen vor. Wenn dieses geschehen ist, so tritt er ab; alsdenn wird ihrer Gewohnheit nach das Urtheil gesprochen, und der Quartiermeister vollzieht die Strafe.

Sie beobachten in diesem Stücke jederzeit die Billigkeit: denn sie fällen das Urtheil ganz unpartheyisch und gehen dabey blos mit der Natur und der Vernunft zu Rathe. Bey den übrigen Artikeln geht es so genau nicht: Die vornehmsten davon sind folgende.

1) Alles was außer ihrer Compagnie ist, für Feinde zu erklären; niemanden zu trauen; andern durch Gewalt und List das Ihrige zu rauben; niemanden der sich wehret, das Leben zu lassen, und wenn es auch der leibliche Vater wäre, sondern alles niederzusäbeln, wenn es die Noth erfordert.

2) Ein-

2) Einander bis auf den letzten Mann getreu zu seyn und beyzustehen. Wer hierinne seine Pflicht versäumet, den kann man ungestraft vor den Kopf schießen.

3) Bey einem Angriffe muß jeder auf seinem bestimmten Posten bleiben, und darf ihn, bey Lebensstrafe nicht verlassen. Das Entern geht nach dem Loose.

4) Wenn ein Schiff oder Fort genommen ist, so mag ein jeder plündern, was er kann; doch muß er solches dem Quartiermeister übergeben, und nichts zurückbehalten, oder er wird vor dem Maste bestraft, und verliert sein Vermögen, welches der Compangnie heimfällt.

5) Finden sich in der Prise Weibespersonen, so muß man sie unberührt lassen, und sie bey erster Gelegenheit mit der Schuit oder mit dem Boote ans Land setzen: ist aber in der Nähe kein Land, so werden sie der Gnade der See überlassen.

6) Wer eine solche Weibesperson schändet, muß mit dem Tode bestraft werden. Dieses geschiehet, um allem Aufruhr und aller Unordnung zuvorzukommen.

7) Wenn einer desertirt und eingeholet wird, dem werden Nase und Ohren abgeschnitten, und wird nackend auf eine Insel gesetzet, welches gemeiniglich eine unbewohnte ist.

8) Wenn sich jemand ergeben hat, so darf man ihn nicht bey Lebensstrafe, mit kalten Blute tödten oder verwunden, es wäre denn, daß er Wider

pagnie aufg
einen Arti
Wenn die
allen vorge
der Bibel b
schen Art d
legen. Ha
begangen, so
deshalb gem
Verbrecher kö
sucht sich sechs
ihr Richterstuhl
Der Quartierme
ten den Artikel v
schuldigung darge
hen ist, so tritt er a
wohnheit nach das U
Quartiermeister vollzi

Sie beobachten i
die Billigkeit: denn si
unpartheyisch und gehen
tur und der Vernunft
übrigen Artikeln geht es
vornehmsten davon sind fol

1) Alles was außer ihr
für Feinde zu erklären; nieman
dern durch Gewalt und List das
ben; niemanden der sich wehre
lassen, und wenn es auch der
wäre, sondern alles niederzusäbeln
Noth erfordert.

t, so suchen sie sogleich zum Entern zu kom-
und alsdenn heißt es Sieg oder Tod; denn
ist, wie sie sagen, das sicherste und beste,
man durch das Geschütz viel Volk verlieret,
durch einen übeln Grundschuß auch die Priese
eren kann. Bekommen sie das Schiff, so ver-
n sie sogleich das Volk, und thun sich einmal
u Gute. Ist das Schiff besser, als das Ihrige,
alten sie es für sich: taugt es aber dazu nicht,
en sie es in Brand.

die Zeit ihres Creuzzuges verlaufen, so
sie einen Sammelplatz, welches in der In-
n See gemeiniglich Madagascar ist.
wird die Beute getheilet, und auch so-
r verzehret. Zu der Theilung wäh-
niglich viere von den Ihrigen zu
it der Quartiermeister alles rich-
n jeder seinen gehörigen Antheil
Gemeiner wird für einen Mann
itain 1½ Mann; eben so auch
der Oberconstabel und der
e, so noch nicht unter die
bekommen einen halben
rtelmann. Quar-
inen Th lls
ihm j

derstand thäte. Doch wird dieser Artikel so genau nicht befolget, zumal wenn sie betrunken sind.

9) Die genommenen Schiffe müssen sie entweder bey sich behalten oder verbrennen, oder auch in den Grund bohren, und das Volk davon an dem nächsten Ufer an das Land setzen.

10) Kein Gefangener soll wider seinen Willen angenommen oder in die Compagnie zu treten gezwungen werden, wer sich aber freywillig angiebt, soll auch nicht abgewiesen werden.

11) Es ist ihnen untersagt, einander zu schimpfen, oder Verweise zu geben, oder über die Religion zu streiten. Auch dürfen sie nicht um Geld spielen, oder etwas anders unternehmen, das Zank und Uneinigkeit erregen könnte. Auf alles dieses sind besondere Strafen gesetzet.

Dieses sind ungefehr die Hauptpuncte. Die meisten zielen dahin ab, die innerliche Ruhe zu erhalten, und Muth gegen die Feinde zu machen. Jeder Räuber richtet diese Artickelsbriefe so ein, wie er sie am besten vor gut befindet.

Allein so vorsichtig sie auch sind, so fällt gleichwohl dann und wann ein Streit vor, besonders wenn sie betrunken sind. Wird er zu groß, und es soll zu Thätlichkeiten kommen, so verlangt der Beleidigte Genugthuung, und macht es dem Quartiermeister bekannt. Dieser sucht die Sache, wenn es möglich ist, in der Güte beyzulegen: kann er es aber nicht dahin bringen, so ruft er den Beleidiger, und fragt ihn, ob er ebenfalls Willens sey, dem Streite ein Ende zu machen. Dieses wird

allezeit

allezeit mit ja beantwortet, und der Quartiermeister fragt hierauf weiter, ob sie Kugeln wechseln, oder sich mit den Säbeln schlagen wollen. Wenn sie nun eine von beyden Arten gewählet haben, so fangen sie den Zweykampf an, und dieser endiget sich nicht eher, als bis einer von beyden das Leben verlieret. Dem Ueberwinder wird hierauf die Flagge über den Kopf geschwenket, und das Volk erklärt ihn frey. Dieses Gefechte wird jederzeit in Gegenwart des Capitains und des Quartiermeisters gehalten, welche beyde den Säbel und Pistolen in der Hand haben.

Dieses Gesetz befördert die Einigkeit unter ihnen überaus. Wenn einer den andern ohne Erlaubniß verwundet oder tödtet, so wird ihm eben das angethan, was er an seinem Gegner verübet hat; es wäre denn, daß es unversehens geschähe, wie sich solches währender Zeit, da ich mich bey ihnen aufgehalten habe, und auf der Reise verschiedenemal zugetragen hat. Gemeiniglich wird der Thäter in diesem Falle zu einer Geldstrafe verurtheilet.

Wenn alles fertig ist, so geht man in See; und alsdenn bestimmet man den Ort, wohin der Kreutzzug gehen soll, damit niemand etwas von ihrem Unternehmen erfahre, und solches durch eine heimliche Flucht andern Nationen entdecke.

Wenn sie auf der hohen See sind, so weis ein jeder seine Arbeit, und verrichtet sie sehr genau, auch viel ordentlicher, als ich jemals auf Compagnieschiffen oder andern Fahrzeugen wahrgenom-

genommen habe. Es sind meistentheils erfahrne Leute, die sehr wohl wissen, was sie zu thun haben: über dieses hat jeder seinen Vortheil dabey, und will zeigen, daß er in diesem Stücke erfahren sey, und seine Pflicht für das Beste der Compagnie beobachte.

Ihr täglicher Zeitvertreib ist, wenn sie sich am Bord befinden, ihr Gewehr zu putzen und in gutem Stande zu erhalten. Sie üben sich beständig damit. An einem Orte sieht man sie mit Kugeln nach der Scheibe schießen, an einem andern fechten sie mit hölzernen Säbeln und Rappieren; wieder an einem andern üben sie sich mit Pistolen zu schießen u. s. w. Dabey spielen die Musicanten, und sie leben, wie Brüder ruhig und lustig mit einander.

Alle vier und zwanzig Stunden wird einmal gegessen, und wer was gekauft, und sich für seine Schüssel mit Vorrath versehen hat, der kann sich desselben bedienen; doch vielmals ist Schmalhans Küchenmeister, und sie leiden meistentheils Mangel an Lebensmitteln.

Sehen sie ein Seegel, so machen sie sogleich Jagt darauf, und stecken gemeiniglich eine solche Flagge auf, als das Schiff führet. Wenn sie mit dem Schiffer gesprochen haben, so ist das Wort: Streich, und alsdenn die Lage. Sogleich wird die Flagge gestrichen, und die Seeräuberflagge aufgesteckt, um zu zeigen, wer sie sind; und dieses ist eben so viel, als ob sie sagten: Wir nehmen und geben kein Quartier. Sehen sie, daß ihr Feind ebenfalls Pulver und Bley

führet,

führet, so suchen sie sogleich zum Entern zu kommen, und alsdenn heißt es Sieg oder Tod; denn dieses ist, wie sie sagen, das sicherste und beste; weil man durch das Geschütz viel Volk verlieret, und durch einen übeln Grundschuß auch die Priese verlieren kann. Bekommen sie das Schiff, so vertheilen sie sogleich das Volk, und thun sich einmal was zu Gute. Ist das Schiff besser, als das Ihrige, so behalten sie es für sich: taugt es aber dazu nicht, so stecken sie es in Brand.

Ist die Zeit ihres Creuzzuges verlaufen, so wählen sie einen Sammelplatz, welches in der Indianischen See gemeiniglich **Madagascar** ist. Daselbst wird die Beute getheilet, und auch sogleich wieder verzehret. Zu der Theilung wählen sie gemeiniglich viere von den Ihrigen zu Richtern, damit der Quartiermeister alles richtig theile, und ein jeder seinen gehörigen Antheil bekomme. Ein Gemeiner wird für einen Mann gerechnet; der Capitain 1 $\frac{1}{4}$ Mann; eben so auch der Hochbootsmann, der Oberconstabel und der erste Steuermann: die, so noch nicht unter die Männer zu rechnen sind, bekommen einen halben und die Jungen einen Viertelmann. Der Quartiermeister bekömmt für seinen Theil ebenfalls nur einen Mann, doch legt ihm jeder für seine Bemühungen etwas zu.

Dieses ist ungefehr die Lebensart, die bey ihnen im Gebrauche ist: und da sie ein rauhes und bisweilen viehisches Leben führen, so sterben sie auch wie das Vieh. Die Zeit über, da ich zu

meinem größten Misvergnügen bey ihnen habe bleiben müssen, habe ich sie niemals Religionsübungen verrichten sehen. Sie essen und trinken wie das Vieh: sie schwören zwar auf die Bibel, doch sehen sie niemals hinein; das einzige, das noch einem Gottesdienste gleichet, ist, daß sie niemals des Sonntags arbeiten, wenn es nicht die höchste Noth erfordert. Wenn einer gestorben ist, so singen sie hinter der Leiche einen Psalm oder Lobgesang; welches sie aber wohl mehr aus Gewohnheit, die noch von ihrer Erziehung herrühret, als aus Gottesfurcht thun mögen. Ich dankete GOtt, daß ich wieder von ihnen weg war, und es war mir viel lieber, auf dieser Insel nackend und bloß als ein Vertriebener zu bleiben, und ruhig abzuwarten, was die Vorsicht über mich beschlossen hatte, als mit geraubten Schätzen unsicher und flüchtig, wie sie, rund um die Welt herumzufahren.

Als die Seeräuber weg waren, so war auch die Freude alle: die Marketender, Bauern, und Weibspersonen legten ein, und ließen uns allein am Strande bleiben, weil sie bey uns nichts mehr gewinnen konnten.

Drittes

Drittes Hauptstück.

Aufenthalt und Lebensart auf der Insel Madagascar bis zu unserer Abreise nach Mosambique. Beschreibung dieser Insel, wie auch der Sitten und Lebensart der Einwohner.

Wir stunden nunmehro betrübt da, und sahen einander traurig an, weil wir von unserem Vaterlande entfernet, von allen entblöset, und aller menschlichen Hülfe beraubet waren. Diese Insel war von dem nächsten Lande wenigstens 160. und von dem Cape reichlich 500. Meilen entfernet. Das wenige was wir heimlich verstecket hatten, bestund in etwas alten Tauwerke und Zimmermannsgeräthe, einem halb abgenutzten Segel von dem Boote, einem Topfe mit stinkenden Schmeer, und ungefehr in vier oder fünf Säcken wurmstichigen Reiße, den sie in die See werfen wollten, weil er nicht mehr zu essen taugte. Dieses war unser ganzer Vorrath an Lebensmitteln, und dabey konnten wir es uns wohl seyn lassen. Allein, da wir einander nichts vorzuwerfen hatten, so sahe ich auch hier aus der Erfahrung, daß die Gleichheit des Standes für Elende eine Art von Trost ist; denn wenn alle einerley Schicksal haben, so scheint die Natur zufrieden zu seyn. Ich meines Theils habe mich jederzeit ganz wohl in mein Schicksal finden kön-

nen: ich betrachtete die Unbeständigkeit des Glücks, und die immerwährende Veränderung des menschlichen Lebens; und befand in der Erfahrung, wie der Mensch mit allem seinem Wahne und wohl ausgedachten Absichten, beständig eine veränderliche Rolle spiele. Wir sind niemals mit dem zufrieden, was wir haben, sondern verlangen jederzeit etwas, das wir nicht besitzen. Dieses verursachet Misvergnügen und Unwillen, es verändert aber die Sache nicht. Ich habe mich daher allezeit dessen bedienet, was in meinem Vermögen stund; und was ich nicht ändern konnte, darinne schickte ich mich in die Zeit. Ich fand in diesen Gesinnungen eine große Zufriedenheit, und siegete über dasjenige, was man Schicksal nennet.

Wir waren, wie ich bereits gesagt habe, unser zwey und zwanzig Mann auf dieser Insel; worunter sich der Schiffer, der Steuermann, ich und zween Zimmerleute befanden: das übrige waren Seefahrer, Norweger und Jütländer.

Das erste, was wir thaten, war, Hütten zu bauen, um vor Wind und Wetter sicher zu seyn. Diese Häusgen oder Hütten machten wir von Baumästen und deckten sie mit Adap *) jedes hatte eine Thür, aber ohne Schloß. Als dieses geschehen war, so fanden wir vor gut, mit einander ein Fahrzeug zu bauen, um von dieser Insel wegzukommen: außer dem schien uns alle Hofnung

*) Sind Blätter vom Jägerbaume.

nung abgeschnitten zu seyn, jemals unser Vaterland wieder zu sehen, weil außer den Seeräubern nur alle zwey Jahre ein Mohrisches Fahrzeug von Damon de Diu und Gusurate allhier ankömmt, von andern Schiffen aber selten eines anlegt, wenn es nicht die Noth erfordert. Wir theileten uns zu dem Ende: die stärksten giengen in den Wald, um Bäume zu fällen, und Breter davon zu sägen. Der Schiffer und ich blieben am Strande, um den Zimmerleuten zu helfen. Des Nachts löseten wir einander im Wachen ab, um die Schlafenden zu beschützen, damit sie von den wilden Thieren oder Dieben nicht möchten überfallen und umgebracht werden.

Bisweilen sind wir von den Strandläufern, welches Banditen sind, angefallen worden, und haben von ihnen viel Ungemach und Gefahr ausgestanden, wie man in der Folge mit mehrern sehen wird.

Diese Waldmenschen und Strandläufer sind weggelaufene Sclaven und Banditen, die von dem Könige auf eine Insel, die mitten im Fluße liegt, verbannet worden sind. Von dieser Insel sind sie heimlich geflüchtet, und halten sich in den Wäldern auf, wo sie auf die ankommenden Fahrzeuge passen, deren sie sich zu bemächtigen suchen, und, nachdem sie das Volk todtgeschlagen haben, alles rauben, was sie darinne finden. Kömmt ein Schiff von den Mohren oder von den Seeräubern an, und das Volk davon ist am Walle, so kommen sie des Nachts ganz stille aus dem

Walde heraus, und stehlen alles was sie finden, es sey auch so gering als es wolle. Ferner sind sie so viel als Koklies, *) und dienen den Seeräubern als Knechte und Arbeitsleute.

Der König schickte uns anfänglich dann und wann eine Kuh, wie auch Töpfe, um darinne zu kochen: allein zuletzt bekamen wir nichts mehr, wenn wir nicht nach Hofe giengen, und ihm unsere Noth klageten; alsdenn gab er Befehl uns wieder etwas zu geben. Es fehlete uns auch an Salze und Reiße, welches er wie er sagte, nicht hatte, daher wir das Fleisch nicht mit Rathe gebrauchen konnten, und folglich viel Hunger und Mangel leiden mußten.

Ich habe bereits gesagt, daß uns bey der Abreise der Schiffe alles verließ, und jedes nach seinem bestimmten Orte zurück gieng; daher wir Wochen und Monate lang keine Fischer oder andere Eingebohrne zu sehen bekamen. Man konnte vier bis fünf Stunden gehen, ehe man ein Haus, eine Hütte, oder Negerey sahe. Der König hatte ausdrücklich verbothen, daß jemand am Strande wohnen solle, damit sich keine fremde Nation daselbst niederlassen, und fest setzen könne: und wenn sich auch dieses zutragen sollte, so würde es niemand aushalten können; weil man ohne Erlaubniß des Königs nichts von den Eingebohrnen eintauschen kann.

Nach-

*) Koklies sind zu Batavia und in ganz Indien eine gewisse Art von Arbeitsleuten, die sich zu allen schlechten und geringen Diensten für Geld gebrauchen lassen.

Nachdem wir also, wie bereits gesagt worden, das Volk vertheilet hatten, so nahm ein jeder seine Arbeit vor die Hand, und es wurde von früh an nach verrichtetem Gebethe bis an den Abend gesäget, gezimmert und gehackt. Kamen wir wieder zusammen, so vertrieben wir uns die übrige Zeit mit Gesprächen. Mein Amt war, das Essen zu kochen, dem Zimmermanne zu helfen, den Schleifstein zu drehen und naß zu machen, und einen Handlanger abzugeben. Der Schiffer muste die Gabbe Gabbes *) und klein Holz im Walde aufsuchen, und die Breter brennen, die der Zimmermann zu dem Schiffe brauchete, auch des Nachts mit wachen: ferner muste er in allen andern Dingen behülflich seyn. Er wuste sich in seinen Zustand ganz wohl zu finden: allein sein interessirtes und geitziges Gemüth konnte er nicht ablegen, und er mußte deswegen von dem Volke viel Schmäh- und Schimpfworte hören, ohne daß er sich verantworten durfte. So geht es solchen niederträchtigen Seelen, die andern befehlen wollen, und sich selbst von unregelmäßigen Begierden regieren lassen. Dieser verlohr dadurch sein ganzes Ansehn.

Ungefehr zween Monate lang, gieng alles gut von statten, und das Fahrzeug war bey nahe halb fertig. Wir würden auch allem Ansehen nach, in

*) Gabbe Gabbes sind trockne Blätter von dem Jägerbaume.

in zwey oder drey Monaten in den Stand gekommen seyn, die Reise nach dem Cap unternehmen zu können, wenn das Volk gesund geblieben wäre, und der Schiffer sein Ansehn behalten hätte, um allen Unordnungen zuvor zukommen. Doch sein Betragen verderbete alles. Das Volk gab ihm Schuld, daß er aus Geitze die Rationen zurückbehalten hätte. Überdieses war er sehr geneigt die Leute durch beständiges Tauschen um ihr Gut zu bringen; auch war er der erste, der von diesem Strandvolke eine Weibsperson zu sich nahm, welchem Beyspiele die meisten sogleich nachfolgeten. Der größte Streit entstund jedoch daher, daß seine Sclavin, wenn die Leute in dem Walde waren und arbeiteten, in ihre Hütten gieng, und ihnen das wenige, so sie noch hatten, entwendete. Sie verlangten also, daß sie deßwegen bestrafet werden sollte, allein der Schiffer suchte dieses zu verhindern. Ein jeder wurde aufgebracht, und es kam so weit, daß ihm der Oberzimmermann den Kopf mit dem Beile von einander gespalten haben würde, wenn ich nicht dazwischen gelaufen wäre, und ihnen vorgestellet hätte, was für traurige Folgen dieses nicht nur bey dem Könige, sondern auch alsdenn haben würde, wenn wir wieder in unser Vaterland kämen, und von unsern Handlungen Rechenschaft geben sollten. Denn wenn er auch nicht thäte, was einem rechtschaffnen Schiffer zukäme, so wäre doch sein Ansehen blos durch die Gewalt der

Seeräuber

Seeräuber eingeschränket worden, daher sie verpflichtet wären, ihn dafür zu erkennen, und seine Beleidigungen, so lange wir hier wären, geduldig zu ertragen, bis wir wieder in unser Vaterland kämen, wo sie den Schiffer bey seinen Vorgesetzten verklagen könnten, die ihn alsdenn schon finden und nach Beschaffenheit der Umstände bestrafen würden. Diese und dergleichen Vorstellungen richteten so viel aus, daß niemals jemand die Hand an den Schiffer legte.

Bey dergleichen Vorfällen muß ein Befehlshaber zeigen, daß er ein Mann ist, und sein Ansehen mit Gefahr seines Lebens zu behaupten suchen. Dieser Schiffer hätte eher von dem Seinigen diesen Leuten etwas schenken sollen, um ihre Gewogenheit zu gewinnen, als daß er von dem Ihrigen etwas an sich zu ziehen gesuchet, und seinen Geiß gezeiget hätte. Ein Befehlshaber muß zwar suchen von dem Volke gefürchtet zu werden, noch mehr aber muß ihm an seiner Liebe gelegen seyn. Zu diesem Unglücke kam noch, daß unsere Kost sehr mäßig war, und wir mit unserem wenigen Vorrathe sehr spärlich umgehen musten, daher das Volk aus Mangel der Nahrung täglich an Kräften abnahm. Bald wurde der eine krank, bald der andere. Viele hatten die Venuskrankheiten im höchsten Grade: Aerzte und Arzeneyen waren nicht zu haben, daher wir es GOtt und der Natur überlassen musten. In wenig Tagen wurden wir alle krank, und ausser Stand gesetzet einander gehörig zu helfen und beyzuste-

 hen,

hen. Unser Zustand war überaus elend: verschiedene starben jähling, und andere fanden wir todt in ihren Hütten, die bereits stunken.

Kurz vor oder nach dem Tode des Schiffers an einem Sonntage, da ich die gewöhnliche Andachtsübung verrichtete, und aus der christlichen Seefahrt eine Predigt vorlas, entstund mitten unter dem Gottesdienste plötzlich ein Aufruhr unter der Gemeine. Sie stunden geschwinde auf, liefen zur Hütte hinaus, und liessen mich alleine. Ich wuste nicht wo dieser Auflauf herrührete: allein kurz hernach kamen sie mit dem Verbrecher an, indem sie ihn nach unserem Sammelplatze vor sich hinstießen. Sie fluchten und tobten als ob Jilles ein Staatsverbrechen begangen hätte: ich glaube auch, daß ihm diese dummen Jütländer und Norweger den Hals gebrochen haben würden, wenn ich ihnen nicht Einhalt gethan hätte. So wüthend ist die Natur, wenn sich die Menschen von Hasse, Zorn und Rachsucht überwältigen lassen. Ich sagte voller Erstaunen zu ihnen, daß sie sich niedersetzen und sich begreifen sollten. Was ist es, fragte ich, was hat er gethan? Verdienet das Verbrechen den Tod, so müssen wir ihn dem König überliefern, um uns seinem uns gegebenem letztem Befehle gemäß zu betragen: verdienet es aber eine geringere Strafe, so wollen wir ihn nach gehaltenem Rathe durch die Mehrheit der Stimmen nach Befinden der Umstände bestrafen. Nachdem sich die brausenden Leidenschaften ein wenig geleget hatten, so sagten

sie

ſie: dieſer Erzdieb hat uns den wenigen Vorrath von Schmeer geſtohlen, und bäckt ſich Reißkuchen davon, welches er unter der Predigt gethan hat; man ſchlage den Teufel tod. Leute, ſagte ich darauf, das Verbrechen iſt zwar groß, allein nach dem Geſetze verdienet es keine Todesſtrafe. Wie ſeyd ihr es aber gewahr geworden? — Wir rochen es, (dieſes iſt kein Wunder, denn es war ſtinkendes Fett) und er aß bereits davon: wer weiß, wie vielmal er dieſes ſchon gethan hat: Sie brachten noch viele andere Dinge vor, die ſie dem Jilles zur Laſt legten, die aber zu gering ſind, als daß ich meine Leſer damit aufhalten ſollte. Nachdem wir lange darüber geſprochen hatten, ſo ließ ich den Rath zuſammen kommen, und nach reiflicher Ueberlegung und genauer Unterſuchung der Sache verurtheilete ich dem Verbrecher, daß er an einen Pfahl gebunden werden und von einem jeden drey Schläge bekommen ſollte. So gleich wurde die Execution gehalten, und Jilles wurde ſo übel zugedeckt, daß er es wohl vierzehn Tage fühlte. Er mußte ſich hierauf bey den Gliedern des Raths für die gnädige Strafe bedanken, ob er gleich ſeiner Meynung nach kein Verbrechen begangen zu haben glaubte, das eine ſolche Strafe verdienet hätte, weil es ſein eigen Mehl geweſen wäre; allein er muſte vor dieſes mal zufrieden ſeyn.

Jilles, der ein gehäßiges und rachſüchtiges Gemüth hatte, verbarg ſeinen Unwillen, bis ſich eine gute Gelegenheit ereignete, um ſich zu rächen.

Dieſe

Diese fand sich gar bald; denn als wir kurz d
auf beynahe alle krank waren, und einander ni
sonderlich beystehen konnten, so kam Jilles ein
Tages mit einem ziemlich starken Stocke in u
ser Hospital, sah grimmig aus, und sagte: Nu
will ich euch Hunde bezahlen. Er zauderte hie
auf nicht lange, sondern schlug so jämmerlich z
bis er seine Rache ausgelassen hatte. Wir schrie
unterdessen erbärmlich, und droheten ihm, solch
zu vergelten, woran er sich aber wenig kehrete
sondern seinen Gang gieng. Kein einziger blie
frey, alle Glieder des Criminalraths musten de
Jilles Stockschläge empfinden. Er verließ un
hierauf und sagte im Weggehen: Nunmehr
kann es mir nichts verschlagen, ihr möget auch
machen was ihr wollet. Die Reihe würde ge
wiß ebenfalls an ihn gekommen seyn; allein kurz
nach diesem Vorfalle kamen die Seeräuber zu
uns, wodurch unser Zustand ganz verändert wur-
de, so daß wir an etwas anders zu denken hatten,
welches sogleich erzählet werden soll.

Der erste, der hier von uns starb, war unser gewesener Bootsmann, und dieses geschah den 27. November 1722. und der letzte starb den 23. Februar. 1723. Wir hatten also in einer Zeit von drey Monaten zwey Drittel von unsern Leuten verloren; worunter sich der Schiffer, der Steuermann und der Oberzimmermann befanden, so, daß wir damals nur noch unser achte am Leben waren, wovon die meisten noch dazu krank und schwach waren.

Ausser meinen gewöhnlichen Diensten verrichtete ich auch bey Gelegenheit das Amt eines Predigers und Krankentrösters: und ob mir gleich dieses Amt nicht allzueigen war, so glaubte ich doch bey diesen Umständen in meinem Gewissen verbunden zu seyn, meinem Nächsten so viel zu dienen, als mir möglich wäre. Ich habe auch würklich aus dem Sehensterben sterben lernen.

Alle die Vorfälle anzuführen, die sich während unsers Aufenthaltes auf dieser Insel ereigneten, finde ich nicht nöthig, und würde auch wenigen daran gelegen seyn. Der Leser stelle sich nur eine Gesellschaft ohne Haupt vor, wo der stärkste und unvernünftigste den Meister spielet, so hat er ein Bild von unserem Zustande. Es gieng jedoch immer noch ziemlich wohl, so lange wir arbeiteten, und Hoffnung hatten, das Fahrzeug fertig zu machen: allein sobald der Oberzimmermann gestorben war, so verschwand alle Hoffnung, und jeder folgte seinen Neigungen, mehr, wie ihn seine unregelmäßigen und thierischen Triebe leiteten, als der Vernunft, die uns in allen Umständen sagt, wie wir unsern und unsers Nächsten Nutzen am besten befördern sollen. Man muß in allen Vorfällen mit ihr zu Rathe gehen. Hätten wir solcher Regel auf dieser Insel gefolget, so würden wir unser Unglück nicht noch grösser gemacht haben.

Meine Leser sehen hieraus unsere traurigen und elenden Umstände; und dabey wurden wir noch meist alle Nächte von den Banditen beunruhiget.

ruhiget. Denn da dieses Volk unsern schwach[en]
Zustand merkete, so kamen sie des Nachts, un[d]
suchten uns zu überfallen und umzubringen, u[nd]
uns das wenige, was wir noch hatten vollends z[u]
rauben, ohne daß wir uns bey dem Könige des[-]
wegen beklagen konnten.

Noch vor dem Tode des Schiffers, da ic[h]
ihn in seiner Krankheit bewächete, geschahe es, daß
mich der Schlaf zur Unzeit überfiel; Um Mitter-
nacht, welche Zeit sie gemeiniglich zu ihren Unter-
nehmungen wähleten, wurde ich durch ein entsetz-
liches Geschrey aufgewecket, ich sprang auf, und
sah des Schiffers Hütte brennen, wie auch ande-
re, welche der Wind angesteckt hatte; alles kam
in Bewegung, Krüpel und Kranke liefen herbey,
um einander zu helfen: wir musten fechten, und
auch das Feuer löschen. Dieses währete bis
der Tag anbrach, da wir den Schiffer von sei-
nem Lager herunter geworfen, und auf der Erde
todt liegen fanden. Seine Sachen waren ge-
stohlen, und alles befand sich in einem traurigen
Zustande. *) Und gleichwie ein Unglück selten
alleine

*) Der Mensch behält jederzeit seine natürlichen Ge-
sinnungen, und sie zeigen sich bey allen Umstän-
den. Kurz zuvor ehe unser Schiffer Martin
Kleinhengst starb, ruffete er mich nebst dem
Schiffsjungen Jacob van der Heiden, zu sich,
und wollte über seine zeitlichen Güter disponiren.
Seine Kleider und übrigen Kleinigkeiten, ver-
machte er dem Volke: seine Bücher und Char-
ten aber sollte ich haben. Ferner empfahl er
dem Jungen sein Flaschenfutter, worinne einige

eine kömmt, indem ein Uebel gemeiniglich auf
das andre folgt, so begegnete uns dieser Zufall
in der unangenehmsten Jahreszeit. Wir
hatten

Diamanten, Silber und Geld, welches ihm die Seeräuber geschenket hatten, nebst einigen Stücken Nesseltuch u. s. w. waren, und verlangte, daß er ihm mit einem Eide versprechen sollte, solches seiner Frau zu Amsterdam zuzustellen. Wie weit geht nicht die Sorge eines elenden Menschen, der sich am Rande des Grabes befindet und sich gleichwohl noch so sehr um zeitliche Güter bekümmert. Der Junge sagte zu ihm, daß er ihm dieses nicht versprechen könnte, weil wir nicht nur beständig von den Räubern angegriffen würden, sondern daß auch niemand versichert wäre, jemals wieder in sein Vaterland zu kommen; ja daß wir vielleicht in kurzen alle zusammen aus dieser Welt gehen würden; doch wollte er sein Bestes thun, und die Sachen so lange verwahren, als ihm möglich wäre. Allein damit war er nicht zufrieden; worauf ich zu ihm sagte, daß ich mich sehr verwunderte, wie sich ein Mann, der augenscheinlicher Weise in kurzen die Reise nach der Ewigkeit antreten müste, noch mit solchen Kleinigkeiten aufhalten könnte, und einen jungen Menschen zu einem Eide zwingen wollte, etwas zu thun, das doch nicht in seinem Vermögen stünde, daß die Noth, worinne wir wären, erforderte, einander mit dem, was wir hätten, zu helfen, und daß er gar kein Recht hätte, dem allgemeinen Interesse dadurch zu nahe zu treten; daß er von der Eitelkeit der irdischen Dinge mehr als zu viel Erfahrung haben, und sich also, da er ihren Werth kennete, davon los machen, und die Welt denen überlassen müßte,
welche

hatten täglich Regen, Donner, Bliß, Sturm und Orkane, wodurch Bäume ausgerissen und weit weggeführet wurden. Alles dieses machte unsern Zustand noch betrübter. Unsere Nahrung war grüne Sachen und Wurzeln, die wir in den Wäldern sucheten. Kurz, es war so weit gekommen, daß wir diejenigen, und zwar, nicht ohne Ursache, für glücklicher hielten, welche nach der Ewigkeit giengen, als die, welche sich noch hier befanden, und nicht wusten, wie es in der Folge mit ihnen werden würde.

Wenn es zu der Absicht eines Reisebeschreibers gehörete, etwas von dem Glück und Unglück zu

welche darauf zurück blieben; daß er sich bemühen müste, sich aller dieser Kleinigkeiten zu entschlagen, worauf er jederzeit so viel gehalten hätte, und daß es endlich Zeit wäre, die Gedanken auf GOtt zu richten, und sich mit ihm zu vereinigen. Der Himmel, fuhr ich fort, ist kein sinnliches oder eingebildetes Vergnügen, und an keinen Ort eingeschränket, sondern besteht in dem Besitze der Liebe GOttes, und in einer beständigen Zufriedenheit, welche fromme und wahre Christen nach diesem Leben ewig und unveränderlich genüßen sollen. Ich brachte noch andere Gründe bey, die ihn zu rühren schienen, worauf er mir seufzend antwortete: Ja, Vater Bucquoy, der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach u. s. w. Keine acht oder zehn Stunden hernach, war der Schiffer todt; sein Gut gestohlen, die Hütte verbrannt, und alle seine thörichte Vorsorge verschwunden. So geht es gemeiniglich; man scharrt zusammen, und weis nicht, wer es einmal besitzen wird.

zu sagen, so würden meine damaligen Betrachtungen reichlichen Stoff dazu hergeben. Wie verschieden dachte ich, ist doch das Leben der Menschen, und wie mannigfaltig sind die wunderbaren Zufälle hier auf dieser Erde! Der eine ist ein Spiel des Zufalls, ein unglücklicher Genosse alles Elendes, da der andere zum Glücke gebohren zu seyn scheinet, und ein angenehmes und üppiges Leben führet. Er höret zwar von den unglücklichen Schlägen des Glücks: er kennet sie aber nicht aus der Erfahrung, und glaubet daher, daß sein Verstand und sein Vermögen der Grund seines beständigen Glückes sey. Er bedenket nicht, daß alle Streiche des Glücks zusammen laufen, und daß viele Umstände zusammen kommen müssen, um dasjenige aus ihm zu machen, was er ist. Ein ungefährer Zufall giebt seinem Glücksrade einen Stoß, und zeiget ihm, daß der Ausschlag sein Loos bestimmt, und das räthselhafte seines Zustandes entwickelt; und daß man nicht seiner Geschicklichkeit sondern der Vorsicht alle Ehre geben müsse, wovon ich in meinem Lebenslaufe tausend Erfahrungen zur Ueberzeugung beybringen könnte. Man wird auch noch in der Folge sehen, wie wunderbar das Ende gewesen ist, welches vermuthlich kein Sterblicher voraus gesehen haben würde. Wer hatte nun noch einige Hoffnung, jemals wieder von dieser Insel wegzukommen, oder wer konnte welche haben? Das Volk war meistens gestorben, das Fahrzeug stund halb fertig auf dem Stappel, der Zimmermann war außer

Stand zu arbeiten, weil der große Bohrer zerbrochen, und das übrige Handwerkszeug meistentheils gestohlen war. Wir waren alle ohne Trost und ohne Rath. In solchen Umständen lernet man sich und sein Unvermögen am besten erkennen; und alsdenn nimmt man seine Zuflucht zu GOtt, ohne dessen Beystand man nichts ausrichten kann. Wir hatten nunmehro acht Monate auf dieser Insel zugebracht, ohne einen Ausgang zu sehen: der eine wollte zu dem König gehen, der andere am Strande bleiben, und warten, bis etwa ein Schiff ankäme. Die meisten wollten an den Hof und sich auf der Insel niederlassen; denn wenn man dazu Lust hat, so bekömmt man von des Königs erster Frau einen täglichen Unterhalt an Fleisch und Milch. Will man aber da bleiben, und sich niederlassen, so vertheilet er die Leute hier und da, und giebt ihnen Land, Sclaven und eine Frau zum Vergnügen und zur Hülfe. Dafür verbindet man sich gegen ihn zu allen Zeiten, wenn es erfordert wird, als Feldherr in den Krieg zu gehen, seinen Feinden zu wiederstehen und sein Volk zu unterrichten, wenn man geschickt dazu ist. Dieses ist es, was man zur Vergeltung seiner Güte zu thun verbunden ist. Es ist in der That ein reizendes und angenehmes Land, und man kann ein recht erzväterliches Leben daselbst führen, wenn man der Obrigkeit treu und gehorsam ist, welches man überall thun muß.

Man

Man urtheile einmal, ob die Heyden in ihrer Liebe und Wohlthätigkeit nicht viele Christen beschämen. Hier gilt kein Ansehn der Person; man weis nichts von einer verächtlichen Armuth; das Mein und das Dein, als die Quelle alles Unheils und aller Unterdrückungen, kennet man nicht; der Gott der Welt, das Geld wird daselbst nicht angebethet; man führet daselbst eine unschuldige einfältige Lebensart, und Gewinnstes halber braucht niemand zu lügen oder zu betrügen. Gegen die Fremden liebreich und ihnen behülflich zu seyn, darinne geht der Fürst den Gemeinen mit seinem Beyspiele vor. Nahrung und Herberge findet man bey einem jeden: allein dieses alles war nicht vermögend uns zu bewegen, dieses vor ein wahres Glück zu halten. Ein jeder war auf das äußerste begierig, wieder zu seiner Nation zu gelangen, obgleich die meisten, wenn es ihnen auch geglückt wäre, elend und kümmerlich hätten leben müssen. So thöricht sind die Begierden der Menschen: sie streben allezeit nach dem, was nicht in ihrer Gewalt ist. Sind sie so glücklich einen von ihren Wünschen erfüllet zu sehen, so begehren sie in kurzen wieder etwas anders, und alles Vergnügen, das sie durch den Genuß eines erfüllten Wunsches empfinden, ist von kurzer Dauer. In einem Augenblicke besitzet man alles, in dem folgenden fehlt schon wieder etwas, und dieses geht so fort, bis die Rolle des menschlichen Lebens abgelaufen ist.

In diesem betrübten und elenden Zustande blieben wir noch einige Tage am Strande, und wusten nicht, was wir thun oder lassen sollten. Wir höreten einmal des Nachts ein grosses Geschrey von Leuten: und als sie näher kamen, so erstauneten wir, daß es die Engländer waren, die mit dem großen Schiffe von hier abgesegelt waren. Sie erzähleten uns, daß ihr Schiff an der nördlichen Ecke von Madagascar gestrandet und geborsten wäre. Sie wären 125. Mann stark ans Land gekommen, und hätten beschlossen mit einander von den Trümmern ein Fahrzeug zu bauen: und indem sie damit beschäftiget gewesen wären, hätten ihre Sclaven und die Eingebohrnen mit einander beschlossen, sie des Mittags wenn sie schliefen, anzugreifen und zu ermorden, welches sie auch zur bestimmten Zeit ausgeführet hätten, so, daß nicht mehr als ein und zwanzig davon gekommen wären, die sich mit der Flucht gerettet hätten. Diese kamen also auf diesem Fahrzeuge nach einer langen und mühseligen Fahrt und vielem ausgestandenem Elende und Kummer ganz nackend und ausgehungert hier an. Viele hatten ihre Diamanten noch behalten, weil sie sie beständig bey sich getragen hatten: andere aber hatten nichts. Des Morgens wunderten sie sich über unsern Zustand eben so sehr, als wir über den ihrigen. Das erste was wir mit den Seeräubern thaten, war, Kleider zu tauschen: sie hatten Kleider nöthig, und wir waren reichlich damit versehen.

Ein

Ein jeder spielete hier die Rolle eines großen Kaufmanns. Sie vertauscheten Diamanten gegen alte Lumpen; auf zwey bis drey Karat kam es dabey nicht an, sondern man sah blos auf die Größe und auf die Menge. Ein Paar mehr oder weniger machten auch den Kauf nicht rückgängig: kurz, alte Hosen und alte Röcke stunden in einem höhern Werthe als die Diamanten.

Zween oder drey Tage hernach kam noch ein Fahrzeug mit Portugiesen und Franzosen zum Vorscheine, die von eben der Compagnie waren, als die vorigen, und gleichfalls von den Trümmern des gestrandeten Schiffs ein Fahrzeug gebaut hatten. Wir sahen, daß die Franzosen die andern vom Bord jagten, und sie ans Land zu schwimmen nöthigten. Die angeführten Engländer zogen zufälliger Weise ihr Seegel auf, um es zu trocknen, als wir uns in einem Canot im Fahrwasser befanden, um dieses Fahrzeug zu besehen. Die Franzosen geriethen dadurch in Furcht, und glaubten, daß wir sie angreifen wollten, daher sie sogleich ihren Anker fallen ließen, und sich an uns ergaben, ohne daß sie einmal Pulver gerochen hatten, und ohne daß wir willens gewesen waren, ihnen etwas zu Leide zu thun. Mit diesem Fahrzeuge sind wir nachgehends von dieser Insel gekommen. Die Portugiesen begaben sich zu uns, und die Franzosen vereinigten sich mit den Engländern, welche mit einander an den Hof giengen, und uns also

lange am Strande in Ruhe ließen. Wir beschlossen so gleich dieses Fahrzeug mit unsern Planken höher, und ein Verdeck darauf zu machen, worinne uns die Portugiesen hülfliche Hand leisteten. Wir giengen ohne Verzug mit einander an die Arbeit, und brachten unser Werk in sieben bis acht Wochen zu Stande. Wir waren nunmehro fertig in See zu gehen, und nach Mosambique überzustechen, um die Portugiesen daselbst ans Land zu setzen, und alsdenn unsere Reise nach Rio de la Goa oder nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung weiter zu verfolgen. Da dieses die Räuber höreten, und unsere Schwäche sahen, so kamen sie alle zusammen, fielen uns an, und raubeten uns die eingetauschten Juwelen, nebst allem was wir noch hatten. Nachdem sie dieses verrichtet hatten, so zwangen sie uns mit der Pistole in der Hand, sogleich an Bord und unter Segel zu gehen: Dieses thaten sie darum, weil sie befürchteten, wir möchten uns bey dem König über sie beschweren. Wir setzten unser Segel auf, und segelten den Fluß hinab, bis in die See, wo wir etwas südlicher einen Hafen suchten, um uns mit Wasser, Brennholze und Lebensmitteln zu versehen. Es war auch nöthig, unser Fahrzeug, das leck geworden war, zu calfatern, und uns weiter in Stand zu setzen, die gefährliche Ueberfahrt von 160 Meilen mit zwey und zwanzig Mann zu machen.

Unser

Unser Fahrzeug befand sich in einem sehr zerbrechlichem Zustande; es war nicht grösser als ein gemeines Boot, dabey war es sehr leicht gebauet, und überdieses noch, wie ich bereits gesagt habe, leck. Wir hatten zwar einen schlechten Compas, übrigens aber weder Anker noch Tau und blos ein schlechtes Raasegel von alten Segeltuche, und konnten uns im geringsten nicht vor Wind und Wetter verbergen. Wir waren nicht im Stande einen Sturm auszuhalten, und hatten auch über dieses wenig Vorrath zur Reise: wir hatten blos etwas Fleisch, das am Feuer getrocknet war, und noch einen kleinen Rest von unserem alten Reiße.

Es war in der That etwas hartes: allein die Noth, die keine Gefahr scheuet, wenn man nur einige Hoffnung hat, machte, daß wir alles wageten. Ehe wir nun diese schöne und fruchtbare Insel verlassen, so muß ich noch etwas von der Lage und Beschaffenheit des Landes, wie auch von den Sitten der Einwohner melden.

Lage und Beschaffenheit des Landes.

Die Insel **Madagascar** liegt in der Aethiopischen See, von der Küste von Zanguebar nach Osten zu. Ihre Lage ist zwischen dem 11. Grade 30. Minuten, und unter dem 26. Grade südlicher Breite, und zwischen dem 63. und 73. der Länge. Sie erstrecket sich nach S. S. O. und N. N. W. hat viele schöne Rheden, Bayen

und hervorragende Vorgebirge. Man findet darauf eine lange Reyhe an einander hangender Berge, die nach Süden und Norden zu laufen, und wovon einige Marmor und andere Mineralien als Eisen, Gold und andere Metalle führen. An einigen Orten findet man auch Edelsteine.

Die Thäler sind fett und fruchtbar, an allen Arten von Indianischen Früchten, Erd- und Baumgewächsen, als Citronen, Limonen, Goaven,*) Driden,**) und bringen alles hervor, das zur Unterhaltung des Lebens nöthig ist. Das Gras wächst an einigen Orten halben Manns hoch. Die Ochsen sind sieben bis acht hundert Pfund schwer, und das Fleisch ist mürbe und fett, verzehrt sich aber leicht, wenn man es einsalzt. Böcke findet man in Menge; ingleichen Schaafe. Gevögel ist daselbst im Ueberflusse. Die Wälder geben Ebenholz, und sehr gutes Zimmerholz; auch findet man viel medicinale Kräuter. An Wilde ist ebenfalls kein Mangel, besonders an Wölfen, Meerkatzen und Tigern. Schlangen und anderes Ungeziefer giebt es in Menge. Ob sich Elephanten und Naßhörner auf dieser Insel aufhalten, weis ich nicht: Schweine aber sind nicht daselbst anzutreffen.

Ein-

*) Goaven sind eine gewisse Art von Birnen.
**) Driden sind Baumfrüchte, welche inwendig Kerne haben, die sehr hitzig und stärkend, doch nicht allzuangenehm von Geschmacke sind.

Eintheilung des Landes.

Die ganze Insel ist in viele Provinzen eingetheilt; doch stehen sie alle unter einem Könige. Die Einwohner haben zu ihrem Aufenthalte Städte, Dörfer und Meyereyen. Die Städte haben weder Mauer noch Wall, sondern sind blos mit einem Pagger *) eingeschlossen, und mit einem tiefen Graben umgeben. Die Größe und Weitläuftigkeit dieses Landes, macht, daß sich die entlegensten Guverneurs bisweilen zu Königen aufwerfen, woraus die meisten Kriege entstehen, doch kann man diese Leute nicht vor Könige ansehen, sondern man muß sie blos als Unterthanen betrachten.

Wenn ein solcher neuaufgeworfner König im Kriege überwunden wird, so werden alle die von seiner Partey zu Sclaven gemacht, und entweder im Lande vertheilet, oder auf die ankommenden Schiffe verkauft.

Art und Sitten der Einwohner.

Die Einwohner des Landes sind entweder halb weiß, oder ganz schwarz: die meisten sind Caffern, und dieses scheint mir die wahre Natur des Landes zu seyn, denn der König, den ich gesehen habe, war ein Caffer. Die erste Art scheint aus einer Vermischung von Mohren,

*) Paggers sind Umzäumungen von Bambusrohre.

Arabern und den Eingebohrnen entstanden zu seyn; denn diese haben sich ehemals hier niedergelassen, und sind mit den Innländern in Verwandschaft gekommen. Nachdem sie mit der Zeit ausgestorben sind, so haben sie ihnen doch ihre Sprache, ihren Gottesdienst und ihre Art zu schreiben hinterlassen, die auch noch ietzt bey ihnen im Gebrauche ist. Sie sind alle sehr friedliebend, wohlthätig und gastfrey gegen einen Fremden; neugierig, um anderer Völker Sitten und Gewohnheiten zu wissen; desgleichen sind sie träge, faul und lieben ein beqvemes Leben, wozu dieses Land von Natur geschickt zu seyn scheint.

Ihre vornehmste Beschäftigung und Zeitkürzung ist ein Spaziergang und die Jagd. Sie machen sich von Jugend auf dazu geschickt, und sind vortrefliche Flintenschützen: auch haben sie zum Gewehre Assegayen, ingleichen Pfeile und Bogen.

Ob sie gleich Goldminen haben, so achten sie das Gold doch nicht, und gebrauchen es mehr zur Zierde, als in der Handlung, so wie es ehemals in dem Reiche Peru unter der Regierung der Incas war. Handlung wird bey ihnen weder im Lande noch außer dem Lande getrieben; kömmt bisweilen ein Schiff bey ihnen an, so vertauschen sie ihr Vieh, und ihre Feldfrüchte gegen Kleider, Scheeren, Messer, Beile und andere Kleinigkeiten, die ihnen nützlich sind, und zur Zierde dienen können. Großes Vieh, als

als Kühe und Sclaven vertauschen sie gegen Flinten, Pulver und Bley. Eben so machen sie es auch unter einander, und vertauschen eine nöthige Sache gegen eine andere.

Künste und Handwerker werden hier wenig getrieben, außer was die Nothwendigkeit erfordert. In den Städten findet man einige, als Goldschmiede, Töpfer und Eisenschmiede. Ihre Weiber weben Kleider von einer gewissen Art von Rohrblättern, die man fädenweise auseinander ziehen kann. Außer diesem ist ein jeder Eingebohrner im Stande, alles dasjenige selbst zu machen, was zu seiner Nothdurft erfordert wird: ein jeder ist daselbst sein eigner Arzt und Rechtsgelehrter. Sie leben wie die meisten Völker in den morgenländischen Ländern, einfältig und führen ein erzväterliches Leben. Nach Proportion der Größe dieses Landes ist es wenig bevölkert: und dieses rühret von einem sehr alten Aberglauben her, der bey ihnen noch immer im Schwange geht. Sie halten nemlich ihre Geburtsstunde für glücklich oder unglücklich nach Beschaffenheit der Zeit ihrer Geburt. Der Tage und Stunden aber welche Glück bedeuten, sind sehr wenige. Zeiget ihnen ihre Geburt ein unglückliches Schicksal, so werden diese Kinder in den Wäldern ausgesetzt, wo sie entweder vor Hunger und Mangel sterben, oder von den wilden Thieren zerrissen und aufgefressen werden. Entsteht nun bey einem vorübergehenden Mitleiden gegen ein solches Kind, so

stehe

steht es ihm frey, es aufzunehmen und groß zu ziehen: doch sieget der Aberglaube mehrentheils über das natürliche Mitleiden, denn die meisten lassen es liegen, wo es ein Raub des Schicksals wird.

Wie, wenn und warum diese grausame und unmenschliche Gewohnheit bey ihnen eingeführet worden ist, habe ich niemals erfahren können.

Man sieht ganze Striche Landes unbebaut liegen, und ein jeder kann nach Belieben ein Stück davon nehmen, und es entweder selbst oder von seinen Sclaven anbauen lassen. Die Viehzucht scheint ihnen eigen zu seyn, und darinnen besteht auch ihr größter Reichthum.

Die Vielweiberey ist bey ihnen ebenfalls gebräuchlich; jeder nimmt so viel Weiber, als er unterhalten kann. Wenn Fremde ankommen, so biethen die Väter gemeiniglich ihre Töchter an, und halten es vor eine Ehre, wenn man sie von ihnen annimmt. Der Vater schenket alsdenn dem künftigen Manne ein Huhn und einige Früchte: dieser verehret seinem Schwiegervater wiederum einige Kleinigkeiten, und damit ist die Heyrath vollzogen, und die Frau bleibt bey ihrem Manne so lange bis er wieder abreiset. Dieses gereicht ihr nicht nur zur Ehre, sondern sie kann auch nachgehends ein besser Glück machen. Ich habe welche gesehen, die meinen Gedanken nach nicht über neun oder zehn Jahr alt waren, da sie sich anbothen; und ich habe niemals gehöret, daß

eine

eine einzige unverrichteter Sache wäre zurück geschickt worden.

Diese Willfährigkeit treiben sie ausserordentlich weit; denn wenn jemand reiset, und unterweges bey seinem Freunde übernachten muß, so biethet ihm dieser, nachdem die Füsse gewaschen sind, und die Abendmahlzeit eingenommen ist, jederzeit eine von seinen Weibern an, um bey ihr zu schlafen. Ob diese und andere Gewohnheiten auf der ganzen Insel statt finden, kann ich nicht sagen: in der Gegend herum, wo wir uns aufgehalten, habe ich es so befunden. Dieses ist auch in vielen andern Reichen gebräuchlich, als in Siam, Peju, u. s. w. Ihre übrigen Gebräuche sind so mannigfaltig, daß man ein ganzes Buch von ihnen zu schreiben im Stande wäre: und man könnte durch ihr Beyspiel zeigen, was die Kraft der Einbildung durch eine einmal angenommene Gewohnheit vermag. Dasjenige, was bey andern vor verächtlich gehalten wird, kömmt ihnen lobenswürdig vor; doch wollen wir es dabey bewenden lassen, und zu ihrer Sprache und Schrift fortgehen.

Sprache und Schrift.

Die Sprache kömmt sehr mit einer Nebensprache der Araber überein, und diese ist mit ihrer Landessprache vermenget. Ihre Buchstaben zum Schreiben und ihre Art zu schreiben, haben sie vor vielen Jahrhunderten ebenfalls

von

von den Arabern und Saracenen gelernet, die diese Länder bereits vor dem dreyzehenten Jahrhunderte, und vielleicht noch eher besucht haben. Historische Schriften findet man unter ihnen nicht; aber wohl Merkzeichen: Auch ist das Schreiben nicht allgemein, sondern blos am Hofe bey den Fürsten und Hofleuten im Gebrauche.

Gottesdienst und Regierung.

Ihr Gottesdienst ist natürlich. Sie glauben einen ewigen und allmächtigen Gott, Schöpfer Himmels und der Erden, Regierer und Erhalter aller geschaffenen Dinge, der das Gute belohnt, und das Böse bestraft. Diesem bringen sie täglich ihre Opfer, welche in den Erstlingen des Viehes und der Feldfrüchte bestehen: es dienet aber blos, wie sie sagen, zum Beweise der Erkenntlichkeit und Dankbarkeit gegen GOtt, da das rechte Opfer in einem reinem und unverfälschtem Herzen gegen ihn bestehe. Gleichwohl bauen sie ihm keine Tempel, und ich habe auch nirgends Götzen gesehen, denen sie Ehrerbietung erwiesen hätten: blos gegen die Sonne sind sie ehrerbietig, doch beten sie sie, wie die von Rio de la Goa, nicht an.

Sie begraben ihre Todten, und feyern jährlich ihr Gedächtniß bey einem Schlachtopfer; doch ist viel heydnischer Aberglaube unter den gemeinen Leuten zu finden. Diese geben, wenn sie

sie früh aufstehen, auf die Luft und auf den Flug der Vögel Achtung, und werden nichts als nach ihren eingebildeten Zeichen unternehmen. Sie fürchten sich vor Gespenstern und tausend andern Fratzen, welche sie dem Teufel zuschreiben, den sie Beliche nennen. Sie haben viel Zauberer und Wahrsager unter sich, denen sie in allen folgen, und blindlings glauben, was sie ihnen weiß machen. Dieses sind ihre Orakel.

Die Regierung ist, so wie in dem ganzen Morgen, monarchisch; doch kann sie eher väterlich als gewaltthätig genennet werden. Die Thronfolge ist hier nicht erblich für den ältesten Sohn, sondern kömmt auf die Wahl der Aeltesten von den Stämmen an.

Die ganze Insel ist, wie ehemals die Israeliten, in Geschlechter abgetheilet; und ihre Häupter sind Unterkönige, in den Provinzen; doch stehen sie alle unter der Gewalt des großen Königs den sie Tschick nennen, und dem sie auch alle Unterthänigkeit beweisen.

Der König hält wöchentlich dreymal Rathsversammlung, und es steht alsdenn einem jeden frey, seine Klagen bey ihm anzubringen. Er hört jeden ohne Ansehen der Person, läßt so gleich die Parthe yen vor sich kommen, untersucht die Sache sehr genau, und fället hierauf nach der Natur, nach der Vernunft, und nach den Gewohnheiten das Urtheil. Wir haben unser Suchen verschiedenemal mündlich bey ihm angebracht, und sind niemals ohne Trost oder unver-

richte-

richteter Sache von ihm gegangen. Wenn die Gerichtssachen abgethan sind, so bringt er die übrige Zeit des Tages in Gesellschaft seiner Hofräthe und Hofnarren mit Essen und Trinken und Kurzweile zu.

Der Diebstahl, er mag beschaffen seyn, wie er wolle, wird mit dem Tode bestraft. Die Ursache davon ist, weil die meisten Häuser nicht zugeschlossen sind, und weil das Vieh, worinne ihr größter Reichthum bestehet, hier und da graset und weidet, so daß ein jeder Gelegenheit genug hat zu stehlen. Dieserwegen ist die Strafe hier größer als in andern Ländern, wo ein jeder das Seinige verschlüssen kann.

Bey meiner Anwesenheit, da sich die Seeräuber am Strande niedergelassen hatten, eräugnete sich eine sonderbare Begebenheit. Ein Junge von ungefähr zehn oder zwölf Jahren hatte ein Stückgen Taback einer Spanne lang heimlich aus ihrem Zelte genommen, und wurde dabey ertappt. Der Eigenthümer klagte darüber bey dem Feldherrn, und dieser brachte die Sache vor den König, der sich damals am Strande befand. Der König ließ die Seeräuber, und alles was weiß war, vor sich kommen: hierauf erschien auch der Junge, den er fragte, ob er diesen Taback von sich selbst oder auf Anrathen seines Vaters oder Herrn genommen hätte? der Junge antwortete darauf, daß er ihn von sich selbst genommen, ohne daß jemand etwas davon gewust hätte. Der König

geboth

geboth hierauf einigen von seinen Bedienten, den Jungen mit den Wurfpfeilen umzubringen; und nachgehends vor die Hunde zu werfen, welches auch augenblicklich geschah. Ein jeder erstaunete über diese grausame Strafe eines so geringen Verbrechens. Der Ankläger hatte eine unzeitige Reue, und die andern bestraften ihn deswegen; allein dieses war zu spät: und ob sie gleich den König um Gnade bathen, als sie das Gefolge ankommen sahen, so war doch alles vergebens. Dieses ist die Strafe, sagte der Fürst, sehr gelassen, die man Dieben hier anthut, und es wird niemand verschonet, wes Standes und Würden er auch sey. Ihr sehet, daß ich dieses an den Meinigen thue, traget also Sorge, daß ihr meinen Unterthanen auch nichts, weder mit Gewalt noch mit List entwendet, oder ihr habet eben die Strafe zu gewarten. — Bey diesem Vorfalle bin ich ein Augenzeuge gewesen. Das Urtheil war zwar dem ersten Ansehn nach etwas hart: wenn man es aber wohl betrachtet, so wird man finden, daß es ein Beweis einer ausnehmenden Unpartheylichkeit im Urtheilen ist. Er, als König, zeiget, daß der Wohlstand seines Reichs in Handhabung der Gesetze bestehe: diese müssen durchaus ungekränkt bleiben, wenn Ruhe und Sicherheit erhalten werden sollen. Man sieht hieraus, daß die blinden Heyden, die, wie man sagt, blos der Natur folgen, der Vernunft genauer nach-

nachleben, als man bey andern civilisirten Völkern finden wird.

Ich würde viel solche Vorfälle, bey denen ich zugegen gewesen bin, anführen können: allein, da **Mandelsloh**, **Dapper** und andere viele dergleichen beybringen, so verweise ich meine Leser dahin. Ich verlasse nunmehro diese Insel, und kehre wieder zu unserem schlechten Fahrzeuge zurück, mit welchem man uns, wie ich bereits gesagt habe, **Madagascar** zu verlassen, und in einem so erbärmlichen Zustande in See zu gehen nöthigte.



Viertes

Viertes Hauptstück.

Ueberfahrt von Madagascar nach der Küste von Zanguebar. Ankunft zu Mosambique. Beschreibung des Landes und des Volks, und der uns daselbst zugestoßenen Begebenheiten.

Nachdem wir also von den Seeräubern gezwungen worden waren, in See zu gehen, so liefen wir längst dem Lande hin, um eine Bay aufzusuchen, wo wir Brennholz, Wasser und Lebensmittel zur Reise einnehmen könnten. Wir liefen eine Bucht nach der andern ein, konnten aber nirgends Leute finden, als herumschwärmende Banditen, von denen wir etwas grüne Pisangs eintauscheten, unsere beyden Fäßgen mit Wasser anfülleten, und etwas Brennholz bekamen. Mit diesem geringem Vorrathe musten wir die Reise unternehmen. Wir waren zwey und zwanzig Mann stark, als dreyzehen Portugiesen, ein Schwarzer, und und noch achte von unsern Leuten. Wir rechneten, daß wir, wenn wir jedem Manne täglich fünf Müsjes *) Wasser gäben, vierzehn Tage reichen könnten. Ferner bekam ein jeder täglich zwey Pisangs, ein Stückgen getrocknet

H 2 Fleisch

*) Ein Müsje ist der vierte Theil eines Pintes.

Fleisch, und etwas Reiß, den wir noch von den Seeräubern bekommen, und immer auf die Reise aufgehoben hatten, weil wir auf der Insel keinen bekommen konnten.

Ich wuste, daß sich Mosambique nach Osten und Westen erstreckte, und folglich unter eben der Linie lag, als der Ort, von welchem wir absegelten. Die Weite der Ueberfahrt bis auf die Küste von Zanguebar schätzete ich auf 160. Meilen. Mir war auch bekannt, daß das Schiff Barrezande in dem Meerbusen von Sofala bey dem Flusse Saronge, den die Seefahrer Seringe nennen, geblieben war, und das Volk viel von den Eingebohrnen gelitten hatte, daher diese Küste so viel als möglich zu vermeiden war. Ferner wuste ich, daß die Ströme in dieser Gegend die meiste Zeit des Jahres zwischen dem festen Walle und der Insel Madagascar nach Süden zu laufen, daher wir uns über Mosambique halten musten, um nicht unter diesem Platz zu verfallen; zumal, da wir mit einem Fahrzeuge, wie das unsrige war, unmöglich wieder hinauf würden gekommen seyn, und auch zu wenig Vorrath hatten, um so eine Reise zu thun, als es nach Rio de la Goa oder nach dem Cape war. Wir musten bey diesem Zustande gleichwohl fort, denn wir durften nicht wieder umkehren, aus Furcht für den Seeräubern, die uns unser Vermögen mit Gewalt genommen, und uns gezwungen hatten, so gleich an Bord und in See

zu

zu gehen. Wir liefen also aus dem Flusse heraus, und stachen in die See, in der Hofnung, daß uns der allmächtige GOtt in unserem Elende ansehen, leiten und glücklich überbringen würde. Ich machte einen Quadranten um die Sonnenhöhe zu nehmen: und nachdem wir ungefähr acht Tage auf der See gewesen waren, so verminderten wir die Ration des Wassers bis auf vier Mützjes, damit es desto länger reichete. Nach Verlauf von vierzehn Tagen, da wir lange auf der See herumgeschwärmt hatten, und noch keine Merkmale von Lande entdeckten, so fieng das Volk an zu murren, wie es bey dergleichen Umständen zu geschehen pflegt. Der eine sagte: Ist er Steuermann, er mag den Teufel davon verstehen; der andere sagte wieder was anders, und ein jeder redete, wie ers verstund. Diese Unzufriedenheit rührete besonders von den Portugiesen her, die dem Volke weiß machten, daß sie gemeiniglich in 10. 12 bis 14. Tagen aufs längste übersegelten. Dieses gieng so fort bis auf den sechzehnten Tag, und wir sahen noch kein Land. Ich gerieth selbst in Verlegenheit, und gieng mit dem Constabel zu Rathe, da wir beyde Steuerleute waren: allein um die Wahrheit zu sagen, so wuste keiner von beyden die Ursache davon. Wir hatten jederzeit guten Wind, und bis hieher erträgliches Wetter gehabt; wiewohl es sich bisweilen zu verändern schien, daher wir urtheileten, daß wir in kurzen Land sehen müsten.

Wir konnten zwar auf unsern Compas keinen Staat machen, und musten nothwendig eine Abweichung vermuthen; der Strom konnte uns verleiten, ja es konnten verschiedne andere Ursachen Schuld seyn, die uns unbekannt waren: allein hiermit war das Volk nicht zufrieden, und diese Leute verlangten zu wissen, wie weit wir noch vom Lande entfernet wären, welches wir ihnen aber unmöglich bestimmen konnten, daher unser Zustand desto elender und erbärmlicher war. Wir waren der Hitze, der Kälte, dem Regen, dem Winde und Wetter ausgesetzt, und hatten keine andere Decke als den blosen Himmel. Wir bekamen nicht mehr Lebensmittel als nöthig war, um nur das Leben zu erhalten; und wir musten immer noch von den Portionen abbrechen, um desto länger damit zu reichen. Ein Kranker der in der Kooi lag, und vor Durst schmachtete, bath um ein Müsje Wasser, um sich damit zu laben, allein es wurde ihm von allen abgeschlagen. Stirbt er, sagten sie, so wird er über Bord geworfen, wir haben alsdenn einen Esser weniger; er soll keinen Tropfen mehr bekommen als wir. Er muste daher seinen Durst mit Geduld leiden, bis das Wasser ausgegeben wurde. Wir segelten fort bis auf den achtzehnten Tag, und sahen noch nichts als Himmel und Wasser. Sie fiengen von neuen an, Schiffsrath zu halten, wie es zu einer solchen Zeit jedesmal geschieht, wo ein jeder seine Meynung sagt: sie wollten wissen, wo wir anlanden wollten, und

wie

wie weit wir noch von dem Wall entfernet wären. Nach vielen Wortwechseln droheten sie uns, nemlich mir und dem Constabel, welche die Steuerleute abgaben, und einander auch ablöseten, wenn wir in drey oder vier Tagen an kein Land kämen, daß wir die ersten seyn sollten, die das Leben verliehren sollten, wenn es die Noth erforderte. Zu einer solchen Zeit urtheilet die Furcht, nach dem die Gefahr größer zu werden scheint. Der Bauch hat keine Ohren; alle Stunden wurde ihnen mehr Angst, und jeder Tag machte das Elend größer. Es gehet alsdenn nicht so gerade zu, wenn jeder gleich viel zu sagen hat, und wenn der Pöbel den Meister spielet. Einige sagten auch unter einander: **Was braucht der Schwarze unsere Ration zu essen, und warum sollen wir deswegen Mangel leiden?** andere: **Wenn wir nicht in kurzen ans Land kommen, so ist es am besten ihn umzubringen, ein paar Tage mag er noch laufen u. s. w.** Ich fürchtete, daß ihre Wuth gar nicht würde zu stillen seyn, wenn diese Reden bey ihnen Wurzel schlügen, und hielt daher vor das beste, ihnen einen Trost zuzusprechen. Ich sagte zu ihnen, daß ich an gewissen Zeichen vermuthete, daß wir nahe am Lande wären; daß wir unsere Zuflucht zu GOtt, und nicht zur Verzweifelung nehmen müßten; daß man niemals an seiner Allmacht zweifeln müßte; wenn auch schon alle Hoffnung verlohren zu seyn schiene, welches ich durch verschiedene Beyspiele

von Schiffbrüchen bestärkte, und zeigete, daß GOtt vielmals, wenn alle Hülfe und Hoffnung verloren zu seyn schiene, eine unerwartete Rettung schickte; daß wir nicht durch unsere Schuld, sondern durch die Boßheit anderer in diese Gefahr gerathen wären, daher wir unser Bestes thun, und übrigens die Sache GOttes weiser Regierung überlassen müßten, ohne dagegen zu murren. Mit diesen und andern dergleichen Gründen besänftigte ich sie zwar einigermaßen, allein einem hungrigen Magen und einer außerordentlichen Furcht wird nicht durch bloßes Reden abgeholfen. Niemand kennet die Noth besser, als wer sich selbst darinne befindet. Kein Ansehen findet statt, wenn sich die Hoffnung in Verzweiflung verändert.

Wer diesen unsern Zustand genau betrachtet, der wird sehen, daß es einer der unglücklichsten, elendesten und gefährlichsten gewesen sey, der den Menschen jemals auf der Welt begegnen kann. Es war ein Zustand, worinne sich die ganze Natur zu vereinigen schien, um alle Hülfe, welche die Hoffnung noch einigermaßen lebendig erhalten konnte, zu vernichten, um den Menschen, der blos auf das Gegenwärtige und Scheinbare sieht, und nur nach den Sinnen zu urtheilen gewohnt ist, zur Raserey und Verzweiflung zu bringen. Es sah in der That gefährlicher aus, als ich solches meinen Lesern vorzutragen im Stande bin: Das Volk war unzufrieden und gegen einander aufgebracht; es war weder

weder Ordnung noch Ansehen mehr; sie giengen blos mit der Verzweifelung zu Rathe, und sahen weiter nichts vor sich, als entweder vor Hunger zu sterben, oder einander zu tödten, oder von den Wilden umgebracht zu werden, oder endlich in dem geringsten Sturme zu bleiben, und im Wasser zu ersaufen. Ein solcher Zustand kann mit Recht elend genennet werden, und es ist dabey weiter nichts zu thun, als der göttlichen Vorsicht zu vertrauen, die mehrentheils Unglück in Glück zu verwandeln pflegt, wie man solches auch hier sogleich sehen wird.

Wir fuhren bis den zwanzigsten Tag fort, da ich mit Anbruch des Abends von dem Verdeck **Land, Land** ruffen hörte. Ich sah mich sogleich um, und wurde in dem Wasser einiges Gras gewahr; an dem Horizonte aber erblickete ich einen schwarzen Strich, der beständig blieb, bis wir endlich das Land sahen. Das Volk wollte alsdenn mit Gewalt auf das Land losgehen: allein, da es an dem Walle Sandbänke giebt und neblicht war, der Wind auch anfieng zu wehen, so hielt ich nebst dem Constabel vor das beste die Nacht über bis an den Morgen zu laviren, um das Land, wenn wir vor Mosambique wären, desto besser zu erkennen, welches die Portugiesen ebenfalls vor gut befanden. Diese setzten ferner hinzu, daß wir, wenn wir nur eine einzige Meile oberhalb oder unterhalb Mosambique landeten, ganz gewiß von den Eingebohrnen umgebracht werden würden, weil sie einen



tugiesen kreuzigten sich dabey, wiesen nach dem Himmel und sagten; daß auch ein Vieh sich dankbar bezeigen würde, wenn ihm sein Wohlthäter geholfen hätte, und daß ihnen niemals dergleichen undankbare Geschöpfe vorgekommen wären. Niemand sprach mehr von der gefährlichen Ueberfahrt, und dieses Uebel war überstanden. Ich strafte zwar bisweilen meine Landsleute, und ermahnete sie, sich vor den Portugiesen zu schämen, welche einen Trunkenbold sehr verachten: allein sie lachten darüber, und und dachten nicht einmal, was uns noch begegnen könnte, ehe wir an ein Holländisch Contor kämen. Ich sah damals aus der Erfahrung, wie wohl nur im kleinen, was ein Volk ist, das einen falschen Begriff von der Freyheit hat, und ungezähmt lebt. Die Thiere bewahren ihr eignes Geschlecht, und verderben es nicht: allein die Menschen, wenn man anders Leute von der Art so nennen k[illegible]einen es täglich darauf anzulegen, sich [illegible]e ins Unglück zu bringen. Ich set[illegible]ie schlechteste, und so gar eine hart[illegible] weit über diesen zügellosen Misbr[illegible]heit.

Den [illegible]rer Ankunft gieng ich [illegible]uchte ihn, uns mit dem [illegible]um unsere Reise nach [illegible]ach dem Cape fortzusetzen, [illegible]t dem Constabel der Ge[illegible]die Unkosten einen Schein [illegible]Der Guverneur erstaunete,

als

Wir wurden alle in das Castel geführet, und die ersten zween Tage mit Speise- und Trank zwar mäßig aber doch öfters versorgt. Dieses war auch bey unserem Zustande um so viel nöthiger, da wir schwache Magen hatten, und uns durch eine allzugroße Gierigkeit oder Ueberschüttung leicht den Tod hätten zuziehen können. Damals habe ich aus der Erfahrung gelernet, daß die beste Würze bey allen Speisen der Hunger ist, und daß rohe Bohnen alsdenn süße schmecken. Der Hunger macht die Menschen rasend; diese Begierde fraget nicht nach Gesetz oder Vernunft, sondern überwindet den Menschen gänzlich.

Unser Fahrzeug wurde indessen auf das Ufer gebracht, und was noch darinne war, in das Castel getragen. Ich sah auch hierbey an meinen Reisegefährten, wie die edle Natur des Menschen verwildern und ausarten könne. Man sollte denken, daß solche Umstände, solche Gefahren, und eine so augenscheinliche Rettung einen jeden hätte rühren müssen: allein ich wurde zu ihrer Schande gewahr, daß sie noch eben so viel Lust zu einem unordentlichen Leben hatten als zuvor. Unter den Erfrischungen, welche uns der Guverneur reichen ließ, befand sich auch etwas starkes Getränke; hiervon soff das Volk so unmäßig, besonders aber der Unterzimmermann, daß er als ein Vieh niederfiel. Kaum waren sie wieder nüchtern geworden, so verkauften sie den folgenden Tag ihre wenigen Kleider, um starkes Getränke dafür zu kaufen: die Portugiesen

tugiesen kreuzigten sich dabey, wiesen nach dem Himmel und sagten; daß auch ein Vieh sich dankbar bezeigen würde, wenn ihm sein Wohlthäter geholfen hätte, und daß ihnen niemals dergleichen undankbare Geschöpfe vorgekommen wären. Niemand sprach mehr von der gefährlichen Ueberfahrt, und dieses Uebel war überstanden. Ich strafte zwar bisweilen meine Landsleute, und ermahnete sie, sich vor den Portugiesen zu schämen, welche einen Trunkenbold sehr verachten: allein sie lachten darüber, und und dachten nicht einmal, was uns noch begegnen könnte, ehe wir an ein Holländisch Contor kämen. Ich sah damals aus der Erfahrung, wie wohl nur im kleinen, was ein Volk ist, das einen falchen Begriff von der Freyheit hat, und ungezähmt lebt. Die Thiere bewahren ihr eignes Geschlecht, und verderben es nicht: allein die Menschen, wenn man anders Leute von der Art so nennen kann, scheinen es täglich darauf anzulegen, sich und andere ins Unglück zu bringen. Ich setze demnach die schlechteste, und sogar eine harte Regierung, weit über diesen zügellosen Misbrauch der Freyheit.

Den Tag nach unserer Ankunft gieng ich zum Guverneur, und ersuchte ihn, uns mit dem Nöthigen beyzustehen, um unsere Reise nach unserem Contore, oder nach dem Cape fortzusetzen, und sagte, daß ich nebst dem Constabel der Gewohnheit nach über die Unkosten einen Schein ausstellen wollte. Der Guverneur erstaunete,

als

als er diesen Antrag hörete, und sagte zu uns, ob wir noch nicht genug Erfahrung von dem Fahrzeuge hätten, das weiter zu nichts taugte, als es zu zerschlagen, und ob wir mit unserem Leben spieleten. Er brachte noch andere Gründe bey, und schlug uns endlich unser Ansuchen ab: doch erlaubte er uns hinzugehen wo wir wollten, und versprach uns seinen Schutz, bis ein Schiff käme, mit welchem wir nach Goa oder Damon oder anderswohin gehen könnten; auch stellete er uns frey, mit einem Englischen oder Französischen Schiffe nach einen oder den andern Contore zu gehen; und versprach uns unterdessen den nöthigen Unterhalt geben zu lassen. Wir bedankten uns sehr höflich dafür, und es wurde uns so gleich eine Wohnung in dem Forte angewiesen, wo wir nebst den Soldaten beköstiget wurden. Allein dieses war nicht mehr als was wir zur Erhaltung des Lebens braucheten: Kadjang *) in Wasser gekocht, und des Abends etwas Reiß mit Klappusnüß, war die Kost, die wir die ganze Woche durch bekamen; des Sonntags aber etwas Kerry **) mit Fisch und außer der Fasten etwas Fleisch oder Speck.

Nachdem

*) Kadjang ist eine Art von grünen Erbsen, die aber viel kleiner sind als die, welche man bey uns findet.

**) Kerry ist bey ihnen eine Suppe, welche sie von Fisch, Fleisch, Hühnern, u. s. w. machen. Sie thun vielerley Gewürze hinein, als Curcume, Küm-

Nachdem wir uns einige Tage daselbst aufgehalten hatten, so bekamen die meisten von uns ein blödes Gesicht, und wurden wie blind; auch bekamen viele den Durchlauf von dem vielen Essen der Früchte, und von dem Wasser, welches auf dieser Insel ganz salpetricht und brack ist. Es wird in der Regenzeit in großen Gruben gesammelt, weil auf der ganzen Insel kein frisches Wasser zu finden ist.

Man hat zwar einen Brunnen, allein das Wasser ist brack und ungesund. Wir waren nicht lange da gewesen, als ich nebst einigen andern von unsern Leuten in das Hospital müssten, wo wir vortreflich abgewartet wurden. Die Paters waren zugleich Aerzte und Krankenbesucher. Die Säle, wo die Kranken lagen, waren luftig und rein; die Betten stunden ungefähr acht Fuß von einander, und neben einem jeden fand man die nöthigen Bequemlichkeiten. Ueberdieses war ein Sclave zur Aufwartung bestellet, der uns Theewasser und andere Nothwendigkeiten reichte, wenn wir es verlangten. Des Morgens wurden wir von den Aerzten besucht und visitirt, und dabey gefragt, was wir zu essen verlangten. Dieses wurde von einem jeden aufgeschrieben, und des Mittags so wohl als des Abends von dem Pater besorgt, der auch so lange dabey blieb, bis man das Seinige gegessen

Kümmel, Indianischen Pfeffer, u. s. w. und wissen überhaupt dieses Gericht sehr schmackhaft zu zubereiten.

gessen und nachgehends in einem Waschbecken die Hände wieder gewaschen hatte. Dieses Waschen muste auch vor dem Essen geschehen. Auf eben diese Art wurden uns auch die Arzeneyen gebracht, und wer es nöthig hatte, der wurde von dem Sclaven gereiniget. Niemand kann, wenn er gleich Vermögen hat, besser abgewartet und gepfleget werden, als diese Kranken; und es gilt dabey kein Ansehn der Person, es mag ein Portugiese oder ein Fremder seyn. Dieses kam uns in unsern betrübten Umständen sehr zu passe.

Die erste Nacht, als ich da war, und im Schlafe lag, wurde ich von einem Pater aufgeweckt; und von einem Feuer, das nicht weit von mir brannte, in Erschrecken gesetzet. Allein mein Schrecken nahm gewaltig zu, als ich sah, daß drey oder vier starke Sclaven über mich herfielen, mich fest hielten, und mir die Beine ausstreckten. Der Pater brannte mich hierauf mit einem glühendem Eisen unter dem Ballen des Fusses, so wie ungefähr ein Schmid den Huf eines Pferdes zu brennen pflegt. So bald ich dieses sahe, und noch nicht halb fühlete, so schrie ich wie ein Schwein, das man bey den Ohren nimmt; doch der Pater kehrete sich daran nicht. Als das eine Bein fertig war, so griff man zum andern, und machte es eben so wie mit dem ersten: und da dieses ebenfalls geschehen war, so gieng der Pater zu einem andern, und verfuhr mit allen so, welche ein blödes Gesicht bekommen

men hatten, und diese Cur nöthig zu haben schienen. Ich vermuthe dieses darum, weil ich so wohl als die andern gleich darauf besser wurde. Ich war die ganze Nacht noch in Furcht, der Pater möchte noch einmal kommen: und da es Tag geworden war, so suchte ich aus dem Hospitale heraus zu kommen, und kroch, so gut ich konnte, bis an die Thür. Allein diese war verschlossen, und ich erfuhr, daß man zwar ohne Fragen hinein, aber ohne Erlaubniß nicht wieder heraus kommen konnte.

Wir wurden in kurzer Zeit wieder hergestellet, und ersuchten den Prior des Klosters, daß er uns wieder in das Fort zu gehen erlaubete, welches uns auch der freundliche Pater zugestund, wenn wir Kräfte genug hätten, solches zu thun. Er führete uns hierauf an die Thür, wo uns der Thürwärter unsere Sachen, die wir mit hinein gebracht hatten, und welche aufgeschrieben waren, wieder zustellete. Ein jeder gieng hierauf, nachdem er sich bedanket hatte, an seinen bestimmten Ort, wo wir viel schlechter leben mußten.

Dieses Kloster worinne das Hospital ist, wird vor eines der reichsten in ganz Indien gehalten. Alles ist darinnen bequem, und in der besten Ordnung; Es liegt an der äußersten Ecke der Insel, hat einen großen luftigen Vorhof; die Säle innwendig sind geraume und rein; die Kranken werden ohne Ansehen der Person vortreflich abgewartet; und es wäre zu wün-

schen, daß unsere Spitäler in eben so gutem Rufe wären. Die Compagnie sparet zwar keine Kosten daran: allein der Eigennutz der Bedienten macht sie so schlecht, daß derjenige, der eine betrübte Erfahrung davon hat, am besten davon zu urtheilen im Stande ist.

Unsere mäßige Kost in dem Castel war zwar hinreichend das Leben zu erhalten; allein die Natur trägt bisweilen auch Verlangen nach einer Erquickung, und wir hatten keine Mittel uns solche anzuschaffen. Niemand verdienete etwas, und ein jeder verkaufte von seinem Armuthe so viel er entbehren konnte, um einige Erfrischungen dafür zu kaufen; denn wir konnten bey der gewöhnlichen Kost nicht wieder zu Kräften kommen. Ein jeder trug Verlangen, daß irgend ein Schiff ankommen möchte, und wünschete von dieser Insel wieder weg zu seyn. Es währete einige Wochen, daß wir uns so schlecht behelfen mußten, worauf ich Gelegenheit bekam, für die Mohren Charten zu zeichnen, und etwas damit zu verdienen, welches wir alsdenn als Brüder mit einander verzehreten, und uns was zu gute dafür thaten. Ich gerieth auch mit einem Capitaine in Bekanntschaft, den ich in der Schiffahrt nach der Weise der Holländer unterrichtete: bey diesem muste ich verschiedne mal essen, und er begegnete mir sehr höflich. Andere lehrete ich den Gebrauch einiger mathematischen Instrumente, unter welchen sich auch ein Priester befand, dem ich das Astrolabium zu gebrau-

gebrauchen anwies, und eine Kenntniß von dem Globen gab; daher ich für meine Person ziemlich gut zu rechte kam. Dieser Priester fragte mich einst, da ich während dem Unterrichte mit ihm in ein Gespräch gerieth, ob ich Lust hätte, in des Königs Dienste zu treten, weil eine Ingenieurstelle ledig wäre, welche er mir gewiß zu verschaffen verspräche; und wovon der Gehalt monatlich 50. Portugiesische Patacas *) wären. Ich dankete ihm für sein höfliches Anerbiethen, und sagte ihm, daß ich Gelegenheit zu haben wünschete, mit der Zeit wieder in mein Vaterland zu kommen. Ein Fremder fuhr, ich fort, ist jederzeit in Gefahr, wenn er bey einer fremden Nation auch nur ein mäsiges Glück macht, zumal wenn er von einer andern Religion ist; und der Neid suchet allezeit sein Verderben. Der gute Pater sah mich darauf an, und antwortete mir: Sie haben Recht, und Sie thun besser, daß Sie zu Ihrer Nation gehen, als daß Sie hier bey den Portugiesen bleiben. Sie hassen Ihre Nation, und sind trozig und hoffärtig: über dieses dürfte es in Goa wegen der Inqvisition nichts für Sie seyn, wovon man in Ihrem Lande nichts weiß. Der Pater hörete auf von diesem Gegenstande zu sprechen, und wir vertrieben uns die übrige Zeit mit an-

I 2 dern

*) Ein portugiesischer Pataca oder Reichsthaler beträgt ungefähr 18. holländische Stüber.

dern Gesprächen. Ich muß aufrichtig gestehen, daß ich von diesem Herrn viel Freundschaft genossen, so lange ich mich auf dieser Insel aufgehalten habe.

Als die Zeit verlaufen war, da man hier auf das Schiff von Goa wartete, so ließ uns der Guverneur zu sich kommen, und sagte, daß wir zusehen müsten, mit einem von den auf der Rhede liegenden Schiffen fortzukommen, und unser Glück weiter zu suchen. Ein jeder that also sein Bestes, um auf einen von den Mohrischen Schiffen für die Kost Dienste zu bekommen, daher einer nach Damon de Diu, der andere anders wohin kam. Dreye nahmen von uns Abschied, und reiseten weg, und viere blieben noch da, um auf eine andere Gelegenheit zu warten. Die Kost blieb unterdessen immer schlecht in dem Castel, und wir bekamen wenig oder nichts. Ich für meine Person hatte keine Noth, denn ich konnte die Kost hier und da verdienen; allein meine armen Cameraden musten auch leben: ich machte also wieder Charten, und was ich damit verdienete, das verzehreten wir mit einander; doch blieb Schmalhans beständig Küchenmeister. Allein, wenn man mit andern in einerley Zustande ist, so fühlet man, wie ich bereits gesagt habe, sein Elend so sehr nicht; daher wir noch so ziemlich zufrieden waren. Wir lebten so kümmerlich fort bis auf den 20. August, da das königliche Schiff unvermuthet auf der Rhede ankam. Nachdem dieses Schiff

mit

mit dem Nöthigen versehen war, so wurden wir von dem Guverneur darauf angewiesen, um nach Goa überzugehen. Ehe wir uns aber auf die Reise begeben, so will ich dem neugierigen Leser von der Lage, der Beschaffenheit und den Einwohnern der Insel Mosambique eine kurze Beschreibung mittheilen.

Lage und Beschaffenheit der Insel Mosambique.

Mosambique liegt in dem Königreich Mangale, auf der Küste von Zanguebar, just unter dem 15. Grade südlicher Breite: es erstreckt sich gegen Süden und Norden längst dem festen Lande hin, und liegt ungefähr eine Viertelmeile von dem Walle. Die Länge davon beträgt eine halbe Stunde; 400. Ruthen hat es in der Breite, und der Umfang davon ist eine und eine Viertelmeile. Es hat eine schöne große Bay, die längst dem festen Lande hingeht. Zwischen dem Fort und der nördlichen Ecke der Bay liegen zwo unbewohnte Inseln mit einem weißen Strande. Diese Bay ist ein guter Hafen für viele Schiffe, weil sie vor allen Winden sicher sind. Der Hafen hat acht, neun und zehn Faden guten Ankergrund, und läuft an der Stadt hin, so, daß die Schiffe zwischen dem festen Walle und dem Forte liegen. Ungefähr einem Musquetenschuß weit von dem Walle, wenn man einläuft, müssen die Schiffe so dicht bey dem Forte

vorbey fahren, daß man mit einem Steine hinein werfen kann. Dieses Fort steht auf der Ecke der Insel auf einer Anhöhe zur linken Hand, wenn man in die Bay hinein segelt. Es hat vier Bollwerke und an dem Wasserthore einen Wasserpaß, worauf acht Carthaunen stehen. Dieses Castel kann mit seinem Geschütze den Hafen innwendig auf allen Seiten, und die ankommenden Schiffe von außen bestreichen. Auf der Landseite kann man nicht anders als mit zwey oder drey Mann ankommen, und dieser Weg geht an einer Courtine hin, wo der Wasserpaß ist. Es ist ferner mit einem trockenen Graben umgeben, und die Mauern desselben sind an die zwanzig Fuß hoch.

Diesem Castel gerade gegen über an der Nordseite liegt noch ein Wassercastel, worauf vier und zwanzig ganze Carthaunen stehen, und zwischen diesen beyden Castelen müssen die Schiffe durchfahren.

Kein Fremdling darf sich unterstehen oben auf die Bollwerke zu gehen, um sie zu besehen. Das Fort ist durchgängig schlecht mit Besatzung versehen, weil sich viele durch das unordentliche Leben verderben, und von der ungesunden Luft sterben.

Ungefähr sechs hundert Schritte von dem Castel geht man hinab in das Dorf, welches sich in einem Thale bis an das Kloster St. Domingo ausstrecket, worinne das berühmte und reiche Krankenhaus steht.

Dieses

Dieses Dorf bestehet ungefähr aus 350. Häusern, die meistentheils nach der Portugiesischen Art von Steinen gebauet, nicht hoch und unansehnlich sind. Außer diesem Portugiesischen Dorfe findet man einen Platz für die Eingebohrnen. Die Häusergen oder Hütten darinnen sind von Stroh und mit Adap gedeckt. Es geht eine einzige Straße durch, und die andern sind blose Nebenstraßen und schmale Durchschnitte hinter welchen die Gärten liegen.

Es sind drey Kirchen in diesem Dorfe, welche groß und mit Orgeln versehen sind. Sie heißen die St. Antonius, St. Dominicus und St. Gabriels Kirche; auch ist eine in dem Castel. Ferner findet man drey Klöster daselbst, wovon eins die Pauliner, eins die Dominicaner, eins aber die Geistlichen und Weltlichen zusammen besitzen.

Ich habe mich vielmals gewundert, daß die meisten Schriftsteller und selbst die Portugiesen dieses Dorf eine Stadt nennen. Ich habe es mehr als funfzigmal umgangen, und es auf allen Seiten offen gefunden. Man findet zwar an einem Orte ein Stück von einer verfallenen Mauer, das von der Ecke der Insel an der Ostküste an ungefähr funfzig Ruthen lang ist, und zwey Fuß über der Erde stehet: allein dieses kann man eher eine Brustwehr als eine Stadtmauer nennen. Zu meiner Zeit war diese Mauer gänzlich verfallen, übrigens war es, wie

 gesagt,

gesagt, rund herum offen und durch das Wasser von dem festen Lande abgesondert.

Ich denke noch bisweilen an das Unternehmen des Capitain Tailors, da er Mosambique mit seinem Volk überrumpeln wollte. Die meisten wagten es nicht aus Furcht, ob sie gleich außer dem unzählige Proben von kühnen und großen Unternehmungen abgelegt hatten. Man sieht hieraus, wie viel die Einbildung thut, wenn man die Macht eines Orts nicht genau kennet. Das Fort ist zwar unüberwindlich und ganz wohl mit Vertheidigungswerken und mit Geschütze versehen: allein die Besatzung ist sehr schwach; und was hilft alsdenn die Stärke des Platzes? Hierzu kömmt noch die Furcht, die sie vor den Seeräubern haben, so, daß ein Seeräuber gewiß so gut ist, als drey Portugiesen. Ich zweifle gar nicht, daß sie es ohne vielen Verlust würden eingenommen haben, wenn sie Tailors Rathe zufolge in den Hafen hinein gesegelt, und das Volk alsdenn ans Land gesetzet hätten. Was konnte ein Haufen Mohren, Eingebohrne und gemächliche Paters für Widerstand thun? Das Fort konnte sie in dem Dorfe nicht hindern, und mit den Schiffen hätten sie so nahe unter dem Walle hinfahren können, daß ihnen das Geschütz wenig Schaden gethan haben würde. Sie würden einen unschätzbaren Schatz erbeutet haben, und wenn sie alsdenn die Stadt oder das Dorf in Brand gestecket, so würden sie die Portugiesen schon haben zwingen können, sie

wieder

wieder heraus zu loossen: doch alles dieses im Vorbeygehen.

Die Luft von Mosambique ist warm und sehr ungesund, auch fehlt es an frischen Wasser. Das Land ist wegen der Trockenheit dürr und unfruchtbar: gleichwohl ist ein Wald von Cocusbäumen daselbst. Man findet auch Goaven- Limonen- und Citronenbäume, und andere Indianische Früchte. Grüne Sachen findet man nicht, als blos in den kleinen Gärten der Portugiesen. Auf der ganzen Insel wächst weder Weizen noch Reiß noch andere Getraide, das zu einer europäischen Lebensart nöthig ist; alles dieses muß von aussen dahin gebracht werden; so daß für einen armen Fremdling nicht viel daselbst zu bekommen ist.

Die Einwohner des Landes sind Schwarze. Sie sind von Statur klein, und haben durchgängig auf dem Kopfe ein wollichtes Haar. Ihre Sitten und Lebensart sind rauh.

Die übrigen Einwohner sind Portugiesen; doch sind sie mehrentheils von Schwarzen erzeugt. Diese nähren sich mit dem Handel, so wie die Mohren, die sich hier als Factors und Kaufleute drey Jahr lang aufhalten dürfen, worauf sie wieder nach Indien, als nach Damon, Surate, u.s.w. zurück kehren, wo sie zu Hause gehören: Diese vertauschen ihre indianischen Waaren gegen Gold, wovon ich hier einen so grossen Ueberfluß gefunden habe, als an irgend einem Orte in ganz Indien.

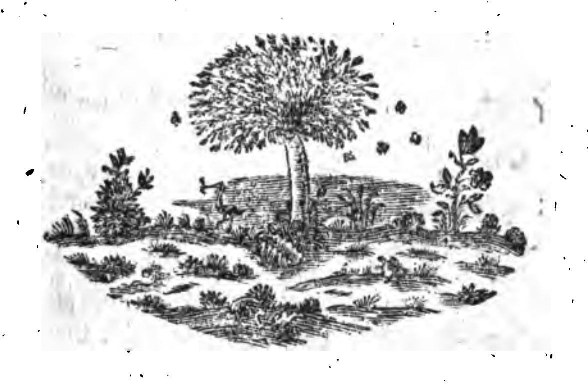
dien. Dieses Gold giessen sie in grosse Stangen, und schicken es alle Jahre mit ihren Schiffen nach Indien.

Die Portugiesen haben noch viele andere Contore, auf der Ostküste von Africa, als zu Sofala an dem Flusse Guama, zu Monomotapa und an verschiedenen andern Oertern, wohin sie mit kleinen Fahrzeugen Handel treiben. Diesen Handel führen sie mit Getränke, gemeinen Kleidern, Schnuren, Corallen und andern Kleinigkeiten. Dagegen tauschen sie Elephantenzähne, Ambra und vornehmlich Gold ein, welches sie mit so vielem Vortheile thun, daß die Guverneurs, die nur drey Jahr hier bleiben, jedesmal mit einem königlichen Schatze nach Goa zurück kehren.

Dieses Contor schreibt allen andern Gesetze vor und bestimmet die Preise. Die Portugiesen sind die einzige christliche Nation, welche die ganze Ostküste des Goldreichs Africa (welches ich Salomons Ophir zu seyn glaube) besitzen, und die Früchte davon einerndten. Sie halten die Oerter, wohin sie handeln, so geheim, daß sie so gar die Breiten der Contore verlegen; wie ich solches selbst von ungefähr in ihren Charten entdeckt habe und wie man auch an der Hauptstadt von Monomotapa aus den neuen Charten sehen kann. Es wäre zu wünschen, daß die Holländer ihre Charten ebenfalls so wohl in Acht nähmen, als man hier thut, so würden

den sie bey den Engländern und andern Völkern nicht so bekannt seyn. Wenn sie einen Anschlag machen, so wird außer den Steuerleuten und Lootsen niemand dazu gelassen.

Dieses ist das Merkwürdigste, was ich meinen Lesern von einem Orte zu berichten vor nöthig erachte, wohin kein Holländer anders als zufälliger Weise zu kommen pflegt. Und da die Zeit meiner Abreise vorhanden ist, so begebe ich mich nunmehro an Bord des königlichen Schiffs, um die Reise nach Goa fortzusetzen.



Fünftes Hauptstück.

Ueberfahrt von Mosambique nach Goa. Was mir auf dieser Reise begegnet ist. Ankunft zu Goa. Ich treffe auf dem Fort Marmagon den Capitain eines Ostindischen Retourschiffs an, und bekomme Gelegenheit nach meinem Vaterlande zurück zukehren. Das Schiff geht ohne dem Verfasser ab, und nur zween von seinen Reisegefährten bedienen sich dieser Gelegenheit. Bestürzung, worein ich gerathe, da ich das Schiff abfahren sahe, und fernere Zufälle zu Goa, bis zu meiner Abreise mit einem Mohrischen Fahrzeuge nach Karrewa.

Wir hatten nunmehro beynahe vier Monate zu Mosambique kümmerlich gelebet, als wir auf Befehl des Guverneurs am Bord des königlichen Schiffs giengen, um mit demselben nach Goa überzusegeln. Wir waren unser viere, die bey der Compagnie in Diensten stunden, und einer von **Ostende**, welches einer von den Seeräubern war, die bey Madagascar ihr Schiff verlohren hatten, und der sich von der Zeit an zu uns gesellet hatte.

Ein solches Schiff geht jährlich aus Portugall nach Brasilien, und es versieht sich gemeiniglich wieder daselbst mit Wasser, Brennholz und andern

andern Nothwendigkeiten. Sie kaufen auch daselbst so viel Sclaven, als sie in ihrem Schiffe beherbergen können. Von da stechen sie nach Mosambique über, welches ihr gewöhnlicher Erfrischungs-Platz ist, so wie die Holländer das Vorgebirge der guten Hoffnung dazu gebrauchen; und von da gehen sie nach Goa, wo sie das Ihrige mit grossem Vortheile verhandeln. Ausser den Soldaten und Matrosen befanden sich fünf hundert solche Sclaven an Bord. Diese Soldaten sind alle Banditen, die ihrer begangenen Missethaten wegen nach Indien geschickt werden, wo sie nach Beschaffenheit ihrer Missethat entweder eine gewisse Anzahl Jahre, oder auch ihre ganze Lebenszeit über bleiben müssen. Unter diesen Leuten mußten wir leben.

Auf der Rhede wird für dieses Volk nichts gekocht, und auf der See giebt man ihnen eine sehr mäßige Portion. Es wird nehmlich alle vier und zwanzig Stunden einmal Reis mit Cocusnüssen gekocht und ausgetheilet, wovon jeder Back *) seinen bestimmten Theil erhält. Jeder Mann bekömmt 5 bis 6 Müßzes Wasser, welches sogleich vor dem Fasse ausgetrunken werden muß. Ausser dem bekommen diese Banditen nichts: die Matrosen aber kriegen wöchentlich ihre Rationen an Speck, Fleisch, Wein, u. s. w. welches jeder Back nach Belieben verzehren kann.

Ferner

*) Ein Back ist ein grosser hölzerner Napf, woraus allemal sieben Personen auf einem Schiffe zu essen pflegen.

Ferner kauft das Volk von jedem Back an dem Walle, was es zu seiner Reise nöthig hat, welches nachgehends gekocht und verzehret wird. Diese Matrosen versehen sich auch mit Wasser. Auf jedem Schiffe findet man gemeiniglich zwey bis drey Küchen.

Wir, die wir nichts als unsere Kleider und kein Geld hatten, um etwas kaufen zu können, fanden unter dieser und der holländischen Haushaltung einen grossen Unterschied, wo der Koch täglich dreymal anrichtet. Der Willkommen bey dieser Brüderschaft war Schmälen und Schelten; der Koch machte nichts zu essen, und schlafen konnte man auch nicht, weil wegen der Menge Sclaven und anderer Leute nirgends Platz zu finden war, wo wir uns hätten hinlegen können. Ueberall wurden wir weggejagt, und getreten; ja man ließ uns nicht einmal in der Rüst *) oder in dem Mastkorbe schlafen. Ich muß gestehen, daß ich niemals länger hinter einander Hunger, Elend und Verachtung ausgestanden habe als auf dieser Reise nach Goa, die beynahe zween Monate währete.

Jeder freuete sich, da wir unter Segel giengen, nur wir nicht, denn wir hatten nicht die geringste Ursache darzu. Wie ungleich ist doch das Betragen der Menschen bey einer und eben derselben

*) Die Rüst oder die Ruhe ist ein dickes schmales Bret auswendig am Schiffe, woran die Wände oder Haupttaue der Masten befestiget sind.

selben Lebensart? Wie verschieden wurde uns nicht begegnet? Was wird nicht erfordert, um sich bey allen Zufällen gleichgültig zu betragen? Man mag immer sagen, daß die stoischen Lehrsätze im Stande seyn die Menschen über die Zufälle und Schicksale in der Welt wegzusetzen; ich für meine Person habe sie bis hieher noch nicht in Ausübung bringen können; zumal bey grosser Hungersnoth oder andern schweren Unglücksfällen. Doch muß ich gestehen, daß ich mich bey meinen unglücklichen Begebenheiten noch so ziemlich zu fassen wuste.

Die Portugiesen sind gemeiniglich trotzig, dabey träge und faul, und lange nicht so reinlich auf ihren Schiffen als die Holländer; daher die meisten wie die Savoyer viel Ungeziefer haben, und sich beständig kratzen und schaben. Wir, die wir nicht viel weisse Wäsche hatten, mußten alle Tage das Hemde ausziehen, und uns von dem Ungeziefer reinigen. Die Krätze ist bey den Portugiesen eben so gemein als bey den Spaniern die französische Krankheit; und unter diesen Leuten musten wir leben.

Der Bootsmann hielt uns anfänglich mit zur harten Schiffsarbeit an, und würde uns ohne Zweifel mit seinem Handtau darzu gezwungen haben, wenn wir es zu thun geweigert hätten, weil er glaubte, daß wir in den königlichen Dienst gepresset wären: allein, nachdem ihm der Oberzimmermann gesagt hatte, daß wir Passagiers wären, die nach Goa reiseten, so ließ er uns gehen.

Als

Als wir auf der See waren, so wurde alle Morgen Messe gehalten, so wie bey den Holländern das Gebet, welches sie niemals unterlassen, wenn es das Wetter nur einiger massen erlaubete. Ein jeder gieng an seinen Ort, wir aber blieben stehen. Ich sah zwar den Priester vor dem Altare, allein ich dachte, wer weiß, ob ich wohl oder übel thue, bis endlich der Bootsmann zu mir sagte: **Geht in die Messe.** Dieses ließen wir ihm sagen, und blieben stehen, worauf er stärker anfieng: Warum gehet ihr nicht in die Messe, seyd ihr etwa keine Christen? Ich blieb noch stehen, bis der Gottesdienst angieng, da ich von dem Herrn Bootsmann einen ziemlich starken Schlag auf den Rücken bekam, wobey er hinzusetzte: **Geh, du fremder Teufel.** Wir folgten endlich den übrigen nach, und knieten nieder: ich aber blieb immer der hinterste, so lange der Gottesdienst währete. Unter der Predigt sagte unser Stoffel, der zwar gut nordisch, aber kein Latein verstund, heimlich zu mir: **Was sagt der Pfaffe?** Ich antwortete ihm, daß es Latein wäre, und daß ich es nicht verstünde, worauf Stoffel wieder zu mir sagte: **Ich bleibe wer ich bin, in unserem Lande verstehe ich den Pfarrherrn.** Ich merkte wohl, daß er Lust hatte, seinen protestantischen Glauben daran zu wagen, um bessere Kost zu erhalten; sie war auch in der That so ausserordentlich schlecht, daß man sich viel Gewalt anthun mußte. Ich nahm mich sorgfältig in acht, nichts unanständiges gegen ihrem Gottesdienst

zu

zu thun, sondern in allen Stücken aufmerksam und ehrerbietig zu seyn. Dieses erweckte, wo ich nicht irre, noch einiges Mitleiden, daß ich bald von dem einem, bald von dem andern ein Stück Rockenzwieback, in Schweinefett getunkt, erhielt; auch bekam ich dann und wann in der Stille von dem Oberzimmermann ein Glas Portugiesischen Wein. Dieses würde vielleicht öfterer geschehen seyn, wenn sie sich nicht gefürchtet hätten, von ihrer eignen Nation verspottet zu werden, wenn sie uns einige Hülfe zukommen liessen; und ich merkete wohl, daß die Holländer vor allen andern gehässet wurden. Diese, sagten sie, haben uns Indien abgenommen, und tausende der unsrigen ermordet; worauf sie noch eine Menge Flüche und Scheltworte hinzusetzeten. Diese hätte ich noch wohl ertragen, wenn wir nur den Hunger und den Durst hätten stillen können. Wir hatten, wie ich bereits gesagt habe, keinen Ort, wo wir schlafen konnten; auch hatten wir nichts zu essen, und kein Gefäß, worinnen wir das Wasser aufheben könnten: wir musten also unsere Portion auf vier und zwanzig Stunden gleich vor dem Faße austrinken, und die übrige Zeit hatten wir weiter nichts. Ich litte so grossen Hunger, daß ich die Schweine beneidete, und würde ganz gewiß von ihrem Futter aus dem Troge gegessen haben, wenn ich mich nicht vor Schlägen gefürchtet hätte: und da der Hunger und der Durst alles zu unternehmen antreibet, so nahm ich ein sehr elendes Amt an. Ich muste nemlich der Kranken ihre un-

 reinen

reinen Eymer heraus tragen, schmutzige Töpfe rein machen, u. s. w. wofür ich weiter nichts bekam, als den Back auszulecken, wenn niemand mehr wollte; und dieser wurde mir allezeit mit einer Portugiesischen Ernsthaftigkeit übergeben.

Unter dem Volke wird übrigens eine gute Schiffsordnung gehalten. Schlagen, Schelten, wie auch die Ungleichheit, die man bey den Holländern und andern Nationen unter dem Schiffsvolke zu machen pflegt, habe ich bey ihnen nicht gesehen: jeder weis seine Arbeit, und hat seinen bestimmten Posten, den er wahrnimmt. Wenn commandiret wird, so geschieht dieses ganz gelassen ohne Schläge, und überall heißt es: Ihr Herren Soldaten und Matrosen. Alle Tage wird die Messe gelesen, und des Abends ein ora pro nobis gesungen: übrigens leben sie freundlich mit einander, doch jeder mit seines gleichen. Wenn dieses durchgängig in dem gemeinen Leben statt fände, und jeder so zufrieden wäre, so würde die Armuth viel leichter zu ertragen seyn: vielleicht würde aber alsdenn ein ander Uebel daraus entstehen.

Wir hatten einen guten Wind, der uns in Zeit von acht Wochen bis unter den 14. Grad nördlicher Breite führete: und nachdem wir 54. Tage gesegelt hatten, sahen wir das hohe Gebürge de la Gate vor uns. Wir segelten zween Tage an dem Wall hin, worauf wir den Hafen von Goa erblickten. Sogleich wurden die gewöhnlichen Zeichen vom Schiffe gegeben, die auch von dem

Castel

Castel Aguado beantwortet wurden; und wir kamen noch selbigen Tag unter dem Forte auf der Rhede vor Anker. Sobald der Anker in den Grund war, so ließen die Matrosen alles stehen, und machten sich fertig, an den Wall zu gehen. Es währete keine Stunde, so kamen Fahrzeuge mit innländischen Matrosen an Bord, so wie die Arbeitsleute bey uns auf einem ostindischen Retourschiffe thun. Gegen Abend wurden wir vom Bord abgeholet, und auf das Castel Marramagom gebracht, wo wir bis auf nähere Ordre vom Vicekönig bleiben musten. Wir wurden so, wie die übrigen Landsoldaten gespeiset: allein dieses war zu viel um zu sterben, und zu wenig um zu leben, wenn man sich blos davon erhalten soll, und kein Geld hat um etwas anders zu kaufen. Es war beynahe so, wie die Soldaten zu Batavia von den Küchenmeistern mit Kadjang und Bohnen versorgt werden.

Während der Zeit, daß wir auf dem Castel blieben, kam der Capitain eines ostindianischen Compagnieschiffs, welches auf der Rhede von Goa segelfertig lag, um nach dem Vaterlande zurück zu gehen, und wollte uns sehen, weil er glaubte, daß wir das Volk von dem Schiffe der Greif wären, das kurz zuvor von den Seeräubern weggenommen worden war. Besagtes Volk hatte sich dieses Schiffs wieder bemächtiget, indem es die Anker gekapt hatte, unter Segel gegangen, und hier ans Land gekommen war. Alle diese Leute waren am Lande, und hatten das

Schiff an die Portugiesen verkauft. Da sich dieser Capitain in seiner Meynung irrete, so machte ich mir diese Gelegenheit zu Nutze, und erzählete ihm kürzlich, was uns begegnet war. Ich ersuchte ihm um seinen Beystand, daß er uns für die Kost mit nach Europa nehmen möchte, und er versprach uns, sein möglichstes zu thun, um solches bey dem Unterkönige dahin zu bringen. Er gieng hierauf fort, und wir bekamen den folgenden Tag Befehl, daß zween von uns nach Goa kommen, und vor dem Unterkönig erscheinen sollten, von welchem wir uns auch einen Paß auszubitten hatten, um frey damit fortzukommen. Wir giengen also dahin, und ließen den Segelmacher unterdessen warten, um alsdenn mit einander, nebst dem von Ostende, in das Vaterland zurückzukehren. Ich ließ ihm zu dem Ende meine Papiere, wie auch das wenige, was ich noch von weißer Wäsche hatte, zurück.

Während der Zeit, da wir in der Stadt waren, um unsere Sachen bey dem Unterkönige auszumachen, schickte der Schiffer sein Boot mit einem Passe an das Castel Marramagoni, um uns von da an Bord zu holen. Der Segelmacher Peter Roos nebst dem erwähnten Ostender giengen an Bord, und nahmen alles mit, was noch da war, weil sie glaubten, daß wir schon nachkommen würden. Dieses thaten wir auch, so bald wir Nachricht davon bekamen; allein es gieng alles ganz anders als wir dachten; denn als wir in das Dorf Pangie kamen, wo die

die Schiffsrhede ist, so sahen wir das Schiff schon unter Segel gehen. Hier stunden wir, und sahen uns um, wie Matrosen, die ihr Kostgeld verspielet haben. An Bord zu kommen, war uns unmöglich; denn niemand darf einen andern an Bord eines absegelnden oder fremden Schiffs bringen, wenn er nicht eine Erlaubniß dazu hat, und einen Paß vorzeigen kann, bey Strafe der Galeeren oder anderer harter Strafe. Mit größter Betrübniß sahen wir dem Schiffe so lange nach, bis es außer dem Castel in See war, und sich aus unserem Gesichte verlor. Dieses war in der That dem äußerlichen Ansehen nach ein großes Unglück für uns. Wir sahen unsere beyden Reisegesellen mit dem Nöthigen versehen die Reise nach ihrem lieben Vaterlande antreten: wir hingegen waren in einem fremden Lande von allem entblößet, und wußten nicht, was wir bey einer Nation anfangen sollten, die nichts weniger als mitleidig gegen einen Fremdling ist, am allerwenigsten aber gegen einen Holländer. Unsern dritten Reisegesellen, den man krank ins Hospital gebracht hatte, schätzten wir glücklich, daß er kein Zuschauer dieses betrübten Auftritts war.

Unser Zustand war in der That elend und unglücklich genug, um einen Standhaften übern Haufen zu werfen: allein, da ich die Veränderungen des Glücks schon hinlänglich erfahren hatte, so gieng mir dieses so sehr nicht zu Herzen, als meinem Mitgesellen. Meine Natur

ist auch eigentlich nicht geneigt, sich durch Widerwärtigkeiten niederschlagen zu lassen, und die Verzweiflung wird mich so leicht nicht überwinden. Ich schlug mir diesen Zufall, so wie die vorigen, aus dem Sinne, und vertrauete auf GOtt, dessen Werk es ist, Glück aus Unglück hervorzubringen, und dachte bey mir selbst, wer weis, warum dieses geschieht, und wozu es gut ist; der Ausgang hat auch gelehret, daß diese Gedanken richtig gewesen waren. Dieses Schiff ist bis in die Spanische See gekommen, wo es auf der Höhe der Straße von Gibraltar *) von den Türken genommen, und das Volk zu Sclaven gemacht worden ist. Dieses habe ich erst nach meiner Zurückkunft erfahren.

Was mir am meisten dabey zu Herzen gieng, war, daß ich das wenige, was ich noch an weißer Wäsche hatte, nebst allen meinen Papieren und gemachten Anmerkungen dadurch verlor, weil der Segelmacher diese Sachen zu sich genommen hatte, in der Meynung, daß wir ihm bald nachfolgen würden.

Wir kehreten ganz langsam wieder in das Dorf zurück, um daselbst zu übernachten: allein niemand wollte uns beherbergen, daher wir unter dem

*) So hatte ich bey der ersten Ausgabe dieser Reise gesetzet, weil man mich so berichtet hatte: ohnlängst aber habe ich von dem Segelmacher selbst genauere Nachricht erhalten, daß es nemlich auf der Höhe Heisant geschehen ist, welches am Ende des Canals liegt.

dem blauen Himmel schlafen mußten. Den Morgen darauf giengen wir in die Stadt, besahen sie, und verfügten uns nachgehends in das berühmte Hospital, wo wir unsern dritten Mitgesellen fanden, der sich höchlich erfreuete, daß er uns wieder sah: und da er hinlänglich wieder hergestellet war, so beschloß er, bey uns zu bleiben, um zu sehen, ob nicht eine Gelegenheit zu finden wäre, mit welcher wir fortkommen könnten. Er nahm also von dem Pater Abschied, und wir giengen mit einander fort.

Alles anzumerken, was uns während unsers Aufenthaltes in dem Gebiete von Goa begegnet ist, würde mir, und vielleicht auch den Lesern verdrüßlich seyn: ich will daher auch keine ausführliche Beschreibung von dieser Hauptstadt Goa machen, sondern nur kürzlich folgendes davon sagen. Sie ist groß, hat prächtige Kirchen, und hier und da in der Stadt fürstliche Palläste; doch ist sie unregelmäßig gebauet. Rund um die Stadt herum findet man angenehme Spaziergänge und schöne Lustgärten der Portugiesischen Edelleute, die sie Aldees nennen; desgleichen auch Dörfer und angenehme Höfe. Diese kann ein jeder sehen; was aber das Schöne und Seltene des Innern betrifft, so kann der Leser leicht denken, daß wir keine Gelegenheit dahin zu kommen gehabt haben, weil wir bey diesen Leuten blos ein Gegenstand der Verachtung und des Mitleidens waren. Wir sahen nicht aus wie vornehme Herren, sondern wie

arme Flüchtlinge, die in den Händen der Räuber gewesen sind; ich verweise daher meine Leser zu denjenigen Schriftstellern, die weitläuftig davon geschrieben haben, dergleichen Jan van Lindschoten, Aldeus und Valentyn sind.

Wir musten uns hier einige Wochen aufhalten, wie viel es aber eigentlich waren, ist mir entfallen, und mit dem größten Mangel kämpfen, bis wir endlich Gelegenheit bekamen, mit dem Fahrzeuge eines englischen Herrn, nach Karrewa zu kommen, welches auf der Küste von Visabour liegt, und wo die Engländer einen Platz oder Factorey haben. Dieser Herr versorgte uns mit Lebensmitteln auf die Reise, und befahl dem Nachoda oder Schiffer des Schiffs, daß er uns mit dem Nöthigen versehen sollte, welches auch geschah: und wir kamen ohne große Hinderniß in vier Tagen auf die Rhede bey der Insel Anjedive, und nachgehends weiter bis an die Factorey der Engländer. Wir wurden sogleich zu dem Befehlshaber geführet, dem wir unsere Reise bis an diesen Ort kürzlich erzähleten, und ihn um seinen Beystand ersucheten, um weiter bis an ein Contor von unserer Compagnie zu kommen.



Sechstes

Sechstes Hauptstück.

Reise von Karrewa nach Barcelor über Land. Sie müssen einen von ihren Reisegesellen unterweges krank zurücklassen. Begebenheiten auf dieser Reise. Sie kommen nach vieler ausgestandner Gefahr nach Barcelor, wo sie ihren Reisegesellen ganz unerwartet wiederfinden. Nachdem sie einige Zeit daselbst ausgeruhet haben, werden sie mit einem innländischen Fahrzeuge nach Kanavor geschickt.

Wir wurden zu Karrewa sehr wohl empfangen und gut tractiret. Zween Tage nach unserer Ankunft ließ uns der Befehlshaber zu sich kommen, und fragte, ob wir Lust hätten, unter ihm Dienste zu nehmen, weil er mit den Eingebohrnen in Krieg verwickelt wäre. Wir schlugen ihm dieses ganz höflich ab, und baten ihn, daß er uns möchte fortreisen lassen, weil wir großes Verlangen trügen, einmal wieder zu unserer Nation zu kommen, und von diesem Herumziehen befreyet zu werden. Dieses bewilligte er sehr gern, und gab jedem von uns eine Pagode oder zwey Reichsthaler Reisegeld nebst einem Pion oder Wegweiser. Wir bedankten uns sehr höflich bey ihm für seinen gütigen

gen Beystand, und machten uns voller Zufriedenheit auf die Reise.

Nachdem wir ohngefähr sechs Meilen gegangen waren, kamen wir in einen Wald, wo wir übernachten musten. Den Morgen darauf machten wir uns wieder auf, um unsere Reise fortzusetzen, und kamen durch diesen Wald bis an den Fuß eines sehr hohen Berges, wo wir einen engen Weg, der auf beyden Seiten mit Gesträuchen bewachsen war, durch musten. Kaum waren wir hundert Schritte fortgegangen, als wir auf der Seite auf einer kleinen Erhöhung über dem Fußsteige ungefehr vier Schritte von uns einen schrecklich großen Tiger erblickten, der uns ganz unerschrocken ansah, ohne sich im geringsten zu entsetzen. Als dieses unser Wegweiser und Beschützer sah, machte er mit seinem Säbel in der Hand links um, und ließ uns, die wir seinem Schutze anvertrauet waren, alleine. Wir blieben stehen, weil wir nicht wusten, was er im Sinne hatte, und sahen den Tiger ebenfalls an. Unser Pion ließ kein Gras unter seinen Füßen wachsen, und kehrete allem Vermuthen nach wieder dahin zurück, wo er hergekommen war, denn ich habe ihn niemals wieder gesehen. Der Tiger blieb in dieser Stellung zwo bis drey Minuten stehen, kehrete sich hierauf um, und gieng ganz langsam in den Wald hinein. Wir erstauneten außerordentlich über diesen Zufall, und freueten uns, daß er fortgieng; allein wir stunden nunmehr da, wie des Cardanus Esel, und wußten

nicht,

nicht, was für einen Weg wir wählen sollten, weil wir weder den einen noch den andern kenneten. Wieder umzukehren schien nicht thunlich zu seyn, den rechten Weg aber konnten wir auch nicht finden. Wir hatten weder zu essen, noch sonst etwas, welches wir jedoch schon gewohnet waren. Die Sprache der Eingebohrnen verstunden wir ebenfalls nicht, und wusten auch nicht, wie wir mit ihnen umgehen sollten. Wir musten in dieser Noth gleichwohl zu etwas schreiten, da uns nicht nur der Hunger plagete, sondern auch die Furcht vor den wilden Thieren. Wir blieben einige Zeit voller Furcht und Hoffnung in Ungewißheit, und konnten zu keinem Schlusse kommen, bis das Geräusch der Bäume unsere Furcht wieder rege machte, und uns antrieb, den Berg hinauf zu steigen. Nachdem wir vier oder fünf Stunden geklettert hatten, kamen wir auf den Gipfel des Bergs. Rechterhand sahen wir die See, und die malabarische Küste; auf der andern Seite aber einen tiefen Abgrund voller Nebel. Wir höreten den Donner neben uns und unter uns brausen; und es war merkwürdig zu sehen, wie wunderbar sich die Werke GOttes in den Wirkungen dieser natürlichen Erscheinungen zeigeten. Auf der einen Seite des Gebirges, auf der Küste nach Coromandel zu, war ein vollkommener Winter, und wenn wir uns umkehreten, so sahen wir zu gleicher Zeit Regen, Sturm, Donner und Blitz. Auf der Seite der malabarischen Küste aber

sahen

sahen wir eine stille See, hellen Sonnenschein, und angenehmes Wetter, so, daß wir Sommer und Winter zu gleicher Zeit sahen, und in einer Zeit von vier und zwanzig Stunden aus einer Jahreszeit in die andere kommen konnten. Dieses muß vermuthlich von dem hohen Gebirge de la Gate herrühren.

Dieses Gebirge erstrecket sich von dem Cap Commeryn an, welches unter dem 7 Grade 10 Minuten nördlicher Breite liegt, bis unter dem 19 Grad bey dem englischen Hauptcontor Bombay vorbey, das in dem Reiche Indostan liegt. Es theilet die Küste Coromandel gänzlich von der malabarischen durch zwo verschiedene Gegenden in einem Landstriche von einander. Dieses ganze Gebirge ist oben als ein einziger Berg, doch dähnet es sich aus, und vereiniget sich mit einer Reihe von Bergen, die ungefähr hundert und sechzig Meilen lang ist.

Oben war es lustig und helles Wetter, unter uns aber zogen die Wolken; und als wir hinauf stiegen, war es, als wenn wir durch einen Nebel giengen, wodurch wir ganz naß wurden. Vor uns sahen wir Thäler, Flächen und andere Berge, die höher und niedriger sind, ehe man auf das rechte Gebirge de la Gate kömmt. Hier und da erblickten wir am Seestrande Dörfer und Häuser; wir wusten aber keinen Weg zu finden, um dahin zu kommen. Bald kamen wir an einen unzugänglichen Felsen, bald an einen Fluß, über welchen wir nicht kommen konnten, bald

aber

aber verloren wir uns in dem Gebüsche. Wir irreten also drey Tage herum, ohne daß wir einen Menschen oder eine Negerey erblickten: alles war wüst und betrübt anzusehen. Wir sahen hin und wieder die wilden Thiere durch das Gebüsch laufen, worüber wir bisweilen so erschracken, daß wir nicht wußten, wo wir uns für Furcht hinwenden sollten: kurz, wir hatten nicht die geringste Hoffnung, jemals aus dieser Wildniß wieder heraus zu kommen. Wir befanden uns wirklich in einem Zustande, wovon man nicht so leicht jemanden einen Begriff machen kann. Dieses ist etwas elendes und verzweifeltes für einen Fremden, der durch seine Erziehung und Lebensart gewöhnet ist, die Bequemlichkeiten des Lebens zu genüßen: kein Sterblicher kann sich eine Vorstellung davon machen, der dergleichen Elend nicht gefühlet hat. Die Armuth in unserem Vaterlande, besonders aber die ehrliche, ist für ein großmüthiges Herz etwas hartes: allein dasjenige, was wir meistentheils arm nennen, bestehet blos in dem äußerlichen Ansehen, und in dem, was unsere Sinnen rühret, wodurch wir zu Mitleiden beweget werden, weil wir selbst in einen solchen Zustand zu verfallen fürchten. Niemand braucht in unserem Lande für Hunger zu sterben, der Muth genug hat, seine Noth zu entdecken, und es herrscht in unsern Gegenden ein christliches Mitleiden, welches der Heiden ihres weit übertrifft. Wie viele habe ich nicht auf meinen Reisen auf öffentlichem Wege in

und überließ es seinem eigenen Urtheile, ob es nicht rathsamer wäre, daß wir fortgiengen. Ich tröstete ihn, so viel ich konnte, und vermahnete ihn, in GOttes Güte und Vorsehung sein Vertrauen zu setzen. Wir nahmen zärtlich Abschied von einander, und sagten uns ein ewiges Lebewohl. Wir höreten ihn noch lange winseln und erbärmlich schreyen, welches uns sehr zu Herzen gieng.

Wir waren nunmehro beyde von allen den Leuten noch allein übrig, welche die Seeräuber zu Madagascar ans Land gesetzet hatten. Was denen begegnet war, die von Mosambique mit den Mohren nach Indien gegangen waren, wußten wir nicht; doch haben wir nachgehends zu Batavia etwas von ihnen gehöret, welches ich an seinem Orte anführen werde.

Wir stiegen bis an den Abend diesen sehr hohen Berg hinauf, da wir uns aus Müdigkeit unter ein Büschgen niederlegten, um etwas auszuruhen: wir fielen aber unvermerkt in Schlaf, und wurden erst in der Nacht von der Kälte wieder aufgewecket. Ich betrachtete unterdessen, da mein Reisegefährte noch schlief, in der Einsamkeit den hellen Sternhimmel, und dachte bey mir selbst: Wie ungleich ist nicht diese Empfindung für mich, wenn ich sie mit der vergleiche, die ich in meinem Vaterlande davon habe! Gewiß, das Funkeln der Sterne dienet mir in dieser Einöde einiger massen zum Troste, und beweiset, wie GOttes Macht, Weisheit und Güte an allen Orten ist, und wie seine Vorsicht alles beherrschet. So entfernt wir

auch

auch jetzt von aller menschlichen Hülfe sind, so schenkest du uns doch, o grosser GOtt! deine Liebe, und ziehest meinen Geist durch diese Beschauungen von allen weltlichen Eitelkeiten ab; du zeigest mir heute, was der Mensch ist, der sich im Wohlstande alles zueignet, wenn er aber sich selbst überlassen ist, wie wir, seine Ohnmacht aus der Erfahrung erkennen lernet — Man muß bedenken, daß nichts auf unsere Macht und Weisheit ankömmt, sondern daß man GOtt in allen Stücken die Ehre geben muß. Ich betrachtete meinen Reisegefährten, und fühlete, wie angenehm der Mensch für den Menschen in einer betrübten Einsamkeit sey. Es ist ein Trost in der Noth, wenn man sieht, daß jemand an unserem Unglücke Antheil nimmt. Wäre man sich selbst überlassen, so würde man vielmals ohne Rath und Hoffnung seyn, und in Verzweiflung fallen: ist man aber in Gesellschaft, so muntert einer den andern auf. Es ist ein grosser Unterschied, ob man die Einsamkeit selbst sucht, und an einem Orte, wo man sich befindet, abgesondert leben will, wo man jedoch sogleich wieder Gesellschaft haben kann, wenn man die Einsamkeit überdrüßig ist; oder wenn man sich aus Noth gezwungen, in der Einsamkeit befindet, und weis, daß man sich selbst überlassen ist. Das Denken, welches unserer Natur so eigen ist, geht immer fort: allein es wird sogleich unterbrochen, sobald die Betrübniß in uns herrschet. In solchen Umständen werden die Gedanken ausserordentli-

dentlich verwirrt; die Lebensgeister werden nicht gehörig vertheilet, sondern stocken und werden scharf. Man verfällt in Schlaflosigkeit, und läuft Gefahr, im Kopfe verrückt zu werden. Dieses war ein Beweis für mich, daß der Mensch wirklich zur Gesellschaft gebohren ist, und niemals entdeckt man den Nutzen derselben mehr, als wenn man sie entbehren muß. Diese Gedanken setzte ich fort, bis mein Mitgeselle bey Anbruch des Tages wieder erwachte.

Wir fiengen hierauf wieder an zu klettern, bis wir oben auf den Berg gekommen waren. Hier sahen wir rund um uns herum Berge, und zur rechten Hand erblickten wir eine stille See; in den Thälern wurden wir kleine Dörfer und längst dem Strande hin Cocusbüsche gewahr; Menschen aber sahen wir nicht. Wir hielten fürs beste, dem Ufer des Meeres zu folgen, es war aber unmöglich, dahin zu kommen; wir suchten also auf der Landseite den Berg hinab zu kommen. Wir thaten dieses, und kreuzeten durch Sträuche und Gebüsche, bis wir endlich, nachdem wir einige Tage herumgeirret waren, an eine kleine Negerey kamen. Die Eingebohrnen, die vielleicht niemals eine solche Art ihrer Mitgeschöpfe gesehen hatten, sahen uns mit Verwunderung an: wir redeten sie in unserer natürlichen Sprache an, das ist, mit Gebärden; denn die Landessprache war uns gänzlich unbekannt. Wir wiesen mit den Händen auf den Mund und auf den Bauch, und gaben durch Zeichen und Kauen mit

dem

dem Munde zu verstehen, wo es fehlete, so daß einer von ihnen begriff, was wir verlangten. Er wieß uns, daß wir uns niedersetzen sollten, und daß er sogleich wiederkommen würde, welches auch kurz darauf in Begleitung seiner ganzen Familie geschah: Sie waren meist alle nackend, und die Weiber waren blos mit einem Stückgen Leinwand bedeckt: die Jungen und Mägdgen aber hatten nicht das geringste auf dem Leibe. Diese sahen uns alle aufmerksam an, und der gute Mann brachte jedem von uns ein Stückgen getrockneten Salzfisch so groß wie ein Daumen, nebst einer Wurzel, die sie Oeby nennen. Sie war in der Asche gebraten, und in dieser Gegend im Ueberfluße zu finden; sie sah einer großen, dicken rothen Rübe nicht ungleich. Alles dieses trug er auf einem Pisangblatte, und lief ohngefähr funfzig Schritte damit fort, bis er aus seinem Gehöfe war: er gab uns ein Zeichen, daß wir ihm folgen sollten, welches wir auch thaten. Diese Speise legte er hierauf auf die Erde nieder, und lief geschwinde wieder in seine Wohnung. Mein Reisegefährte wuste nicht, warum dieser einfältige Mann so viel Cerimonien und bey uns ungewöhnliche Dinge machte; ich half ihm aber aus dem Traume. Ich hatte ehemals gelesen, daß diese Völker ihrer Religion zufolge in viele Kasten oder besondere Geschlechter eingetheilet sind, und daß sich einer verunreiniget, und seine Kaste verliert, wenn er einen andern nur anrühret, oder sich unter sein Dach

begiebet; ja daß er so sehr verachtet wird, als einer, der bey uns die gröste Schandthat begeht. Sie nehmen sich daher sorgfältig in Acht, um nicht unrein und befleckt zu werden, und nachgehends in Verachtung zu verfallen.

Sie lassen keinen Fremdling oder einen andern, der nicht zu ihrer Kaste gehöret, in ihrem Hause übernachten, und leiden nicht, daß man ihre Töpfe und Trinkgefäße gebraucht. Geschieht es zufälliger Weise, so werfen sie diese Sachen sogleich weg, und halten sogar den Ort für unrein, wo man gesessen hat. Durch hundert Zufälle können sie ihre Kaste verlieren, und werden immer weniger geachtet. Doch alles dieses kann man ausführlicher bey dem **Baldeus** in seiner Beschreibung von **Malabar** und **Ceilon** nachlesen.

Nachdem wir gespeiset hatten, so brachte uns dieser gute Mann einen Topf Wasser zu trinken, und gab zu verstehen, daß wir beydes wegräumen sollten, damit er von uns nicht verunreiniget würde. Wir zeigeten hierauf auf die Sonne, und gaben so viel als möglich zu verstehen, daß er uns einen Weg nach dem Ufer weisen möchte, daß wir weiter aufwärts müßten, und daß wir daselbst Leute von unserer Nation antreffen würden. Ob er dieses verstund, weis ich nicht; doch gieng er voraus, und wir folgten ihm nach, bis er stehen blieb, und uns einen Weg zeigete, den wir gehen sollten. Dieser gieng an der Seite der Berge hin; und wir giengen dar-

auf

[illegible] fort, nachdem wir [illegible] hatten. Er [illegible] und gieng hierauf [illegible] Weg [illegible] Wir setzten diesen [illegible] bis er uns an [illegible] [illegible] von [illegible] [illegible]

[illegible]

Pfaffen, der uns in Portugiesischer Sprache anredete. Dieses war der erste, mit dem wir sprechen konnten; und nachdem wir seine Neugierde so gut als wir konnten, befriediget hatten, so führete er uns in seine kleine Kirche, und sagte, daß er ein armer Priester wäre, den man den Römischen Gewohnheiten nach dahin geschicket hätte, seine unterhabende Gemeine in dem christlichen Gottesdienste zu unterrichten. Dieses sind bekehrte Eingebohrne, von deren Geschenken eine solche Pfarre nebst dem Priester unterhalten werden muß. Der gute Pater versorgte uns mit einer guten Abendmahlzeit, und ließ uns bey einem von seinen Layen übernachten. Wir ruheten hier einige Tage aus, in welcher Zeit ich den Priester in dem Gebrauche der Globen, die er zufälliger Weise bekommen hatte, unterrichtete, wodurch ich ihn so sehr verpflichtete, daß er uns einen Eingebohrnen zum Wegweiser nach Barcelor mitgab. Dieses war das nächste Contor, welches die Holländer auf der Malabarischen Küste besitzen: es liegt unter dem 13. Grade 10 Minuten nördlicher Breite in dem Gebiete von Canara. Wir bedankten uns bey dem Pfaffen, und reiseten mit unserem neuen Geleitsmanne fort, der unsere schwachen und abgenutzten Körper durch sein Laufen auf eine harte Probe setzte. Des Abends brachte er uns gemeiniglich in eine Christenwohnung, wo wir unter dem Dache übernachten konnten, und ihrer gewöhnlichen Lebensart nach, mit Speise versorgt

sorgt wurden. Diese Speise bestund jederzeit in einer Schüssel mit Reiße, nebst Fischen und etwas Sambal. *) Dieses schmeckte uns so vortreflich, daß man es in Vergleichung der vorigen Mahlzeiten für leckerbißigen halten konnte.

Dieser Indianer führete uns durch verschiedene schöne Flecken, Dörfer und angenehme Gegenden. Des Morgens um drey Uhr machten wir uns auf den Weg, und giengen nach Gelegenheit bis acht oder neun Uhr fort: wir ruheten alsdenn aus, bis die größte Hitze vorüber war, und begaben uns nachgehends wieder auf den Weg, bis es dunkel wurde. Endlich kamen wir an einen Fluß, wo er uns an dem gegenseitigen Ufer die Loge der Compagnie zeigete.

Ich brauche meinen Lesern nicht zu sagen, wie mir bey Erblickung der holländischen Flagge zu Muthe war; und indem wir über diesen Fluß setzten, verwendete ich kein Auge von der Loge. Ich sah an dem Ufer einen Europäer mit einem rothen Wamms spätzieren gehen: bey diesem Anblicke erstaunete ich, weil es mir vorkam, als wenn es unser Mitgeselle wäre, den wir krank zurückgelassen hatten. Je näher wir an das Ufer kamen, desto wahrscheinlicher wurde mir diese Muthmaßung, bis ich endlich von der Wahrheit überzeuget wurde, da er uns bewillkommete. Ich konnte es kaum glauben, ob ich ihn gleich vor Augen sah, weil es mir ganz unmöglich vorkam.

*) Sambal sind verfaulte Krabben, die mit Salz und andern Dingen zubereitet sind.

kam. Als er unsere Neugierde bemerkete, so erzählete er uns, was ihm begegnet war.

Nachdem wir ihn verlassen, und er die ganze Nacht mit Schreyen und Winseln zugebracht hatte, ohne einen Menschen zu sehen, so trug sichs zu, daß ihn einige Eingebohrne, die auf die Jagd gegangen waren, zufälliger Weise höreten und fanden. Sie hatten Mitleiden mit ihm, nahmen ihn mit sich in ihr Dorf, und brachten ihn endlich an das Ufer, wo er mit einem innländischen Fahrzeuge nach Barcelor geführet wurde: und als sie auf dem Contore der Compagnie angekommen waren, so wurden sie für ihre Mühe und treuen Dienste von dem Director desselben reichlich belohnet.

Er war ganzer sechs Wochen eher angekommen als wir, da wir doch zuvor auf ewig von ihm Abschied genommen, und niemals gedacht hatten, solches auch nicht denken konnten, daß wir ihn jemals wiedersehen würden.

Wir wurden von dem Residenten ebenfalls wohl aufgenommen, und der Wegweiser für seine treuen Dienste belohnet. Nachdem wir einige Tage daselbst ausgeruhet hatten, so befanden die Befehlshaber für gut, uns mit einem innländischen Fahrzeuge auf das nächste Contor nach Cananor fortzuschaffen. Wir protestirten dawider, weil es wider die Befehle der Compagnie war, uns auf diese Art in Gefahr zu setzen, und den Malabarischen Seeräubern blos zu stellen. Wir sagten, daß wir Willens wären, uns so lange

daselbst

daselbst aufzuhalten, bis das Schiff welches sie von Surate erwarteten, ankäme, um damit nach Batavia zu segeln, welches für uns viel sicherer und mit weniger Gefahr verbunden wäre. Allein sie machten dabey viel Schwierigkeiten, und wendeten ein, daß das Schiff vielleicht nicht ankäme, und daß sie es alsdenn nicht verantworten könnten, uns so lange aufgehalten zu haben. Was sollten wir also thun? Wir konnten nicht anders als ihren Befehlen gehorsamen. Wir reiseten demnach, als wir noch einige Tage ausgeruhet hätten, mit einem innländischen Fahrzeuge ab, und nahmen einen innländischen mestischen Steuermann mit, welcher Anton van der Steen hieß. Er war von Batavia gebürtig, und hatte sich von einem Portugiesischen Capitain verführen lassen, der ihn nachgehends auf GOttes Gnade ans Land gesetzet hatte, um sein Glück weiter zu versuchen. Wir fanden ihn in Gesellschaft eines Spaniers, der nach Mangelor wollte: weil er aber etwas kränklich war, so musten wir ihn zurück lassen. Wie es diesem Spanier weiter ergangen ist, habe ich niemals gehöret.

Bisweilen dachte ich bey mir selbst, wie irret nicht der arme Mensch in dieser Welt herum, in der Hoffnung, ein besser Glück zu finden, da wir doch zum Unterhalte des Lebens so wenig nöthig haben! doch die Habsucht ist niemals zufrieden, und man opfert ihr Gesundheit, Freyheit, ja so gar das schätzbare Leben auf. Die

wilden Africaner und morgenländischen Völker lachen uns wegen dieser Thorheit vielmals aus, und fragen gemeiniglich, ob unser Land so arm und dürftig sey, daß es uns in die entlegensten Gegenden des Erdbodens zu gehen nöthige, und mit so vielen Gefahren unsere Kleidung und Nahrung zu suchen.

Siebentes Hauptstück.

Abreise von Barcelor mit einem inländischen Fahrzeuge nach Cananor. Auf der Höhe von Cambara werden wir von Seeräubern angegriffen, und springen aus unserem Fahrzeuge ans Land. Man verurtheilet uns zum Tode, und der Verfasser wird genöthiget, nackt nieder zu knien. Die Räuber und Strandvölker gerathen deswegen mit einander in Streit. Das Urtheil wird geändert, und man nöthiget sie im Angesichte der Raubschiffe wieder unter Segel zu gehen. Wir rudern mit grosser Gefahr zwischen den Raubschiffen hin, und kommen endlich nach Cananor.

Wir waren nunmehro unser drey, die bey der Compagnie in Diensten stunden, und bekamen außer dem Steuermanne noch

sechs

sechs Schwarze, welche rudern musten. Wir waren also in allen zehen Mann stark: und nachdem ich die Rechnung der Unkosten unterzeichnet hatte, so nahmen wir von dem Residenten Abschied, und begaben uns vor der Loge in das Fahrzeug, um unsere Reise nach Canenor anzutreten. Wir segelten bis gegen Abend mit dem Seewinde am Ufer hin, worauf wir das Fahrzeug auf den Strand setzten, um daselbst zu übernachten. Den Morgen darauf giengen wir wieder mit dem Landwinde unter Segel, und sahen ungefähr um 9. Uhr vier innländische Raubschiffe gerade auf uns los kommen. Als dieses unsere Ruderknechte sahen, so ruften sie aus: *Malabar, Malabar*, und gaben uns zu verstehen, daß es hier auf das Leben ankommen würde. Wir suchten ihnen zu entfliehen, und giengen auf den Wall los: allein sie waren in kurzem so nahe bey uns, daß wir ihnen nicht mehr entwischen konnten; daher wir das Fahrzeug augenblicklich auf den Strand laufen liessen, und in die See sprungen. Da sie dieses auf den Schiffen sahen, so sprungen sie ebenfalls in die See, schwammen ans Ufer, und verfolgeten uns mit dem Säbel in der Hand. Ein Theil davon lief nach dem Fahrzeuge zu, und besahen es: allein da sie nichts von sonderlichem Werthe fanden, so kamen sie alle, ungefähr vierzig bis funfzig Mann stark, und umringeten uns. Nachdem sie ein wenig mit einander gesprochen hatten, so kam einer, den ich für das Oberhaupt hielt, und geboth mir

mit

vorzeigen müsten: allein der Ausgang belehrte uns eines andern; denn es war ein Urlasbrief, wie man sogleich sehen wird.

Wir ruderten seewärts ein, und sahen wohl sechzehn von diesen Malabarischen Raubschiffen. In der guten Jahreszeit kreuzen sie beständig auf dieser Küste: mit dem Landwinde gehen sie südwärts ab, und des Mittags gehen sie mit dem Seewinde gemeiniglich nach Norden zu. Sie nehmen alles weg, was sie bezwingen können, und sind so verwegen, daß sie große Schiffe, ja so gar Compagnieschiffe angreiffen.

Diese Fahrzeuge sind ungefähr so groß als eine Schnaue, mit einem Segel wohl besegelt und durchgängig mit vierzig bis funfzig Mann besetzt. Jeder ist mit einem guten Säbel versehen. Vorne auf dem Vordercastel stehen zween Canonen von zwölf bis achtzehn Pfund. Wenn es still Wetter ist, so rudern sie eben so wie die Galeeren rund um die Schiffe herum: sie sind allezeit wie eine Flotte ausgebreitet, und segeln allemal in Gesellschaft. Man sagt, daß der Räuber Cange Angria, der sich bey Bombay aufhält, ihr Haupt sey. Sie haben verschiedne Raubnester, wo sie sich auf dieser Küste aufhalten, so wie die Türken zu Algier, Tripoli, Tunis und Sale. Es scheint, als wenn diese Völker das Seerauben für keine Dieberey hielten: ein jeder, sagen sie, hat ein Recht zur See, weil sie niemanden so wie das Land unterworfen ist. Dieses war auch die Ursache ihres

Streites

Streites gewesen. Wir waren nehmlich am Strande und nicht auf dem Wasser überwunden worden, und gehöreten folglich unter die Herrschaft des Landesherrn, auf dessen Grund wir geflüchtet waren. Wenn sie ein Schiff auf der See überrumpelt haben, so ist ihr Gebrauch, einen oder zween von den Gefangenen der See zu opfern, und ihr Fahrzeug mit dem Blute der Geschlachteten zu besprengen. Zu Calicere, einem Französischen Forte, welches auf der Südseite der Bay von Cananor liegt, thun sie es auf einer bey ihnen geheiligten Klippe, wie mir solches Herr Simons, der Befehlshaber zu Cananor erzählet hat. Diese Nachricht achte ich deswegen für nöthig, weil sie dem Leser in der Folge einiges erläutern wird.

Wir segelten beständig an dem Walle hin, damit wir, wenn es die Noth erforderte, wieder an den Strand laufen könnten, bis wir gegen Abend zu Dikolie der äußersten Gränze des Gebieths von Canara ankamen, wo wir uns aus Furcht, des Nachts von den Seeräubern überfallen zu werden, unter das Castel legten. Der Guverneur dieses Forts und dieser Gegend war ein Gentief, *) so wie auch alle, die unter seiner Bothmäßigkeit stehen. Dieses sind die Eingebohrnen des Landes, und führen gemeiniglich Krieg mit den Mohren, die sich so wohl hier als in ganz Osten der Seeküsten bemächtiget haben; und

*) Gentiefen sind Heyden.

und für das schlimmste Volk in der ganzen Welt gehalten werden können.

Der Guverneur ließ uns zu sich in das Fort kommen, und fragte die uns mitgegebenen Schwarzen, wer wir wären, und was uns die Seeräuber gethan hätten. Er schien deswegen verlegen zu seyn und Mitleiden mit uns zu haben. Er wollte uns zwar seine Wohlgewogenheit zu erkennen geben, er war es aber nicht im Stande, weil er mit seinen Nachbarn zu Lande Krieg führete, und uns also auf der See nicht schützen konnte. Wir blieben zween oder drey Tage daselbst, um zu sehen, ob es möglich wäre, den Seeräubern zu entkommen. Während dieser Zeit starb unser Reisegefährte der Portugisische Steuermann van der Steen: und da wir ihn am Lande nicht begraben durften, so warfen wir ihn in die See.

Der Guverneur begleitete uns mit seinem Gefolge bis an das Ufer, und gab uns einen Fischer zum Geleitsmann, und einen Sergeanten von dem Fort zu Hülfe mit.

Gegen Abend stachen wir in See, und ruderten bis gegen Mitternacht ganz sachte an dem Walle hin, da wir uns überall mit Fahrzeugen umgeben sahen. Wir suchten durch sie hinzurudern, allein sie waren auf ihrer Huth. Wir waren bereits so nahe unter den Fahrzeugen, daß uns das eine, vor welches wir gerade kamen, beynahe übersegelt hätte. Wir entgiengen diesesmal der Gefahr: und ob sie gleich beständig auf

uns

uns los schossen, daß die Kugeln bey uns vorbey sauseten, so ruderten wir doch die ganze Nacht fort, bis früh. Wir sahen alsdenn von weiten ein Canot mit gewaffneter Mannschaft auf uns zukommen, welches ohne Zweifel willens war uns zu entern; denn sie kamen so nahe an uns, daß ein Bord an den andern stieß: allein da sie sahen, daß wir diese beyden Eingebohrnen bey uns hätten, so mochte dieses vermuthlich Nachdenken bey ihnen erwecket haben; daher sie ganz sachte fortruderten. Unser Wegweiser setzte das Fahrzeug sogleich auf den Strand, und sprung mit den Sergeanten heraus, worinnen wir ihnen alle nachfolgeten. Wir sahen die Raubschiffe hier und da vertheilet vor Anker liegen, so daß es gar nicht möglich schien zu entkommen. Die beyden Eingebohrnen wollten wieder nach Dikolie umkehren, welches auch meine Reisegefährten zu thun willens waren, weil sie lieber am Lande bleiben, und bey dem Guverneur Dienste nehmen wollten, als sich ferner solchen Gefahren blos zu stellen. Es war auch wirklich ein verzweifelter Zustand; und man konnte nicht anders, als einen traurigen Ausgang erwarten, wenn wir es ferner wagen wollten.

Der Leser kann leicht sehen, daß wir uns in zwey Gefahren setzen musten, die einen Sterblichen am empfindlichsten sind: wir musten uns entschlüssen, entweder in die Sclaverey zu gehen, oder gewaltthätiger Weise das Leben zu verlieren. Man stelle sich den Holländischen Strand bey

Zantvoort vor, und uns in der Nothwendigkeit in die Maas einzulaufen. Man stelle sich ferner vor, daß dieser ganze Strand der Ort der Sclaverey sey, und daß überall Raubschiffe auf der See herumkreuzen, zwischen welchen wir durchrudern sollen. Dieses war just unser Fall; denn von diesem Orte, wo wir uns befanden, bis an das Cap Monte Delly liegt ein Strich Landes, der ungefähr acht bis neun Meilen lang ist, und den wir vorbeyfahren musten. Hätten wir nun das Unglück gehabt, daß uns die Räuber, zwischen welchen wir durch musten, genöthiget hätten, auf den Strand zu laufen, so waren wir bey diesen Landeseinwohnern Sclaven: *) wurden wir aber von den Raubschiffen genommen, so musten wir das Leben verlieren. Eines von beyden schien uns ganz unvermeidlich zu seyn; denn sie kreuzen beständig hin und her längst der Küste hin, und lassen das Land niemals aus den Augen. Wir hätten uns dieser Gefahr gar nicht blos stellen sollen: allein was unternimmt man nicht, wenn man sich in Umständen befindet, die so beschaffen sind, wie die unsrigen waren.

Wir blieben hier noch zween oder drey Tage liegen, in der Hoffnung, daß sie entweder besser nach Norden, oder weiter nach Süden gehen würden: allein wir fanden uns hierinnen betrogen.

*) Kurz zuvor war daselbst eine Chalouppe mit Holländern überrumpelt worden, denen man viel Schmach und Elend anthat, um desto mehr Ranzion von ihnen zu bekommen.

betrogen. Was war nunmehro zu thun? Die Furcht giebt selten guten Rath. Ueber Land war es eben so gefährlich als zur See. Endlich, nachdem wir alles mit einander bedacht und überlegt hatten, so überließen mir meine Reisegefährten die Sache, und sagten, daß sie mitgehen wollten, wenn ich es zu wagen Lust hätte. Mein Entschluß war also, auf die hohe See zu gehen, und den Wall zu verlassen, um über die Schiffe zu kommen, die sich jederzeit bemühen, das Ufer im Gesichte zu behalten. Ich war ferner willens, über ihnen bis auf die Höhe von Cap Monte Delly fortzusegeln, und alsdenn sogleich auf Cananor loszugehen, wenn es uns gelingen wollte.

Nachdem sie dieses für gut befunden hatten, so versahen wir uns mit Wasser und etwas Pisangs, welches alle unsere Lebensmittel waren. Wir stachen mit diesem geringen Vorrathe gegen dem Mittag, da sich der Land- und Seewind verändert, in die See, und überließen uns ganz ruhig der göttlichen Vorsicht.

Wir ruderten beständig fort; die See war stille, und der Seewind blieb außen, (ein Vorfall, der sich, so viel ich gehöret habe, in der guten Mousson niemals ereignet hat) daher die Schiffe keine Segel aufsetzen konnten. Einige von ihnen fiengen an, ihre Ruder ebenfalls zu gebrauchen, andere aber schossen auf uns. Dieses gieng so fort, bis gegen den Abend, da die Landluft an zu wehen fieng. Wir zogen unser

Segel auf, und segelten noch seewärts ein. Den Morgen darauf befanden wir uns auf der hohen See; und sahen weder Land noch Schiffe mehr. Wir ruderten hierauf südwärts ab. Die Sonne war mein Compas. Wir hatten selbigen Tag einen schwachen Wind und segelten, wie ich vermuthete, mit dem Walle gleich.

Unsern Schwarzen, die wir bey uns hatten, war es sehr Angst, weil sie nicht wusten, was wir vorhatten. Unser Vorrath wurde sehr spärlich angewendet, und das Wasser war auch beynahe alle; daher wir diesen und den folgenden Tag nicht viel zum besten hatten.

Nachdem wir drey Tage auf der See herumgeschwärmet hatten, so entdeckten wir gegen Abend Cap Monte Delly: ungefehr um Mitternacht erreichten wir es, und um drey Uhr landeten wir in der Bay von Cananor an. Dieses Cap Monte Delly ist ein langes hervorragendes Vorgebirge, unter dem 11. Grade 52 Minuten nördlicher Breite. Gleich über dieser Ecke längst dem Lande hin liegt das Castel in der Bay von Cananor, wo die Holländer ihr Contor und eine Garnison haben. Gerade gegen über an der Südseite der Bay liegt das französische Contor Calicere, welches zu meiner Zeit mit den Eingebohrnen Krieg hatte. Das Castel haben die Portugiesen von Felsensteinen erbauet; an dem Landthore, das aus dem Felsen gehauen ist, hat es einen Graben; an der Seeseite liegt ein Wasserpaß und Hornwerk, welches die ganze

Bay

Bay beschießen und den Schiffen das Einlaufen verwehren kann. Es kann blos von der Landseite angegriffen werden, wovon ich in der Folge ausführlicher handeln will. Unsere Schwarzen waren hier bekannt, und ruderten unter das holländische Fort, von welchem die Schildwacht Wer da? rufte. Wir antworteten ihr: und da sie hörete, daß wir Holländer waren, so erstaunete sie, und gieng sogleich, dem Befehlshaber Nachricht davon zu geben, welcher verordnete, daß wir so lange bey den Strandwächtern bleiben sollten, bis das Fort aufgemacht würde. Wir waren von Wachen müde, von Kälte erstarret, und hatten einen ausgehungerten Magen, so, daß uns gutes Futter und ein warmer Stall wohl zu passe gekommen seyn würde: allein wir konnten wegen der Dunkelheit keinen Strandwächter finden, und sahen uns genöthiget, uns so lange am Ufer still zu halten, bis die Reveille geschlagen wurde, da uns der Zweyte in das Fort zu dem Befehlshaber, dem Herrn Daniel Simons führete, der uns liebreich empfieng.

Nachdem wir ihm unsere ausgestandene Zufälle, seitdem wir von dem Vorgebirge der guten Hoffnung abgegangen, bis wir hier angekommen waren, erzählet hatten, so zeigete ich ihm die mitgegebene Ole, die er durch seinen Dollmetscher übersetzen ließ. Dieser Paß enthielt unser Todesurtheil, welches das erste Raubschiff, dem wir ihn gezeiget hätten, würde vollzogen haben.

Nachdem wir einige Zeit daselbst ausgeruhet hatten, so warteten wir auf die Ankunft der Chalouppe,*) welches noch einige Wochen währete. Der Befehlshaber unterstund sich nicht, uns über Land, oder wie die Residenten von Barcelor mit einem innländischen Fahrzeuge fortzuschicken, weil wir gleicher Gefahr ausgesetzet gewesen wären. Als die Chalouppe angekommen war, so begaben wir uns darauf, und reiseten damit an das Hauptcontor Cochin.

Lage und Beschaffenheit von Cananor.

Cananor liegt ungefähr funfzehn bis sechzehn Meilen von **Mangelor** nach Süden zu. **Franciscus d' Almaide**, der erste Unterkönig der Portugiesen, legte daselbst mit Erlaubniß des Königs die erste Festung an, welche die Holländer im Jahre 1663. den Portugiesen abgenommen, und bis dato noch in Besitz haben. Die Festung liegt an der Nordseite der Bay, und hat an der äußersten Spitze des Landes einen Wasserpaß, der mit schwerem Geschütz versehen ist, wodurch allen Schiffen das Einlaufen verwehret werden kann. Das Fort ist aus dem Felsen

*) Diese Chalouppe wird von dem Hauptcontor Cochin jährlich ein oder zweymal hierher und an andere Untercontore geschickt, um die eingehandelten Waaren abzuholen, und die verlangten Nothwendigkeiten zu bringen.

Felsen gehauen, auf der Landseite mit Bollwerken versehen, und durch einen Graben von der Klippe abgesondert, so, daß es für eine der stärksten Festungen, die in Indien sind, gehalten werden kann. Für die Eingebohrnen ist sie völlig unüberwindlich, sie ist verschiedenemal von ihnen belagert worden, da sie mit den Portugiesen Krieg geführet haben, und die schwerste Belagerung ist unter dem Schloßvoigte Lorenz Britto vorgefallen. Zu der Zeit haben sie sich gegen ein Lager von 50000 Mann gewehret, und den Feind genöthiget, nach einem starken Verluste die Belagerung aufzuheben und wieder abzuziehen.

Die Stadt ist zwar groß, allein sie ist von den vielfältigen Kriegen ganz verwüstet worden, daher sie sich gar nicht mehr ähnlich sieht. Ehemals war daselbst eine starke Seefahrt, und ein großer Handel, der sich durch ganz Osten erstreckte. Doch kann er gegenwärtig in Vergleichung des vorigen nur gering genennet werden.





Achtes Hauptstück.

Reise von Cananor nach Calicut. Unhöfliche Aufnahme des ersten Committirten daselbst. Kurze Beschreibung der Lage dieser Oerter. Reise nach Cochin. Anmerkungen über die Stadt und das Land. Reise von Cochin mit dem Schiffe Tienhoven nach Batavia. Vorstellung bey dem General, wo der Verfasser von neuen bey der edlen Compagnie in Dienst genommen wird.

Wir reiseten von **Cananor** nach **Calicut**, welches die Hauptstadt und der Sitz des großen **Samorins** ist, dessen weitläuftiges Gebiethe der ganzen Malabarischen Küste ehemals Gesetze vorschrieb. Allein jetzt macht der Fluß **Bergera** gegen Norden die Gränzscheidung zwischen **Cananor** und **Calicut**; und gegen Süden gränzet es an **Krangenor**, welches der erste Platz ist, den die Portugiesen ehemals in Indien entdeckten; doch wollen wir uns nicht aufhalten, dasjenige nachzuschreiben, was **Baldeus**, **Schouten**, **Nieuhof**, und andere mehr bereits weitläuftig beschrieben haben, daher wir den wißbegierigen Leser dahin verweisen.

Nach-



Nachdem wir uns auf der Rhede vor Calicut vor Anker geleget hatten, so begab ich mich mit dem Befehlshaber Sterkenburg an den Wall, zu dem Committirten der Compagnie, um den eingekauften Pfeffer und Cardamum von ihnen in Empfang zu nehmen. Der erste Commissarius sah mich für einen beraubten Matrosen an, ob ich gleich die Oberstelle neben dem Befehlshaber einnahm. Er bewillkommete diesen sehr höflich, mich aber ließ er stehen, als ob ich nicht dazu gehörete. Er sah mich mit Verachtung an, und fragte den andern, was er für eine Canaille bey sich hätte, den er noch die Oberstelle einräumete. *) Der Befehlshaber eröffnete ihm, wer ich wäre, und weswegen ich hier ans Land getreten wäre, worauf er die Sprache veränderte, und mich näher zu kommen nöthigte. Ich bedankte mich dafür, und gieng fort, um die Französische Loge zu besehen.

Welchen Unterschied macht das Kleid nicht, dachte ich bey mir selber, und wie sehr wird die Armuth gehasset! Die Dürftigen werden in der ganzen Christenwelt verachtet, wo es doch am wenigsten geschehen sollte. Blos das Kleid wird geehret, und nicht der Mann, ohne daß man untersuchet, wie, und durch was für Zufälle jemand in einen elenden Zustand gerathen ist. Man verurtheilet ihn ohne Gründe, und bedenket

 nicht,

*) Man muß wissen, daß man daselbst eben so stark auf die rechte Hand sieht, als hier zu Lande.

nicht, daß ein Seemann und Reisender solchen Zufällen täglich ausgesetzet ist. Doch das Glück ist veränderlich, und dieser gestrenge Herr erfuhr es kurz darauf. Nach meiner Abreise wurde er Resident zu Barcelor: weil aber ganz unerwartet ein Commissarius daselbst ankam, der das Contor untersuchete, und die Casse nicht richtig befand, so wurde er von seinem Amte abgesetzet, und gefangen nach Batavia geführet, wo man ihn dem Justitzrathe übergab. Nachdem er einige Monate als ein Criminalgefangener daselbst gesessen hatte, so wurde er gegen Caution wieder losgelassen. Während seines Processes kam ich ebenfalls nach Batavia, wo es sich ungefähr zutrug, daß er vor meiner Wohnung vorbeygieng, wo ich mit einer Gesellschaft saß. Ich rufte ihn, und ersuchte ihn, sich niederzusetzen, und an unserer Gesellschaft Antheil zu nehmen, welches er sich sehr wohl gefallen ließ. Ich fragte ihn hierauf, wie gewöhnlich, womit er bedient seyn wollte, worauf er mich eine Weile ansah, mich aber wegen der Veränderung der Kleider und der Umstände nicht erkennete, bis er mich endlich fragte, wer ich wäre, und hinzusetzete, daß er nicht die Ehre hätte, mich zu kennen. Ich antwortete ihm ganz kaltsinnig darauf: Dieses machet das Aeusserliche: ich bin derjenige Mann, mein Herr, den Sie, da sie noch zu Calicut Committirter waren, in Gegenwart des Befehlshabers Sterkenburg so unwürdig begegneten, als wenn ich keiner menschlichen Aufnahme werth gewesen wäre, da Sie

mich

mich doch nicht einmal kenneten. Allein, da Sie jetzt aus der Erfahrung sehen, wie schmerzlich ein solches Bezeigen einem ehrlichen Manne seyn müsse, der wider sein Verschulden in einen solchen Zustand gerathen ist, so können Sie leicht selbst urtheilen, wie unangenehm mir ihre Aufnahme war. Dieser gute Mann schwieg still und gieng ganz langsam fort, ohne daß ich ihn jemals wieder gesehen habe.

Ich habe es nicht für unnöthig gehalten, diesen Vorfall hier beyzufügen, weil er vielleicht lehrreich seyn kann. Man sieht deutlich daraus, daß dasjenige, was einem andern begegnet, einem selbst begegnen könne, und daß man niemals zu viel auf sein Glück, Weisheit und Gewalt bauen müsse. Wer sein Glück gemacht hat, der denke, daß er es auch wieder verlieren kann.

Wir musten einige Tage warten, ehe wir die gesammlete Cardamum und den Pfeffer in Empfang nehmen konnten. Ich besahe unterdessen diesen so berühmten Handelsplatz von ganz Indien, und die Hauptstadt des grossen Samorins genau: allein ich befand, daß sie meistentheils verfallen war, und daß der Hof noch das einzige war, welches gesehen zu werden verdienete. Die übrigen Häuser waren gemein und schlecht, und die Straßen enge, kothig, und übel anzusehen. Vor Zeiten trieb diese Stadt einen grossen Handel mit allen Indianischen Waaren, besonders aber mit Edelsteinen und Specereyen: allein gegenwärtig ist er so schlecht, daß ausser der Cardamum,

In der Regenzeit kann man gar nicht darauf fahren. Die Stadt und das umliegende Land ist niedrig und morastig, welches eine ungesunde Luft verursachet: das Wasser in der Stadt ist brack, und ebenfalls schädlich, daher sich die Leute genöthiget sehen, solches weiter oben aus dem Flusse zu holen; und seitdem sie dieses gethan haben, ist das Volk viel gesünder geblieben. Man findet hier einige Menschen, die einen erschrecklich dicken und großen Fuß haben, beynahe wie ein Elephantenfuß. Dieser Zufall wird für unheilbar gehalten, und man glaubete ehemals, daß er von dem Wasser herrühre. Man findet daselbst einen Ueberfluß von allerhand Fischen und Fleische: es ist ein angenehmes Land, das mit Flüssen und Canälen durchschnitten ist, welche die darinnen liegenden bepflanzten Inselgen wässern.

Die Stadt hat vortreffliche und schöne Häuser, die stark und hoch sind; die meisten davon sind von den Portugiesen erbauet worden; besonders aber die, welche an dem Ufer des Flusses stehen. Diese Häuser haben auch Gärten, welche mit hohen Mauern versehen sind.

Ehemals war die Stadt viel größer als gegenwärtig; denn die Holländer haben die meisten Kirchen und Klöster abgebrochen. Gegenwärtig ist nur eine, worinnen Gottesdienst gehalten wird. Ein großer Theil von der alten Stadt ist an der Landseite abgeschnitten, und man sieht daselbst eine Fläche.

Die

Die Stadt hat schöne starke Bollwerke; die Wälle sind mit Bäumen bepflanzet, und in solchem Zustande, daß sie den Feinden widerstehen können. Der einzige Fehler ist, daß kein Wasser durch die Stadt fließt. Sie ist länger als breit.

Die Lebensart zu Cochin ist eben so beschaffen, wie auf den meisten auswärtigen Contoren; doch ist sie etwas freyer, weil in einer Stadt gemeiniglich mehr Leute bey einander wohnen, als in einer Loge. Man kann die Gesellschaft mehr wählen, und allemal seines gleichen aufsuchen, folglich ist der Umgang so eingeschränkt nicht. Der Commandant ist unstreitig der Vornehmste, und alles muß sich nach seinem Willen richten, welcher sein Gesetz ist. Er hat überall seine Spione, die ihm von allem heimlich Nachricht geben, was unter den verschiedenen Classen von Einwohnern vorgehet; und unglücklich ist derjenige, der in seine Ungnade fällt. Er genüßt von eines jeden Gewinnste, bis zu den geringsten Freyheiten, die von seiner Gunst abhängen, einen allgemeinen Vortheil. Der Capitain George Taylor, den ich weiter vorn angeführet habe, hat mir selbst gesagt, daß er damals, da sein Schiff auf dieser Rhede lag, mit allem Nöthigen von dem Walle wäre versehen worden; daß er selbst in dem vornehmsten Wirthshause der Stadt logiret hätte, und zugegen gewesen wäre, da seine Leute ein englisches Schiff verfolget, und es genöthiget hätten, auf den Strand zu laufen; ingleichen daß er über dreyßig tausend Ducatons

daselbst

daselbst angeleget hätte. Ich fragte ihn, wo der Commandant damals gewesen wäre, worauf er mir antwortete, daß er zu seinem Vergnügen eine kleine Lustreise gethan hätte. Doch dergleichen Gelegenheiten fallen nicht alle Tage vor, daß ein so reicher Seeräuber auf die Rhede kömmt. Ich fand einen verstellten Umgang daselbst, daher man vorsichtig mit den Leuten umgehen, und gegen jedermann mißtrauisch seyn muß.

Die Soldaten, Corporals nebst den andern nehmen durchgängig eine schwarze Köchin, die ihnen das Essen zubereiten muß. Sie machen auch gemeiniglich gar bald Bettgemeinschaft, wie man aus der Menge mestischer Kinder sehen kann, die sich daselbst befinden. Die Mädgen oder so genannten Nonngen sind die schönsten in ganz Indien: ihre reizende Kleidung, welche Herr **Valentyn** in seiner Beschreibung von Indien für allzu unkeusch hält, nebst ihren natürlichen Annehmlichkeiten reizet viele Holländer, sie zu heyrathen; und alsdenn sind sie auch an das Land gebunden. Sie sind durchgängig lustig, hoffärtig, trotzig auf ihre Schönheit, wohllüstig, falsch und faul, so daß die Reue gemeiniglich auf die Heyrath erfolget. Zu meiner Zeit war nur eine einzige holländische Frau in Cochin; die übrigen waren Castizen, Mestizen und Eingebohrne des Landes. Es ist etwas besonders, wenn man auf der ganzen malabarischen Küste ein holländisches Frauenzimmer sieht. Unter

den

den Verheiratheten herrschet die Eifersucht nicht wenig; und dieses nicht ohne Ursache, denn sie wissen, daß es verschiedenes Fleisch giebt. Diese Castaters halten die Gesellschaft in ihren Häusern: die freyen Personen hingegen im Theehause, wo man einen Kessel voll von diesem Getränke für eine Kleinigkeit bekömmt. Die Gemeinen findet man in den Schachereyen und Trinkhäusern: sie suchen sich die Zeit durch ein Gespräch oder durch ein Spiel zu verkürzen. Nur wenige sind im Stande, ihr Glück daselbst zu machen. Am Tage muß ein jeder seinen Dienst wahrnehmen. Wir werden in der Folge Gelegenheit bekommen, von der Lebensart auf den auswärtigen Contoren etwas ausführlicher zu handeln, und sie umständlicher zu beschreiben.

Bey meiner Ankunft zu Cochin both mir der Befehlshaber Sterkenburg seinen Tisch und seine Wohnung an, bis ein Schiff ankäme, mich weiter nach Batavia zu bringen; welches ich auch mit Dank annahm. Er verreisete kurz hierauf nach Ceilon, und ich bemerkete, so bald er fort war, daß ich das Haus alleine inne hatte, und daß seine mestischen Frauenzimmer unterdessen zu ihren Freunden gegangen waren; so weit gehet hier die äußerliche Erbarkeit. Eine alte Schwarze brachte mir zu gehöriger Zeit Essen und Thee. Diese Alte fragte ich nach verschiedenen Dingen, und unter andern auch, warum man mich alleine im Hause ließe: worauf sie mir antwortete, daß dieses aus Ehrbar-

keit geschähe, und daß ihre Tochter das Morgen so lange zu ihrer Schwester gegangen wäre, bis ihr Mann wieder nach Hause käme. Doch ich merkete wohl, daß man nicht so viel auf die Ehrbarkeit hielt, als man vorgab. Wer einen ausführlichen Bericht davon verlanget, den verweisen wir zu den Reisen, welche Linschoten, Schouten und Baldeus herausgegeben haben.

Bis hieher habe ich dem Leser eine Reihe von Unglücksfällen und kümmerlichen Umständen vorgestellt, in so ferne ich von den Lesern Aufmerksamkeit dazu habe fordern können. Ich bin ungern langweilig, und ich habe während der Beschreibung meiner besondern Zufälle vielmals nach dem Ende verlanget. Es ist mit den meisten Unglücksfällen so: sie drücken zwar, indem man sie leidet; allein die Gefahren und die traurigen Folgen derselben können sich so stark vermehren, daß sie der Mensch zur Zeit des Leidens nicht so sehr empfindet, als wenn er sie überstanden hat, und aufmerksam daran denket.

Ich bin nunmehro bis zu der so lange gewünschten Fahrt von Cochin nach Batavia gekommen. Als sich der Tag zum Absegeln näherte, so bekam ich nebst dem Buchhalter Turin Befehl, mit dem Persienfahrer nach Batavia zu gehen. Ich nahm, wie es die Gewohnheit erforderte, von dem Herrn Commandeur, dem Zweyten und andern guten Bekannten Abschied, und gieng mit meinem halb betrunkenen Reisegefährten nach der Tonie, welches ein innlän-

inländisches Fahrzeug ist, um an Bord zu fahren. Ich hatte weiter nichts, als einen schwarzen cattunen Rock mit überzogenen Knöpfen, einen alten Hut, und etwas weiße Wäsche. Wir kamen an Bord, allein es war niemand an dem Valreep, ob es gleich meine Qualität erforderte. Der Bootsmann sah einmal über Bord, und sagte: **da kriegen wir einen artigen Kerl an Bord.** Als ich hinauf war, so zeigete ich dem Obersteuermann meinen Befehl, worauf er ihn ansahe und sagte, daß es gut wäre, und daß ich meine Bagage übergeben sollte. Ich antwortete ihm hierauf, daß ich mich nicht viel um Bagage bekümmerte, sondern solche gemeiniglich an dem Orte ließe, wo ich abreisete. Er versetzte hierauf wieder, daß es die Leute von den auswärtigen Comtoren meistentheils so machten. Doch die Menschen reden vielmals aus Unwissenheit oder aus Vorurtheilen etwas, welches auch diesem Obersteuermann wiederfuhr, weil er gesehen hatte, daß der Buchhalter Turin trunken war, und sich in des Constabels Kammer begeben hatte, um auszuschlafen. Ich gieng hierauf zu dem Schiffer, und sagte ihm, daß ich zu der Extratafel nichts bezahlen könnte, sondern mich mit dem behelfen müste, was die Compagnie gut thäte. Er ersuchte mich meinem Range nach mit den Schiffsfreunden zu speisen, welches sehr höflich war: allein es ist ebenfalls hart für einen Mann, der auf Ehre hält, solches als eine Gnade anzunehmen. Sie bothen mir zwar bis-

weilen ein Glas Bitterwein an, allein ich bedankte mich vielmals, und nahm mir vor, das Geld werth zu halten, wenn ich einmal welches verdienen würde. Wir kamen den zehnten Julii ohne merkliche Verhinderung auf der Rhede von **Batavia** an. Den folgenden Tag wurde mir von dem Schiffer angedeutet, daß ich an den Wall gehen, und mich bey den edlen Herren im Castel präsentiren müste. Dieses that ich sogleich in meiner Montirung, worinne ich beynahe wie ein verlaufener Krankenwärter aussah. Ich hatte nemlich einen schwarzen leinenen Oberrock mit hölzernen Knöpfen, einen alten abgenutzten Hut, und ein paar zerrissene Schuhe an. Ueber dieses war das ganze Gesicht gelb und aufgeblasen; denn ich hatte durch das viele Herumziehen die Wassersucht bekommen. In diesem Aufzuge erschien ich vor dem edlen Herrn **Zwaardekroon**, der mich ganz trotzig fragte, was ich zu sagen hätte. Ich gab mich zu erkennen, worauf er wieder zu mir sagte, daß ich nach Mittage in die Versammlung kommen sollte.

Ich muß hier meine Leser erinnern, wie ich bey meiner Abreise von Rio de la Goa sagte, daß ich von dem Befehlshaber Michel verlangte, mir zu befehlen, die Seeräuber hinaus zu lootsen, damit ich mich einmal verantworten könnte, wie jetzt der Fall vorkam. Da Michel sahe, daß wir nicht wieder zum Vorscheine kamen, so dachte er, daß niemals jemand von den mitgegangenen

nen Leuten wieder kommen würde. Um sich nun bey dem Hauptcontore auf dem Cap zu verantworten, so hatte er nicht geschrieben, daß er mir solches befohlen hätte, sondern er hatte gesagt, wie mir solches in der Folge wahrscheinlich wurde, daß ich in ihre Dienste übergegangen, und bey ihnen geblieben seyn müste. Hierinnen bin ich noch mehr verstärket worden, als ich von dem Constabel und dem Zimmermanne, die beyde von Surate nach Batavia kamen, hörete, daß man sie zu Surate darum befraget, und daß sie gezeuget hätten, daß man mir die Seeräuber hinauszulootsen befohlen hätte. Eben so hatte man sie auf dem Cape befragt, wie sie mir solches zu Batavia mündlich erzähleten.

Als ich in die Versammlung kam, so fragte mich der edle Herr sehr scharf, ob man mich gezwungen oder ersuchet oder commandiret hätte, zu den Seeräubern überzugehen. Ich antwortete hierauf, daß solches auf Befehl des Oberhauptes geschehen wäre, und führete dabey die erwähnten Zeugen an. Der edle Herr war damit zufrieden; und nachdem er mich um alles sehr genau befraget hatte, so erzählete ich kürzlich alle meine Zufälle, worüber die ganze Versammlung in Erstaunen gerieth. Der edle Herr zog die Schultern und sagte dabey: **Wie ist es möglich, daß ein Mensch so viel ausstehen kann.** Er forderte hierauf meine Bittschrift, und befahl mir abzutreten. Kurz hernach wurde ich wieder hineingerufen, und mein Suchen

wurde mir bewilliget, daß ich nemlich von neuen in den Dienst der edlen Compagnie angenommen werden sollte, doch ohne Erhöhung des Gehaltes. Einige Zeit hernach gab mir der Secretair, Wouter Hendriks meine Acte, worinnen ich zum Aßistenten mit einem Gehalte von zwanzig Gulden des Monats auf fünf Jahr ernennet wurde.

Meiner Meynung nach war es eine sehr schlechte Vergeltung für so viele Unglücksfälle und ausgestandene Gefahren, die ich als ein getreuer Diener der Compagnie gelitten hatte. Denn daß ich auf den Seeräuber gegangen war, geschah nicht nur auf Befehl des Oberhaupts, sondern auch zum Vortheile der Compagnie. Erstlich, daß sie uns weiter keinen Schaden zufügten; zweytens, daß sie uns den Hocker versprachen, um wieder damit an das Fort zu kommen, und über dieses noch fünf Ballen Leinwand hergaben. Für alles dieses habe ich mein Leben und meine Freyheit gewaget, daher ich allerdings, welches auch sonst gewöhnlich ist, eine Erhöhung im Gehalte erwartet hätte. Ich hatte bereits auf dem Cape, da ich im Jahre 1720 als Landmesser und Landchartenmacher angenommen worden war, zwanzig Gulden des Monats bekommen; und diese Qualität war über dieses noch besser als die gegenwärtige, da ich zum Aßistenten ernennet worden war. Was meine rückständige Besoldung betraf, so habe ich verschiedenemal so wohl den edlen Herrn den Director, als

auch

auch die andern Mitglieder des Raths mündlich darum ersuchet, und gezeiget, daß sie mir wirklich zukäme, weil ich zum Landvolke gehörete, welches, wie der Bericht von dem Oberhaupte des Salvocontors zeigete, seine Besoldung immer fort bekommen hatte, daher man mir die meinige ebenfalls nicht absprechen könnte. Ferner führete ich an, daß, obschon das Contor Rio de la Goa von den Seeräubern überrumpelt worden, selbiges dennoch bey ihrem Abzuge dem Oberhaupte Johann Michel wieder übergeben worden wäre; der es auch im Besitz behalten hätte. Endlich führete ich noch an, daß ich nicht freywillig, sondern auf Befehl des Oberhauptes und zum Vortheile der edlen Compagnie die Seeräuber wieder hinausgelootset hätte, wofür sie erwähnte fünf Ballen Leinwand dem Landvolke als ein Aequivalent gegeben, auch versprochen hätten, den Hocker, wenn sie auf die hohe See gekommen, und die Masten herausgenommen, mit uns zurückzuschicken; daß ich, ob ich gleich kein Seemann wäre, mein Leben und meine Freyheit für die edle Compagnie gewaget hätte, daher mir die rückständige Besoldung eben so wohl zukäme, als dem Landvolke, welches da geblieben wäre. Auf alles dieses wurde mir geantwortet, daß die edlen Herren darüber nicht disponiren könnten, sondern daß ich solches in dem Vaterlande bey den Herren Bewindhebberh suchen müste. Ich war also höflich abgewiesen; und was sollte ich dabey thun? Mit wenigern in das Vaterland

zurück zu gehen als ich ausgefahren war, welches doch auch nicht viel betragen hatte, hielt ich nicht vor rathsam; folglich war es am besten, zufrieden zu seyn. Aeußerlich hatte die ganze batavische Welt Mitleiden mit mir, und ich wurde von vielen beklaget: jedoch stund mir niemand bey, außer der Secretair. So geht es durchgehends in der ersten Hitze des Mitleidens, die mehr aus einer weibischen Schwachheit, als aus einer wahren Grosmuth herrühret. Eine rechtschaffene Seele wird gerühret, wenn andere in Noth sind, und der Pflicht der Natur nach, so gleich zum Mitleiden bewogen.



Neuntes

Neuntes Hauptstück.

Der Verfasser wird von dem Generaldirector auf das Contor der Generalvisite gesetzt. Er überleget, wie er seinen Unterhalt vermehren und sein Glück machen könne. Nach einigen Monaten wird er auf dem Contor zu Rio de la Goa mit einem monatlichen Gehalte von vierzig Gulden zum Zweyten ernennet; doch gehet die Sache wieder zurück. Er liest Lection in der Mathematick. Seine drey Reisegefährten, die ihn zu Mosambique verlassen haben, kommen mit dem Suratischen Schiffe nach Batavia, erzählen, was ihnen begegnet ist; und gehen in das Vaterland zurück. Der Verfasser wird gebrauchet, gewisse Rechnungen nachzusehen, und endlich zum Zweyten nach Ligor ernennet.

Nach einigen Tagen wurde ich von dem Herrn Generaldirector auf das Contor der Generalvisite genommen, wo die indianischen Handelsbücher der auswärtigen Contore nachgesehen werden, um darauf Dienste zu thun. Auf diesem Contore habe ich einige Jahre gearbeitet; allein da ich von meinem Kostgelde unmöglich leben und auch keine Besoldung aufnehmen konnte, ehe meine Schuldrechnung nicht ab-

gethan war, was uns auf den auswärtigen Contoren von den daselbst befindlichen Residenten vorgeschossen worden war, die ganze Zeit über auch, da ich herumgezogen war, keine Besoldung bezahlet würde, so muste ich noch etwas warten, ehe ich wieder Geld aufnehmen konnte.

In diesem Zustande mußte ich ein Mittel ausfündig machen, wie ich mich erhalten wollte: ich untersuchte demnach, wozu ich am besten geschickt wäre. Die Rolle eines Batavischen Bürgerkaufmanns zu spielen stund mir nicht an, und ich hätte auch kein Geld dazu: und wenn auch hierzu noch Rath geworden wäre, indem die meisten mit wenigen anfangen, so kam dieses doch mit meiner Denkungsart ganz und gar nicht überein. Man kann daselbst ganz ruhig die Rolle eines Christenjuden spielen, welches die Seefahrer und die, welche auf den auswärtigen Contoren sind, am besten aus der Erfahrung wissen. Diese jüdischen Gesinnungen werden diesen Leuten so eigen als die Rauhigkeit einem rechtschaffenen Matrosen; und dieses war mir zuwider. Ich hätte noch einen andern Weg finden können, wenn ich, wie man zu sagen pflegt, Cour hätte machen wollen: allein hierzu gehöret eine Gemüthsart, wie des Alcibiades seine. Man muß sich in alle Gelegenheiten zu schicken wissen, und alle Eigenschaften eines Hofmannes haben: dieses konnte ich nicht, folglich konnte ich nichts bessers ausfündig machen, und das auch mit meiner Neigung am meisten übereinkam, als ein

Collegium über die Mathematik aufzurichten. Ich hatte sie in meiner Jugend gelernet, und hatte mich auch in meinem Vaterlande damit beschäfftiget: allein da hier ebenfalls nicht viel Reichthum damit zu gewinnen war, so blieb am Ende des Jahres wenig übrig. Die Nothwendigkeiten nahmen mit dem Gewinnste zu; und dieser war, wie in den meisten Dingen, die man selbst treiben muß, zu sehr eingeschränkt, um so viel übrig zu behalten, als zum Unterhalte im Alter erfordert wird. Doch ich mußte mit dem Ruder rudern, welches ich hatte, und lebte der Hoffnung, daß mich das Glück auch einmal suchen würde. Ich dachte, es ist immer viel gewonnen, wenn man mich einmal mit der Zeit vor unentbehrlich hält, und mir da eine Beförderung giebt, wo ich gewesen bin. Zween von meinen Schülern, deren Väter Räthe von Indien waren, und die ich zu ihrer Zufriedenheit unterrichtet hatte, bestärketen mich in dieser Hoffnung, weil mir ihre Väter versprachen, daß sie mir mit der Zeit behülflich seyn wollten. Doch dieses blieb immer Hoffnung, denn diese Herren starben zu frühzeitig, und also blieb der Weg zu meinem Glücke immer verschlossen.

Bisweilen schien es, als wollte mich ein Glücksstrahl bescheinen: allein sogleich stieg wieder eine finstre Wolke auf, um es zu verhindern, wovon folgendes zu einer Probe dienen kann. Noch bey Lebzeiten erwähnter Herren kamen die Sachen von Rio de la Goa aufs Bret: es muste

ein

ein Oberhaupt und ein Zweyter auf diesen Contor ernennet werden. Zum Oberhaupte wählete man den Unterkaufmann **Matthias Brouwer**, und ich wurde zum Unterkaufmanne und zum Zweyten dieses Contors mit einem Gehalte von vierzig Gulden des Monats ernennet. Diese angenehme Zeitung brachte mir ein Hellebardirer von dem Generale auf das unerwarteste. Den Morgen darauf verfügte ich mich der Gewohnheit nach auf den Saal, um mich bey dem edeln Herrn zu bedanken. Ich fand daselbst auch den Herrn Brouwer, der mir zu meiner Beförderung Glück wünschete, welches ich bey ihm ebenfalls nicht versäumete. Wir bedankten uns beyde bey dem edeln Herrn, wie auch bey den übrigen Herren der hohen Regierung für diese uns erwiesene Gunst. Alle die uns begegneten, wünscheten uns ebenfalls Glück. Ich für meine Person konnte mir noch gar nicht vorstellen, daß es wahr wäre; denn außer dem daß ich niemals darum angehalten hatte, so war auch dieser Platz sehr schwer zu bekommen. Ich machte mir dahero keine allzugroße Rechnung darauf, weil ich nicht gewohnt war, so glücklich zu seyn.

Herr Brouwer machte sich reisefertig, verkaufte sein Haus, ließ Kisten und Kasten packen, und alles übrige anschaffen, was ein ansehnlicher Mann bey einer solchen Gelegenheit nöthig hat. Bisweilen fragte er mich, wie es stünde, ob meine Sachen parat wären, daß wir in kurzen an Bord gehen müßten, und viele andere Dinge,

die

die großen Leuten gemein sind. Um nur mein Ansehen als Zwenter gehörig zu behaupten, so antwortete ich ihm, daß ich völlig bereit wäre, wenn wir auch morgen an Bord müsten. Ich war auch wirklich bereit, denn meine ganze Bagage konnte ein schwarzer Junge forttragen, daher mir dieses gar keine Schwierigkeit verursachte. Es fehlte mir blos an dem Nöthigen, als Taback, Pfeifen, Getränke u. s. w. auf die Reise bis an das Cap, und von da nach Rio de la Goa: allein ich dachte, wenn es so weit kömmt, so wird sichs schon schicken.

Wir waren also, wie gesagt, parat, und erwarteten nur Befehl, zu Schiffe zu gehen, als sich bey der Ankunft des Schiffs Elisabeth ein Gerücht verbreitete, daß der Schiffer Jan de Koning, im Vaterlande zum Oberhaupte von Rio de la Goa ernennet worden wäre. Dieses Gerücht kam vor den edeln Herrn de Haan, unter dessen Regierung dieses vorfiel; worauf er uns beyde zu sich fordern ließ. Wir wusten nicht, was dieses zu bedeuten hatte: allein es klärete sich gar bald auf. Als wir vor dem edeln Herrn erschienen, so sagte er uns, daß ein Gerücht gienge, daß man im Vaterlande, über diese Stellen disponiret hätte, daher sie für gut befunden, die Sache bis auf nähere Nachricht im vorigen Zustande zu lassen. Als dieses Herr Brouwer hörete, so verstummete er, und wurde wie ein Kind; die Thränen liefen ihm über die Wangen, und er versicherte den edlen Herrn,

daß

holländischen Loge daselbst hatte sie freundlich auf-
genommen, und mit dem nöthigen Unterhalte ver-
sehen, bis das Schiff von da nach Batavia zurück
gieng, mit welchem sie auch daselbst ankamen. Sie
hatten ebenfalls vor den edlen Herren erscheinen
müssen; und nachdem sie der General um alles
genau befraget hatte, so waren sie in ihren vori-
gen Qualitäten von neuem in den Dienst der
edlen Compagnie angenommen worden.

Die Freude war auf beyden Seiten sehr
groß, als wir einander zu Batavia wieder sahen.
Wer hätte dieses denken sollen, da der eine nach
Osten, der andere nach Westen gieng, in unbe-
kannten Ländern und Wüsteneyen herumzog, so
vielen Gefahren ohne Hülfe und Beystand
ausgesetzet, und sich völlig selbst überlassen war,
gleichwohl trafen wir einander endlich an dem
gewünschten Orte an. So lange sie da blieben,
erzeigete ich ihnen alle Hülfe und Freundschaft,
indem ich sie dann und wann tractirete; beson-
ders aber den Constabel, der uns die Zeit über,
da wir bey den Seeräubern bleiben musten, des-
gleichen auch auf der Insel Madagascar
große und treue Dienste erwiesen hat. Er war
von seiner Kindheit an unter den Engländern
gewesen, daher ihm ihre Sprache eben so geläu-
fig war, als die holländische; ja er sprach sie so
gar noch besser. Er war ein erfahrner See-
mann, in allen Gefahren unerschrocken, und wäre
werth gewesen, befördert zu werden. Der Ca-
pitain Taylor hatte ihn bereits einmal auf der
Küste

Küste von Guinea genommen, daher er seine Geschicklichkeit kennete, und ihn vielmals mit Anbiethung großer Geschenke ersuchte, zu ihm überzugehen; welches er jedoch jederzeit großmüthig abschlug, und bis auf Mosambique bey uns blieb. Wir sprachen vielmals von unsern ausgestandenen Unglücksfällen. Er, nebst dem Zimmermanne und dem andern wunderten sich über meinen Zustand, der ihnen ganz ansehnlich vorkam: allein in der That war er so vortreflich nicht, als es äußerlich schien. Ein kleiner Umstand hätte meine Blöße und mein Unvermögen entdecken können; doch die Welt läßt sich mehrentheils durch den Schein hintergehen.

Wir waren nicht lange mit einander umgegangen, als die Zeit wieder herbey kam, daß wir von einander scheiden musten. Sie giengen mit dem ersten Retourschiffe in das Vaterland zurück, wo sie auch ganz gesund ankamen. Kurz darauf hatten sie von neuen Dienste genommen, und kamen wieder nach Batavia; doch war der Zimmermann gestorben, ehe er an die Straße Sunda gekommen war. Der Constabel kam wieder zu mir, und erzählete mir, daß er im Vaterlande um seine rückständige Besoldung angehalten, aber weiter nichts bekommen, als daß man ihn sogleich zum Untersteuermann gemacht hätte. Eigentlich hatte er auch kein Recht zu der rückständigen Besoldung, weil er zu dem Hocker gehörete, mit welchem er aus dem Vaterlande an das Cap, und von da nach Rio de la

Goa gesegelt, nachgehends aber bey den Servidern geblieben war. Wie lange nun eigentlich seine und der übrigen Besoldung bezahlet werden müste, muß aus den Capischen Büchern entschieden werden.

Der Constabel that noch ein paar Fahrten, worauf er starb. Eben so gieng es auch mit dem dritten Reisegefährten; und ich wuste nicht, ob noch ein einziger von allen denen am Leben war, die man zu dieser Unternehmung gebraucht hatte. Der Segelmacher war bey den Türken in der Gefangenschaft, und ein Matrose zog im Lande herum, ohne daß ich damals weiter etwas von ihm hörete: doch kann ich meinen Lesern unterdessen melden, daß ich bey meiner Zurückreise mit dem Matrosen auf dem Cap gesprochen habe; weil er aber ein rauher Mensch war, so konnte ich wenig von ihm erfahren. Der Segelmacher war damals ebenfalls an dem Cap; allein ich hörete es erst, da ich bereits auf dem Schiffe war, und bey einem guten Winde die Anker gelichtet wurden; ich hatte also zu meinem größten Leidwesen keine Gelegenheit, mit ihm zu sprechen.

Um aber wieder auf meinen Aufenthalt zu Batavia zu kommen, so trug sichs zu, daß zwischen dem Herrn Lanius, welcher die Güter in der Stadt öffentlich verkauft, und seinem Aßistenten Lambert de Roo ein Streit vorfiel. Der erste verlangte von dem letzten, laut einer gehaltenen Abrechnung 35000. Reichsthaler, woraus niemand ohne

ohne einen besondern Unterricht von dem Herrn Lanius kommen konnte! Dieser Aßistent war als ein ehrlicher Mann bekannt, und ein jeder hatte Mitleiden mit ihm, daher auch verschiedene von seinen Freunden für die ganze Summe Bürge wurden. Allein, da weder dieser Aßistent noch seine Bürgen ohne eine Erläuterung des Herrn Lanius aus dieser Abrechnung kommen konnten, so wurde mir nebst dem Herrn Peter d' Espar und Joost Arnold Gravius aufgetragen, in dem Hause eines Notarius die Verkaufsrolle und die Bücher nachzusehen, die gehaltene Abrechnung gegen das Quittungsbuch zu halten, und hiervon einen schriftlichen Entwurf zu machen. Unterdessen, da die Abrechnung mit dem Cassenbuche confrontiret, und verschiedene Fehler zum Vortheile des Aßistenten entdecket wurden, so befand man vor gut, allen fernern Proceduren durch einen gütlichen Vergleich zuvor zu kommen. Es wurde demnach ein gerichtlicher Termin angesetzet, und nachdem wir lange genug mit einander gestritten hatten, so waren wir noch bis auf tausend Thaler von einander. Allein hierzu wollte sich Herr Lanius nicht verstehen; daher wir unverrichteter Sache wieder von einander giengen. Die Sache kam endlich zum Processe, und unterdessen starb Gravius, da denn die Sache blieb wie zuvor, bis ich im Jahre 1730. von den edlen Herren zum Zweyten auf das Contor Ligor ganz unerwartet ernennet wurde. Dieses kam mir

ganz wunderlich vor, weil ich gar nicht darum angehalten hatte, und auch nicht begreifen konnte, wer mich den edlen Herren empfohlen hatte. Noch mehr verwunderte ich mich, als ich den Morgen darauf gewöhnlicher maßen zu dem edlen Herrn Durven, der damals General war, kam, um mich bey ihm zu bedanken, und er zu mir sagte: Ich wuste nicht, daß Ihr der Mann wäret; Wir hatten was anders mit Euch vor, wenn einmal die Landmesserbedienung ledig seyn würde: da aber der Schluß einmal gefasset ist, so mag es seyn.

Ich ließ mir es stark merken, daß ich mit dieser Commißion gern verschonet gewesen wäre: allein, hier muß man gehorchen. Nach der Zeit habe ich manchmal nachgedacht, daß die Vorsehung meine Umstände so eingerichtet hat, daß just diese Reise der Grund zu dem Glücke war, welches ich in der Folge noch machte.

Bey der nächsten Versammlung übergab ich meine Bittschrift, worinnen ich um eine Erhöhung in der Qualität und im Gehalte anhielt, weil meine fünfjährige Verbindung lange zu Ende war. Man bewilligte meine Bitte, und ernennete mich zum Buchhalter, mit einem Gehalte von dreyßig Gulden des Monats unter einer Verbindung von drey Jahren.

Ich war nunmehro bereits eilf Jahr in Indien gewesen, und hatte diese Zeit über viele Veränderungen erfahren, gleichwohl war ich so zu sagen noch eben der Mann, der ich bey meiner

ner Abreise von dem Cape gewesen war; außer daß ich jetzt eine schöne Büchersammlung und ein ganz gutes Auskommen hatte. Allein, dieses war es auch alles, und ich konnte ohne große Mühe an einen andern Ort ziehen. Wegen rückständiger Rechnungen brauchte ich nicht in Sorgen zu seyn, auch durfte ich keinen Schaden an Kaufmannsgütern fürchten: ich brauchte keine Bevollmächtigten zu bestellen, oder andere Sorgen zu haben, die von einem großen Vermögen unzertrennlich sind. Außer meinen Büchern hatte ich nichts, und konnte also ganz leichte an einen andern Ort gehen. Ich kam hierdurch aus meiner ganzen Verfassung, und verlohr alle Hoffnung, jemals wieder in so gute Umstände zu gerathen: hier war ich bekannt und hatte meine guten Freunde, und überdieses auch noch Hoffnung befördert zu werden. Alles dieses fiel auf einmal weg, und ich wuste nicht, wie es mir ins künftige gehen würde.

Was den Proceß anlanget, so ist dem Herrn Peter d'Espar kurz nach meiner Abreise die Untersuchung ebenfalls abgenommen worden, und man hat andern die Sache übergeben. Der Proceß hat lange gewähret, und endlich, nachdem ich bereits in dem Vaterlande war, ist er, wie man mir gesagt hat, zum Vortheil des Klägers entschieden worden. Der Beklagte war gestorben, und außer Stande zu bezahlen, daher die Bürgen solches gut zu thun angehalten wor-

den sind; ich aber habe für meine Arbeit niemals das geringste bekommen.

Lage von Batavia, nebst einigen besondern Anmerkungen davon.

Ehe ich die Hauptstadt Batavia verlasse, und meine Commißion zu Ligor antrete, so muß ich, meiner einmal angenommenen Ordnung zufolge, den Lesern eine kurze Beschreibung von der Stadt und ihrer Lage mittheilen. Allein da dieses bereits Nieuwhof in seiner See- und Landreise ausführlich gethan, auch Tavernier und de Graaf besonders über das Leben der Holländer daselbst umständliche Anmerkungen gemacht haben, so will ich die Leser damit nicht aufhalten, sondern nur kürzlich sagen, daß es die schönste Stadt ist, die ich in ganz Indien gesehen habe. Außer der Stadt sind schöne Aussichten, Gärten, Lusthäuser und angenehme Spaziergänge; besonders aber ist der neue Weg, der von Jakkatra nach dem Fort Ankee geht, zu merken; ingleichen Nordwyck und andere umliegende Oerter.

Das Innere der Stadt ist nicht weniger schön. Der große Fluß Roemalakka und die Tigers Gragt sind die vornehmsten. Man findet daselbst vortrefliche Häuser und Palläste, die alle regulair und nach der neuen Bauart gebauet sind, so, daß es einem vorkömmt, als gienge man zu Amsterdam auf der Herren- und Kaisers-Gragt spatzieren. Dieses ist ein deutlicher

cher Beweis, daß diejenigen, welche sie erbauet, gute Zeit gehabt, und die gegenwärtigen Bewohner ihr Glück ebenfalls immer noch besser zu machen gewust haben, als ich. Man findet Häuser, die des Monats funfzig, sechzig und achtzig Reichsthaler Miethe einbringen.

Die Lebensart daselbst ist durchgängig lustiger, gastfreyer und gemeinschaftlicher als in Europa: überall hält man für seine Freunde und Bekannte offene Tafel, und die Tractamente geben denen in Holland nichts nach. Wer Vermögen hat und solches anwenden will, kann daselbst alles bekommen, was zum Nutzen und zum Vergnügen des Lebens dienet. Man lebt viel reichlicher, weil der Gewinnst und der Vortheil größer ist als an andern Orten. Die Freundschaft wird daselbst ebenfalls aufrichtiger unterhalten, weil man mehr an einander verbunden ist: und dieses rühret nicht allein daher, daß man sich gern zu seiner eigenen Nation hält, sondern auch weil man sich außer seinem Vaterlande befindet, und eine genaue Subordination beobachten muß, so, daß immer einer von dem andern abhängt, und der Geringere dem Vornehmern mit Ehrerbiethung begegnen muß. Ein jeder sucht also in der Gunst seines Vorgesetzten zu bleiben, und opfert die Bequemlichkeit seinem Glücke auf. Ferner sucht ein jeder seines Gleichen, und man kann sehr vergnügt leben, wenn man sich nüchtern hält, und seinen Dienst gut abwartet, worauf man daselbst mehr als in irgend einem Lande

von der Welt sieht. Die meisten müssen daselbst sowohl wie in Europa durch Fleiß und durch einen unermüdeten Eifer eine Beförderung zu erlangen suchen. Unter hunderten, die sich durch ihre eigene Geschicklichkeit empor schwingen müssen, ist manchmal nicht ein einziger, dem es glückt. Wie viele sterben nicht unterweges? Wie lange muß man sich nicht im Lande aufhalten, ehe man einmal bekannt wird, wenn man keine Freunde hat? Wie viele kommen nicht im Lande durch Krankheit und Mangel um, und was leidet man nicht am Leibe und am Geiste von der großen Hitze, von der ungewohnten Luft, von dem Wasser? u. s. w.

Ehe man nun alles dieses überwindet, so vergehen wenigstens zehn, zwölf und mehr Jahre; und wenn man ja alsdenn befördert wird, so ist man schon abgenutzt und zu verdrüßlich, so viel Vermögen zu sammeln, als erfordert wird, seine übrige Lebenszeit in Holland ruhig zubringen zu können. Es macht in Holland ein großes Aufsehen, wenn sich auf einer ganzen Flotte ein paar Leute befinden, die ein mehr als gewöhnliches Vermögen haben; selten findet man ihrer fünf und zwanzig. Anfangs scheint die Sache groß zu seyn, allein es geht gemeiniglich damit, wie mit einem großen Haufen grüner Waare, die sehr zusammenfällt, wenn sie gekocht wird. Es geht gar viel ab, ehe man sagen kann: das ist meine. Wenn man sich in Indien was sammeln will, so muß Zeit und Glück zusammen kommen,

men, oder man muß große Freunde haben; außer dem ist, außer der Kost, nichts zu erhalten. So viel ist jedoch gewiß, daß man sich solche leichter verschaffen kann, wenn man aufmerksam ist; zumal wenn man einige Geschicklichkeiten besitzet; denn dergleichen Leute findet man daselbst so überflüßig nicht.

Den Tag vor meiner Abreise nach Ligor gieng ich von ungefähr durch das Rotterdammische Thor, wo mich die daselbst stehende Schildwacht grüssete. Ich sah mich um, und befand, daß es ein Soldat war, den ich zu Rio de la Goa gelassen hatte. Er hieß Jan Speck und war ein Utrechter von Geburt. Ich fragte ihn, wie er nach Batavia gekommen wäre, worauf er mir erzählete, daß das Oberhaupt Jan van de Capelle mit seinen Leuten, die in des Capitain Manisse Land geflohen waren, und wovon er ebenfalls einer war, nach der Abreise der Seeräuber von dem Fort wieder Besitz genommen hätte. Dieser begegnete dem Volke, ihrer Meynung nach etwas zu hart, daher die Mißvergnügten eine Zusammenverschwörung machten, sich des Forts zu einer gewissen bestimmten Zeit zu bemächtigen, und den van de Capelle mit seinen Freunden zu ermorden. Dieses wurde entdeckt, und man verbreitete sogleich ein Gerücht, daß in der Bay la Goa ein Schiff angekommen wäre. Der Befehlshaber schickte sogleich vier bis fünf Mann von den vornehmsten Rädelsführern an die rothe Ecke, um zu sehen, ob ein Schiff

in der Bay läge. Unterdessen, da sie da waren, ließ er einige, einen nach dem andern in sichere Verwahrung bringen; denn niemand dachte, daß Capelle etwas davon erfahren hätte. Er befragte sie; und nachdem er von der Wahrheit überzeuget war, so gab er Befehl, daß die Ausgeschickten, wenn sie wieder zurück kämen, selbst bey ihm Bericht abstatten sollten, welches auch geschah; und auf diese Art kamen sie alle in Arrest. Nach geschehener Untersuchung ließ er die Rädelsführer rädern, andere henken, und die übrigen mit einer geringern Strafe belegen. Diejenigen, welche noch nicht entdeckt waren, fürchteten sich, oder waren seines Betragens wegen misvergnügt, daher zwey und zwanzig Mann aus dem Dienste liefen, und Tag und Nacht durch Wälder und Wüsteneyen eileten, bis sie außer Gefahr zu seyn glaubeten, von des Capelle Volk eingeholet zu werden.

Hier stunden sie an dem dürren Ufer: sie sahen nichts, als See und sandige Flächen, und wusten nicht, wo sie sich hinwenden sollten. Wieder umzukehren war nicht rathsam für sie: sie giengen also auf gutes Glück an der Küste hin, und hoffeten irgendwo Negereyen und Menschen zu finden, die ihnen einen Weg zeigeten. Allein hierinnen fanden sie sich betrogen, und zogen viele Wochen lang an dieser Küste durch betrübte und einsame Wüsteneyen, ohne einen einzigen Menschen zu sehen. Sie musten sowohl von der Hitze des Tages, als von der Kälte der Nacht überaus

viel

viel leiden. Ihre Nahrungen waren Straus-eyer, Staudengewächse, Fische und Muscheln, die sie an dem Strande zwischen den Klippen fanden. Es währete nicht lange, so wurden viele durch dieses elende Leben krank, und waren nicht mehr im Stande, die Reise fortzusetzen; andere fielen in Ohnmacht; und einige musten aus Müdigkeit und Schwachheit liegen bleiben. Die meisten waren also wegen Hunger und Krankheit zurückgeblieben, wo sie auf eine elende Art gestorben, oder von den wilden Thieren zerrissen worden sind. Nachdem sie also einige Monate herumgeirret waren, so sind ihrer fünf Personen als welche noch übrig geblieben waren, auf ein Portugiesisches Contor, welches, seiner Sage nach, dichte bey Mosambique liegen sollte, angekommen. Ich konnte es kaum glauben, daß Menschen von ihrer Art eine so weite und gefährliche Reise, die beynahe 400. Meilen betrug, durch ungebahnte Wüsteneyen hatten thun können. Dieses war ein Weg, den vermuthlich niemals ein Sterblicher gereiset war, und sie hatten blos auf die Nachricht des schwarzen Dollmetschers ihr Leben gewagt.

Sie wurden von den Portugiesen wohl aufgenommen: und nachdem sie einige Zeit daselbst ausgeruhet hatten, so giengen sie mit einem Portugiesischen Fahrzeuge nach dem Hauptcontor Mosambique. Von da stachen sie mit einem englischen Schiffgen nach der Malabarischen Küste über, und kamen endlich nach langem Her-

umirren

umirren auf ein Holländisches Contor, wo sie sich als Compagniediener angaben, die in erwähnter Unternehmung zu Rio de la Goa von den Seeräubern überrumpelt worden, und aus Furcht weiter ins Land geflüchtet wären, um der Wuth und Grausamkeit der Räuber zu entgehen; worauf sie für rathsam befunden hätten, weiter hinauf nach Moſambique zu den Portugiesen zu gehen.

Der Leser beliebe sich zu erinnern, daß sie diesen Platz von unserem Dollmetscher, der Philipp hieß, hatten nennen hören. Er war ein weggelaufener Sclave von den Portugiesen, der sich ehemals zu Moſambique aufgehalten hatte, und hier zu Rio de la Goa, wie ich bereits gesagt habe, von seinem Schiffe weggelaufen war. Er hatte sich unter die Eingebohrnen begeben, und war daselbst so lange geblieben, bis er sich bey unserer Ankunft bekannt machte, da ihn der Herr van Taak als Dollmetscher in den Dienst der edlen Compagnie annahm. Ich glaube ganz gewiß, daß sie auf dessen ungegründetes Vorgeben von der Lage und von der Entfernung von Mosambique diese Reise unternommen haben. So viel ich mich erinnere, so sind nur zwey oder drey Mann übrig geblieben, die zu Batavia angekommen, und auf ihr Vorgeben wieder in Dienste genommen worden sind.

Ich wunderte mich sehr, ihn daselbst zu sehen, und war überaus begierig, ihn näher zu sprechen, und mich nach allem genauer zu erkundigen: allein

allein, die Zeit meiner Abreise war zu nahe, als daß ich eine nähere Nachricht von ihm hätte einziehen können, weil ich den Tag darauf an Bord muste. Seit der Zeit habe ich niemals mehr etwas von ihm gehöret, und ich hätte wohl gewünschet, die besondern Umstände das Land von Monomotapa betreffend, besonders aber die eigentliche Lage der Portugiesischen Plätze, die man bey keinem Schriftsteller antrift, zu entdecken.

Ich habe nicht vor unnöthig gehalten, dieses im Vorbeygehen mit anzuführen. Man sieht aus der beschriebenen Lebensart die eitle Einbildung der Holländer, von denen viele glauben, daß man das Geld zu Batavia nur zusammen scharren und ein faules und gemächliches Leben führen könne. Ich kehre nunmehro zu meiner Reise von Batavia wieder zurück, und gehe meinem Befehle zu Folge auf das Schiff, auf welchem Barent Dingemann Booms Schiffer war, und mit demselben nach Ligor als den für mich bestimmten Ort.

Zehntes

Zehntes Hauptstück.

Abreise nach Ligor. Ankunft daselbst, und was mit dem dasigen Residenten vorgefallen. Anmerkungen über die Lebensart auf den auswärtigen Contoren. Der Resident stirbt, und der Verfasser folgt ihm in seiner Würde. Die Zeit seiner Verbindung geht zu Ende, und er hält um seinen Abschied an. Anmerkungen über die Stadt Ligor. Abreise nach dem Hauptcontor Siam. Beschreibung von Siam. Er geht von da wieder nach Batavia, wo er um Erlaubniß bittet, mit der ersten abgehenden Flotte in das Vaterland zurück zu kehren. Art und Beschaffenheit der Indianer überhaupt. Der Verfasser fährt endlich als Unterkaufmann und Secretair von der Flotte auf dem Schiffe Hillegom nach Hause.

Wir reiseten im Junio mit dem Strome und guten Winde die Straße Banca hinab, giengen hierauf auf die Maleyische Küste los, und kamen ganz glücklich bis unter die Ecke von Patana, wo es einige Tage währete, ehe wir drüber kommen konnten.

Als wir bey dieser Ecke vorbey waren, hatten wir einen erwünschten Wind, und lauter gut Wetter,

ter, bis wir nach einer Reise von ungefähr drey Wochen auf der Rhede von Ligor die Anker fallen liessen. Wir wurden noch selbigen Tag in der Loge unserer Compagnie von dem Herrn Residenten empfangen. Allein sobald der Befehlshaber aus dem Briefe der edlen Compagnie seine Entlassung mit abgeschriebener Besoldung ersahe, so wurde er überaus bestürzt. Diese Bestürzung wurde noch viel grösser, als der Zweyte, sein Todfeind, an seine Stelle kam, so daß hier einerley Sache bey dem einem Freude, und bey dem andern Betrübniß erweckte. Ich für meine Person war ganz gleichgültig dabey.

Das Schiff blieb reichlich fünf Wochen auf der Rhede liegen, um die Ladung einzunehmen; und man war auf dem Contore täglich beschäftiget, das eingesammelte Zinn einzuschiffen. Die Residenten ließen das Zinn schmelzen, und brachten ihre Bücher in Ordnung: die Schiffsfreunde aber machten sich unterdessen lustig. Fiel dabey was zu handeln vor, so nahmen sie solches ebenfalls mit; denn der Gewinn ist das Ziel, worauf ihr ganzes Augenmerk gerichtet ist.

Diejenigen, welche in Indien gewesen sind, und die Lebensart auf den auswärtigen Contoren kennen, wissen auch, wie es da zugehet: allein, da die meisten, die dieses lesen werden, Indien niemals gesehen haben, so will ich zu ihrer Befriedigung von dieser Lebensart überhaupt einen Abriß machen.

Alle

Alle auswärtige Contore stehen entweder unter ihrem Hauptcontore, oder müssen so, wie diese, bey dem Generalcontor zu Batavia jährlich Rechnung ablegen.

Jedes Contor muß seine eignen Handelsbücher halten, und die eingekauften Güter mit den jährlich ankommenden Schiffen an seinem Hauptcontor, unter welchem es steht, abschicken. Durch diese wird der ganze Handel der edlen Compagnie in ganz Indien getrieben.

Ein solches Haupt, es mag nun einen Character haben, welchen es wolle, stellet an seinem Orte die Compagnie vor; und aus diesem Grunde geben sie ihrem Thun und Lassen das Ansehn, daß sie das Wohl und den Vortheil der Compagnie beobachten. Nachdem nun ihre Gewalt groß ist, so ist auch die äußerliche Pracht groß, und es geht an einigen Oertern recht fürstlich zu; zumal wenn die Engländer, Franzosen und andere Nationen ebenfalls ihre Contore da haben, wie zu Surate, in Persien, Bengalen, und an vielen andern Oertern. Jeder sucht alsdenn den Ruhm seiner Nation vor andern zu behaupten; und sie sind auch aus Staatsgründen dazu verpflichtet. Die geringern Contore folgen hierinnen den grössern nach; just so, wie es die gemeinen Leute mit den Moden machen. Die Oberbefehlshaber lassen gegen ihre Mit- und Unterbedienten ihre ganze Gewalt sehen: und ob sie gleich davon Rechenschaft geben müssen, so macht doch die weite Entfernung und die Unabhängigkeit, worinnen

innen sie sich befinden, so lange sie da sind, daß sie sich wenig darum bekümmern. Ihr Wille muß andern ein Gesetz seyn: und wer sich demselben nicht unterwirft, der befördert sein eigenes Unglück. Nachdem das Haupt ist, so sind auch die Glieder. Ich will jedoch dieses nur überhaupt von den auswärtigen Contoren angeführet haben, und nunmehro etwas näher von dem sprechen, was mich die Erfahrung selbst gelehret hat.

Auf dem Hauptcontor Ligor befindet sich ein Unterkaufmann als Hauptresident; ein Aßistent oder Buchhalter ist sein Zweyter; noch ein Aßistent, der einen Schreiber abgiebt, und ein Untermeister. Diese machen, außer den Gemeinen, die Haushaltung dieses Contors aus. Der Resident hat keinen andern Umgang als diesen; denn mit dem gemeinen Volke kann keine qualificirte Person ohne Kränkung ihres Ansehens umgehen, und Gemeinschaft halten.

Das Hauptcontor, unter welchen dieses steht, ist zu Siam. Jährlich kömmt ein Schiff von Batavia an, um das eingesammelte Zinn, worinnen hier der Handel besteht, abzuholen; worauf es an das Hauptcontor segelt, um die fernere Ladung einzunehmen, und sie alsdenn an das Contor zu Batavia zu bringen, als welches der Hauptplatz von ganz Indien ist.

Dieses Oberhaupt stellet hier im Kleinen vor, was die Befehlshaber auf den großen Contoren sind. Nachdem nun ein solcher Mann gesinnet ist, großmüthig, herrschsüchtig, eigen-

nützig u. s. w. so lebt man friedlich oder unfriedlich mit ihm. Ist er geitzig, welchen Fehler viele haben, so reißt er alles mit Recht und Unrecht an sich, so wie diesem Oberhaupte von seinem Zweyten in unsrer Gegenwart täglich vorgeworfen wurde. Er hatte so viel wider ihn angebracht, daß er ihn aus dem Sattel hob, und seine Stelle bekam. Dieser Befehlshaber wurde also wegen seiner unbilligen Handlungen mit aufgehobener Besoldung nach Batavia geschickt, um sich daselbst zu verantworten. Einer verderbet immer den andern. So lange ein Befehlshaber sein Ansehen behält, so lebt er völlig nach seinem Willen, und giebt dem Zweyten blos das, was er selbst nicht verlangt. Hieraus entstehen gemeiniglich die meisten Zwistigkeiten; und man thut einander so viel Tort und Dampf an, als der abscheulichste Haß einzugeben im Stande ist. Dieses muß man mit Geduld leiden, bis die Zeit eine Veränderung darinnen machet. In einer solchen kleinern oder größern Haushaltung theilet sich alles; ein jeder hat seinen Anhang; man muß durchaus eine Partey wählen, und kann nicht neutral bleiben. Wie angenehm nun ein solches Leben seyn müsse, kann man sich leicht vorstellen. Es ist eine Hölle auf Erden: denn man ist an einem solchen Orte so zu sagen wie in einem Gefängnisse, und man sieht sich genöthiget, mit seinen Feinden zu leben und Umgang zu halten. Geht man zum Zweyten, so zieht man sich den Haß des Oberhauptes zu:

steht

steht man hingegen bey diesem gut, so ist man ein Schmeichler, und wer weis was. Niemand kann es recht machen. Man erweiset zwar einander äußerlich vor den Eingebohrnen, und um den Gemeinen kein Aergerniß zu geben, alle Ehrerbietung und Höflichkeit; man hält des Sonntags Kirche und giebt des Mittags ein Gastmahl: allein von hinten suchet man einander verhaßt und verächtlich zu machen. Durch diese Uneinigkeiten wird alle Menschenliebe verbannet; man suchet einander ins Verderben zu stürzen, und die Sachen der Compagnie werden nicht sonderlich befördert.

Als ich dieses Leben zum erstenmale auf den auswärtigen Contoren sahe, so konnte ich mich nicht genug verwundern, daß Menschen von einerley Nation und Religion einander in der Lebensart und in den Sitten so ungleich seyn können; und daß sie sich das Leben auf eine thörigte Art durch ihre Uneinigkeiten so sauer machen, da sie, wenn sie einig wären, recht zufrieden seyn, und den Himmel auf der Erden haben könnten. Ich kann in Wahrheit versichern, daß ich den dritten Tag nach meiner Ankunft schon wieder zu Batavia zu seyn wünschte; so war mir dieses Leben zuwider: allein dieser Wunsch war vergebens, denn die Zeit meiner dreyjährigen Verbindung muste erst aus seyn, ehe ich um meinen Abschied anhalten konnte.

Auf den meisten auswärtigen Contoren haben die Diener der Compagnie sehr wenig zu

 thun,

thun, und können viel bequemer leben, als zu Batavia. Wenn sie die Güter einschiffen, und bey der Abfahrt des Schiffs die Bücher schließen, geht es zwar etwas scharf, außerdem aber kann man in sechs Stunden wöchentlich den Dienst verrichten; und wenn man einen Tag schreibt, so kann man einen ganzen Monat wieder frey seyn. Der Zweyte nimmt sein Packhaus wahr, und merket täglich an, was eingekauft wird. Wenn dieses geschehen ist, so kann er die übrige Zeit mit lesen hinbringen, wie ich that, und des Abends einen Spaziergang thun. Könnte man, ohne sich Feindschaft zu machen, hin und her zu einander gehen, so würde man seine Zeit recht angenehm zubringen können.

Die Lebensmittel sind daselbst im Überfluß: Speck, Wild, Fische, Hühner, Enten u. f. w. sind so gut und so wohlfeil, daß der geringste Matrose von seinem Kostgelde vortreflich leben kann. Die Gemeinen, welche von diesen Zänkereyen nichts wissen, oder solche vermeiden können, suchen gemeiniglich da zu bleiben; denn niemand kann in seinem Vaterlande so gut, so ruhig und so bequem leben, als der Geringste daselbst.

Wenn das Haupt und die übrigen Befehlshaber in einem guten Verständnisse mit einander lebten, wie es die Befehle der edeln Compagnie verlangen, und wie ihnen von neuen auf das schärfste befohlen worden ist, so könnte man sich auf der ganzen Welt nichts bessers wünschen, als auf den auswärtigen Contoren zu leben.

Der

Der oberste Befehlshaber kann sich so wohl in Ansehung der Gewalt, als der Ehre, ein kleiner König zu seyn einbilden: wenn er befiehlt, so muß es geschehen; wer ungehorsam ist, den kann er nach seinem Belieben bestrafen, denn er steht daselbst unter niemanden. In ganz Indien ist kein Contor, so gering es auch ist, wo man nicht sein reichliches Auskommen hat. Der Resident hat gemeiniglich einen schönen Garten, der Zweyte ebenfalls, wo sie ihre Zeit auf eine angenehme und nützliche Art hinbringen können. Diesen Garten läßt man durch seine Sclaven bearbeiten; man kann Federvieh und andere Thiere halten und auf vielerley Art seine Zufriedenheit befördern; doch muß man diese mehr in sich selbst als außer sich suchen. Wer diese nicht hat, dem ist auch Eden eine Wüsteney.

So lange das Schiff da war, und die Schiffsfreunde uns besuchten, machten wir uns lustig, und alles war lebendig: sobald aber diese mit dem Schiffe wieder fort waren, so herrschete wieder eine tödliche Stille. Ein jeder blieb in seinem Hause, und hielt sich von dem andern abgesondert.

Von dem Vornehmsten bis zu dem Geringsten nahm sich ein jeder vor dem andern in Acht: nur das gemeine Volk hielt einen gemeinschaftlichen Umgang, und vergnügte sich bisweilen auf eine angenehme Art. Des Abends war der Sammelplatz an einem bedeckten Orte, wo ein Stündgen gesprochen wurde, und ein jeder gieng

 hierauf

hierauf wieder nach Hause. Dieses währete bis zur Regenszeit, welche sich hier beständig einstellet und so stark ist, als ich sie an keinem einzigen Orte in Indien gesehen habe. Das Land wurde von den ausgetretenen Flüssen überschwemmet, so, daß wir ohne Fahrzeug nirgends hinkommen konnten. Diese Regenszeit hielt beynahe zween Monate an; und ich bekam, außer des Sonntags, wenn ich der Gewohnheit nach zu dem Residenten zu Tische gieng, keinen einzigen Menschen zu sehen. Damals erfuhr ich, daß die Einsamkeit den Geist stumpf machet; denn wenn man keine körperlichen Beschäfftigungen hat, die so wohl dem Körper als dem Geiste nützlich sind, so muß man denken, und wenn man niemanden hat, dem man seine Gedanken mittheilen kann, so ist in unserem Leben keine Abwechselung, keine Veränderung; es fehlt uns etwas, das wir haben müssen; die Gesellschaft. Diese ist das Band, welche die Menschen mit einander verbindet. Allezeit zu lesen ist eben so verdrüßlich, als sich mit gar nichts beschäfftigen. Diese Lebensart war mir also viel unangenehmer als mir alle meine ausgestandenen Zufälle gewesen waren: ich wünschete viel lieber mich mit beschwerlichen Beschäfftigungen abzugeben, und gesellschaftlich zu leben, als auf diese gemächliche Art in einer beständigen Schwermüthigkeit zu seyn. Dieses währete ein ganzes Jahr, bis das Schiff wieder ankam, da ich ein ganz neuer Mensch wurde, und mich wieder erholete: allein

da

da das Schiff wieder fort war, so wurde mir das Leben noch beschwerlicher. Der Resident hatte eine auszehrende Krankheit, welche ihn außer seiner gewöhnlichen Unzufriedenheit noch verdrüßlicher machte, und so währete es bis an seinen Tod. Dieser Tod änderte zwar mein Glück, aber nicht die gewöhnliche Lebensart, welche den auswärtigen Contoren eigen zu seyn scheinet.

Ich wurde von dem Hauptcontor ernennet, ihm in seiner Würde zu folgen, und man schickte mit der Chalouppe einen Zweyten von Siam, der meine Stelle einnahm. Nunmehro dachte ich es nach meinem Sinne einzurichten, und meinen zugegebenen Gehülfen durch Wohlthun und Freundschaft zu gewinnen: allein ich befand, daß dieses zwar hinreichend war, niemanden zu Misvergnügen Anlaß zu geben, aber nicht die Gemüther zu verändern. Mein Zweyter war ein Mann blos für das Auge, und innwendig eben so beschaffen als auswendig: sein ganzes Betragen schickte sich recht vortrefflich zu auswärtigen Contoren; er besaß eine Spanische Ernsthaftigkeit, hielt viel auf das Cerimoniel; übrigens aber war er, wie die Orgelpfeifen, die blos mit Winde angefüllet sind. Er war nicht zufrieden, wenn ich ihm gleich seinen Antheil gab, ja noch mehr als er fordern konnte; er war allezeit ausserordentlich trotzig, besonders wenn er Getränke bekommen konnte. Doch war er sehr fleißig, gut und wirklich tugendhaft, wenn er nüchtern war, welches aber selten

 geschah.

geschah. Dieses, wie auch um seine Frau und Kinder nicht in Unglück zu bringen, war die Ursache, daß ich niemals über ihn geklagt habe. So bald die Zeit meiner Verbindung aus war, so suchte ich um meinen Abschied an; denn dieses Leben kam mit meiner Gemüthsart ganz und gar nicht überein, und ich habe keinen Gewinnst oder Vortheil jemals so hoch geschätzet, als die Zufriedenheit und einen guten Namen. Wollte ich nun diesen behalten, so muste ich mein Ansehen und meine Gewalt geltend machen: Dieses konnte ich aber nicht thun, wenn ich nicht wider meine Gemüthsart handelte, und über ihn klagte, wodurch ich ihn ins Unglück gestürzet haben würde. Ich bekam also auf mein Ansuchen im Jahre 1733. meinen Abschied, und übergab die Effecten der Compagnie nebst dem Contore meinem Nachfolger, dem Herrn Kuiper. Ich sagte ihm nichts als alles Gutes von den daselbst befindlichen Freunden, sondern überließ alles seiner eigenen Erfahrung, und reisete nach Siam ab.

Dem Herrn Kuiper mag es auch nicht nach seinem Sinne gegangen seyn, denn ich habe nach der Zeit gehöret, daß die Bücher im ersten Jahre nicht geschlossen worden sind. Kuiper ist darüber vor Verdruß gestorben, und der Zweyte zur Verantwortung nach Batavia entbothen worden. Kurz hernach ist dieser in einem sehr geringen Zustande ebenfalls gestorben, und hat eine arme Witwe und zwey oder drey Kinder hinterlassen.

Dieses

Dieses mußte beyden nothwendig begegnen; denn der erste war trotzig und herrschsüchtig, und wollte alles alleine regieren. Er verachtete die Eingebohrnen, und beyde suchten nicht die Vortheile der Compagnie, sondern ihren eigenen Nutzen. Auf diese Art muß der Handel der Compagnie stille stehen, und wenn das Schiff ankömmt, so hat man wenig eingesammelt: die Unkosten, das Contor zu unterhalten, gehen unterdessen beständig fort, und man wird vielmals zu spåte mit Schande und Schaden klug. Die meisten Aemter werden so, wie beynahe überall, nicht nach Kunst und Verdiensten, sondern nach Gunst ausgetheilet; die Geschicklichkeit, sagt man gemeiniglich, giebt man zugleich mit, und man bekümmert sich am wenigsten darum. Mein Nachfolger gestund mir selbst, daß er wenig rechnen könnte, und von dem Buchhalten nichts verstünde. Findet ein solcher alsdenn einen guten Schreiber, der die Contorgeschäffte besorgen kann, so muß er ihn wohl in Ehren halten, und gut bezahlen; und alles kömmt auf diese Person an. Der Zweyte wird ihm gewiß nicht helfen, sondern vielmehr hinderlich seyn, und ihn zu stürzen suchen. Bey solchen Umständen gerathen die Sachen in Unordnung, weil auf einem solchen kleinen Contore für Geld gar keine Hülfe zu bekommen ist.

Lage von Ligor.

Ligor liegt auf der Halbinsel, jenseits des Ganges, unter dem 8. Grade nördlicher Breite, und gehöret unter das Gebiethe des Königreiches Siam. Es hat einen schönen Hafen, worinnen die Schiffe sicher liegen können, und guten Ankergrund haben. Ungefähr zwo Meilen über der Mündung des Flusses liegt die Holländische Loge, an dem Ufer desselben. Die Stadt Ligor liegt eine halbe Meile davon, und ist die Residenz des Guverneurs. Sie hat die Gestalt eines länglichten Vierecks, und ist nach der gegenwärtigen Kriegsbaukunst mit Mauern und Bollwerken versehen. Innwendig ist sie nicht regelmäßig gebauet; die Häuser sind meist alle von Bambusrohre und mit Abap gedecket. Sie ist mit vielen Tempeln und schönen Pagoden gezieret, und so wie die meisten Plätze von Chinesern, Mohren und Heyden bewohnet. Die Regierung ist wie die Siamsche. Gegenwärtig giebt es nichts als Zinn und Reiß: ehemals aber war es ein großer Handelsplatz, wo viele Schiffe aus Osten ankamen.

Abreise von Ligor.

Von Ligor segelten wir mit dem Schiffe, das Norderquartier, welches der Schiffer Adrian Buis führete, nach dem Hauptcontor Siam, um die fernere Ladung daselbst einzunehmen.

men. Die Schiffe bleiben gemeiniglich daselbst drey oder vier Monate auf der Rhede.

Ungefähr dreyßig Meilen den Fluß Menan hinauf, liegt die Hauptstadt Judja, fünf oder sechshundert Ruthen über der holländischen Loge, wo sich die Schiffsofficiers so lange aufhalten, bis sie wieder abreisen.

Größe und Lage des Reichs Siam.

Ehemals erstreckte sich dieses Reich von der südlichsten Ecke der malackischen Küste an bis an die nördlichste Gegend von Ava und Laos: das ist, ungefähr von dem Aequator an bis unter den 25. Grad nördlicher Breite: gegenwärtig aber von dem 7. Grade norder Breite an, wo sich das Reich Patana anfängt, bis unter den 20. Grad. Die Länge ist nicht genau zu bestimmen. Gegen Osten hat es Laos, gegen Westen Ava und Pegu, gegen Süden den Siamschen Meerbusen, und Cambodia, wie auch die Indianische See.

Es hat eine gesunde Luft, und ist fruchtbar an Reiße, süssen Aepfeln und andern Indianischen Früchten. Es giebt auch Pfeffer, Aloe, Benzoe, Gummilak und eine Menge Gummen und Droguereywaaren. In den Wäldern findet man Indianisches oder so genanntes Campescheholz, und viele andere Farbehölzer: auch findet man Elephanten, Nashörner, Tiger von verschiedenen Arten, Büffel, wilde Ochsen, Hirsche,

sche und Schweine. In den Bergen giebt es Gold- Silber- Zinn und Kupferminen.

Es wird heut zu Tage in sieben oder acht Provinzen eingetheilet, als Martavan, Ligor, Tannassari, Jhor, Juncalaon u. s. w. Patana legt noch, so, wie verschiedene andere, jährlich bey dem Könige die Huldigung ab; welches ein Zeichen ist, daß es nebst den andern Provinzen ehemals zu diesem Reiche gehöret habe.

Die Hauptstadt Judja, welche bey uns Siam oder auch Odja genennet wird, liegt auf einer Insel, welche der Fluß Mena macht, ungefähr dreyßig Meilen von der Mündung des Flusses, oder von dem Posten Amsterdam. Diese Stadt hat ungefähr drittehalb Meilen im Umfange, und ist mit hohen und erschrecklich dicken Mauern nach der Chinesischen Bauart umgeben. Die Thore werden nicht verschlossen, und können als Wasserthore angesehen werden. Die Häuser sind meistens von Holze, mit Rohr oder Atap gedecket. Blos der Pallast und die Pagoden sind von Stein gebauet, und machen die vornehmsten Zierraten der Stadt aus.

Die holländische Loge liegt ungefähr 5. oder 600. Ruthen unter der Stadt, dem Portugiesischen Dorfe gerade gegen über.

Dieses Königreich ist vor mehr als zwey tausend Jahren von einem Chinesischen Flüchtlinge gestiftet worden. Dieses war der Sohn des Kaisers, der wegen seines großen Anhangs für das Reich gefährlich worden war. Man

ließ

ließ ihm mit seinem Gefolge, ob es gleich wider die Landesgesetze war, aus Staatsursachen aus dem Lande fliehen; und nachdem er lange herumgezogen war, so ließ er sich, so wie die Incas in Peru, nieder, und legte den Grund zur Siamschen Regierung, so wie sie noch heut zu Tage ist. Nach dem Zeugnisse der Siamer hat sie dieser Fürst von einer rauhen Lebensart zu einer civilisirten gebracht, und in allen zur Regierung gehörigen Stücken viele vortrefliche Gesetze gegeben, welche die Priester aufgeschrieben, und bis auf den heutigen Tag in Verwahrung behalten haben. Zum Beweise hiervon dienet, daß sich der König von Siam einen Bruder des Kaisers von China nennet, und ihm jährlich nach einem überall bekannten Gebrauche der morgenländischen Fürsten mit einem Geschenke huldiget, um die ehemalige Unterthänigkeit dadurch anzuzeigen.

Der König von Siam regieret auf eine uneingeschränkte Art über das Vermögen und Leben seiner Unterthanen. Sie nennen sich alle Sclaven ihres Fürsten. Er läßt sich beynahe niemals sehen, außer zu gewissen Zeiten im Jahre, und alsdenn ist er noch bedeckt. Wenn das Volk höret, daß er ankömmt, so fällt es mit dem Gesichte auf die Erde, um seine geheiligte Person nicht anzusehen. Verschiedene Minister haben mir gesagt, daß wenn solches unversehens geschähe, ein solcher das Leben verlöre. Seine Titel zeigen auch hinlänglich an, daß er eine mehr als menschliche Ehrerbiethung verlangt.

Er

Er hält sich meistens in seinem Pallaste auf, wo er von seinen Fürstinnen bedienet und unterhalten wird.

Diese uneingeschränkte Gewalt geht von dem Könige an bis auf den geringsten Diener, der sie wieder über diejenigen ausübet, welche unter ihm stehen.

Art, Sitten und Gottesdienst.

Die Siamer überhaupt sind trotzig und hochmüthig, sie dünken sich vor allen andern Völkern weise zu seyn, und achten niemanden als ihre Vorgesetzten. Sie unterdrücken die Geringern mit List und Gewalt; sie sind arglistig und falsch, selbst gegen einander untreu, und faul und träge. Dieses rühret von der Herrschsucht und gewaltthätigen Betrügerey der Großen her, die sie gegen ihre Untergebenen ausüben: man findet auch deswegen weder Künste noch Handwerker; denn wenn sich jemand darinnen hervorthut, so nimmt ihn der König weg, und läßt ihn bey Hofe so lange arbeiten, als es ihm gut dünkt. Sein bester Lohn alsdenn ist, wenn er ohne Strafe wieder wegkömmt: Frau und Kinder so wohl als er selbst müssen unterdessen zusehen, wie sie ihr Brod verdienen. Durch dieses Betragen verdrängt man den Eifer, und löschet alle Lust zur Wißbegierde aus. Alles, was sie noch wissen, muß man in den Klöstern bey den Priestern suchen. Diese nennet man die Pflanzschulen der Gelehrsamkeit.

samkeit: die übrigen sind dumm, und Sclaven ihrer Beschützer, unter welchen sie stehen.

Die Regierungsform kömmt beynahe mit der Chinesischen überein, und ist blos nach den alten Gewohnheiten des Landes eingerichtet; doch hat sie seit einem großen Jahrhunderte von ihrer alten und aufrichtigen Vortreflichkeit viel verloren. Seitdem das Geld daselbst eingeführet ist, kann man alle Missethaten, so groß sie auch sind, mit Gelde abkaufen, und sich frey machen.

Der Gottesdienst ist heidnisch, und kömmt der alten Brachmannen ihrem am nächsten; eben so sind auch ihre heilige Sriften, wie der Braminen ihre, mit einem Griffel auf eine Ole geschrieben. Der König giebt allen Völkern die Freyheit, ihren Gottesdienst nach ihrer eigenen Art auszuüben; doch hält er den seinigen als den ältesten für den besten.

Die geistliche und weltliche Gewalt läuft in dem Könige zusammen. Er fragt in allen wichtigen Sachen die Geistlichen um Rath, dem er auch gemeiniglich folget: fällt aber die Sache übel aus, so wird ein solcher Rathgeber als ein falscher Prophet gestraft. Die Geistlichen sind ihrer Würde nach in verschiedene Grade unterschieden; sie tragen aber alle ein gelbes Kleid am Leibe, scheeren sich alle Haare ab, und auch sogar die Augenwimpern. Sie thun ein Gelübde der Keuschheit, und entsagen aller weltlichen Ehre und allem Vergnügen; sie leben blos

für

für ihrem Dienst, greifen kein Geld an, und treiben auch keinen Handel. Sie lehren die Pythagorische Reinigkeit und bringen sie in Ausübung. Sie wohnen in ihren Klöstern, die gemeiniglich mit Bäumen umgeben sind, und halten die Plätze und Spaziergänge rein und sauber.

Diese Geistlichen sind in grosser Menge durch das ganze Land zerstreuet und fressen das Volk beynahe auf. Es steht einem jeden frey, das geistliche Leben zu wählen, und dreymal wieder zu verlassen, wenn es ihm zu beschwerlich fällt, die Klostergesetze zu halten.

Die Siamer verbrennen ihre Todten, und die Armen, welche die Kosten nicht bezahlen können, werden ein Raub der Vögel und wilden Thiere. Ich würde hier noch viel andere Gebräuche, die bey ihrem Gottesdienste gewöhnlich sind, so wohl als andere besondere Umstände, welche man bey den Siamern in Ansehung ihrer Sitten und Lebensart vor merkwürdig hält, anführen können: allein dieses findet man bey den Herren **van Vliet, Bochart, Kämpfer** und vielen andern; ich wende mich also wieder zu meiner Reise nach Batavia.

Den 30. December giengen wir mit gutem Winde unter Segel, und hatten bis auf die Rhede von Batavia eine glückliche Reise.

Ich hielt mich daselbst so lange in der Stadt auf, um die erste Retourflotte zu erwarten. Ich ersuchte die edeln Herren um meinen Abschied, und

und, es wurde mir bewilliget, mit der ersten abgehenden Flotte wieder nach Hause zu gehen. Als ich mich zur Reise fertig machte, so wurde mir von einem Hellebardirer ganz unvermuthet angekündiget, daß ich von den edeln Herren unter dem Commando des Herrn Admirals **Franciscus de Witte van Schooten** zum Secretair von der Flotte ernennet worden wäre. Ich bedankte mich für diese Würde, weil ich verschiedener Ursachen wegen lieber in Ruhe bleiben wollte; doch sah ich mich genöthiget, sie endlich anzunehmen.

Ehe ich von dieser Rhede segele, so will ich noch einige Anmerkungen über die Beschaffenheit der indianischen Völker überhaupt beybringen.

Da uns die meisten Reisenden in ihren Tageregistern blos dasjenige anführen, was sie bey der ersten Entdeckung der indianischen Länder von der Beschaffenheit der Völker bemerket haben; welches jederzeit so geschehen ist, wie ihnen solche vorgekommen sind: so haben sie sich unterstanden, uns ihre Lebensart, Sitten und Gottesdienst zu beschreiben, ohne dabey zu bemerken, daß dieses blos das Strandvolk gewesen ist. Dieses besteht aus einer Vermischung von Chinesen, Mohren und Eingebohrnen, sie sind Erbfeinde von allen, die sich Christen nennen, und besonders eifersüchtig über diejenigen, welche Vortheil zu machen suchen. Diese Leute haben sie uns beschrieben, die doch von den eigentlichen Eingebohrnen des Landes sehr verschie-

den sind, und zu welchen das Strandvolk allen Zugang zu verhindern sucht. Die Erfahrungen, die ich auf meinen Reisen unter ihnen gehabt habe, sind folgende.

Die meisten Indianischen Völker, die sich zwischen den Wendekreisen aufhalten, sind gemeiniglich schwarz, und werden in zwo Arten unterschieden. Die ersten haben wolliges Haar, platte Nasen, breite Gesichter, und kleine Augen; dabey sind sie aufgeweckt, stark und munter. Diese Art nennet man Caffern, und sind blos in ihrer Lebensart, nach Beschaffenheit des Landes, wo sie wohnen, von einander unterschieden. Die andern sind wohlgebildet, haben ein langes glattes Haar, sind durchgängig schlang vom Leibe, und pechschwarz. Diese belegt man mit dem allgemeinen Namen Negers. Außer diesen giebt es keine, als die sich mit andern vermischt haben.

Die erste Art findet man meistens auf den Küsten von Afrika, von Cap Negros an bis jenseits des Vorgebirges der guten Hoffnung. Dichte bey Asien in dem Reiche Gusarate, Malabar, Bengalen, u. s. w. bis an das Vorgebirge Kommerin sind die andern die Innländer und eigentlich die Eingebohrnen. Diese sind durchgehends etwas röthlicher von Farbe, und von den Strandvölkern sehr verschieden.

Diejenigen, welche an den Seeküsten und auf den Inseln in der Indianischen See wohnen, haben eine ganz andere Farbe, als die, welche sich in dem Innern des Landes aufhalten.

Die

Die Völker innwendig im Lande bleiben noch immer bey ihren heidnischen Gewohnheiten und Cerimonien in Ansehung des Gottesdienstes, wie zum Exempel die Einwohner auf der Insel Baly, die noch nicht überwunden worden sind. Dieses Volk verbrennt seine Todten, und folgt der Lehre des Pythagoras, welche wahrscheinlicher Weise ehemals durch ganz Osten ausgebreitet gewesen ist. Die Strandvölker sind erst von den Chinesen, und nachgehends von den mahumedanischen Mohren zu einer Ausartung gebracht worden. Alle diese haben eine von der Sonne verbrannte Farbe.

Vor mehr als zwey tausend Jahren sind die meisten Sundaischen Inseln von den Chinesen besuchet worden. Diese haben sich daselbst niedergelassen, und sich ihrer Gewohnheit nach mit den Eingebohrnen vermischet, sie auch ihre Sprache, Sitten und Gottesdienst gelehret, und sind in dem sechsten und siebenten Geschlechte eine natürliche und besondere Landart geworden, wie die Insulaner selbst bezeugen.

Die Chinesen sind von Natur arbeitsamer als die Eingebohrnen, daher sie den Landbau vornahmen, und durch ganz Indien Handlung trieben. Sie waren die einzigen, die bey ihrer Schifffahrt den Compas brauchten, und nach der Charte in die entlegensten Gegenden von Asien segelten. Ihre weit ausgebreitete Seefahrt und Handlung hat sich bis in das dreyzehnte Jahrhundert erhalten, da sie durch die

Ankunft der Mohren aufgehalten worden ist. Diese haben sich in ganz Indien ausgebreitet, und zu gleicher Zeit ihre Sprache, Sitten und den mahumedanischen Gottesdienst. Sie sind eben so wie die andern da geblieben; doch haben sie sich endlich des Landes gänzlich bemeistert. Diese Mohren also nebst den Völkern, welche durch die verschiedenen Vermischungen ein einziges Volk ausmachten, sind es, welche die Christen bey ihren ersten Entdeckungen auf den Küsten angetroffen haben, aber nicht die Eingebohrnen des Landes. Die Portugiesen haben gegen diese erstern sehr viel Volk verloren, und schwere Kriege geführet, ehe sie in Indien die Oberhand bekamen, weil sie die Vortheile nicht gern theilen wollten. Wenn man nun bedenket, was für Veränderungen unter diesen Indianischen Völkern seit so vielen Jahrhunderten vorgegangen sind, und was die Natur durch eine Mischung so verschiedener Arten hat hervorbringen können, so darf man sich nicht wundern, daß ein Volk daraus entstanden ist, welches dem ursprünglichen im geringsten nicht mehr ähnlich ist.

Sie sind viel grausamer und betrüglicher als die Eingebohrnen des Landes: man darf ihnen nicht trauen, wenn sie sich auch noch so freundlich stellen. Die Schlange ist bey ihnen immer im Grase verborgen, wie solches die tägliche Erfahrung die Seefahrer zu ihrem Schaden lehret. Sie leben durchgängig nach den Gewohnheiten derer, von welchen sie abstammen, und werden selten

selten so alt, als die, welche in dem Innern des Landes und in den Bergen wohnen. Es scheint als wenn die Natur durch die Vermischung fremder Arten geschwächet würde.

Ich erinnere mich nirgends in einer Reisebeschreibung diese grausame Falschheit von rechten Heyden und einem reinen unvermischten Landvolke gelesen zu haben. Weder bey den Japonern, noch Chinesen, Siamern, Brachmannen, Formosanern, und andern Indianischen Völkern; ja nicht einmal bey den wildesten und rauhesten als die Hottentotten auf dem Cape und der Ost- und Cafferküste von Afrika sind. Alle diese haben uns kein Leid gethan, oder einige Untreue bewiesen; sondern vielmehr alle Hülfe und Beystand geleistet, wie ich solches an seinem Orte angeführet habe.

Die Spanier sind bey Entdeckung von Amerika von den Landeseinwohnern mit Liebe und allen Zeichen der Freundschaft aufgenommen worden, wie man solches aus denen von ihnen herausgegebenen Beschreibungen deutlich sehen kann.

Man sieht hieraus, daß man die eigentlichen Indianer von den vermischten Völkern unterscheiden müsse, welche die Seeküsten einnahmen, und sich daselbst niederließen. Ich habe dieses etwas umständlich beschrieben, weil ich aus der Erfahrung reden kann, und nicht so, wie viele andere, von Hörensagen urtheilen darf. Noch will ich ein paar Worte von der Ausartung bey-

fügen, welche in einer Art von Menschen durch den Einfluß der Sitten und Gewohnheiten anderer verursachet wird, und die bey allen Arten von Menschen statt findet. Wenn wir uns unsere Niederländer vor fünf oder sechs Jahrhunderten vorstellen könnten, so würden sie den gegenwärtigen nicht sonderlich ähnlich seyn.

Tacitus sagt in dem Leben der Deutschen, daß es ein unvermischtes Volk von einerley Gestalt, Art, Gewohnheiten und Sitten gewesen sey, und daß die guten Sitten bey ihnen mehr Wirkung gethan haben, als bey den Römern die Gesetze. Ob wir darinnen den ersten Bewohnern von Holland gleich sind, zweifele ich sehr. Wenn man daher über die Art und über die Sitten der Einwohner dieser Gegenden schreiben will, so wird man nicht übel thun, wenn man sich diese Anmerkungen zu Nutze macht.

Die Chinesen sind einander in den Augen, in den Gesichtern, in der Gestalt, in der Art und in den Sitten gleich. Sie sind, nach dem Berichte der alten und neuern Reisebeschreiber, noch eben dieselben, die sie vor vielen tausend Jahren gewesen sind. Man sehe den Pater **Venetus**, welcher der erste unter den Christen ist, der bey ihnen gereiset, und von ihnen geschrieben hat: nach ihm sind **Le Comte**, **Ydes**, **Nieuwhof** und andere gekommen. Eben so ist es auch mit den Ceilonern und Indianischen Brachmannen, von denen **Valentyn** ausführlich geschrieben hat. Hingegen sind die, welche die Küsten von Malabar

bar und die Ostküste von Coromandel, Golconda, Orixa, Bengalen und das übrige Gebiethe des großen Mogols bewohnen; ingleichen die Strandvölker rund um die Malayische Küste bis an das Gebiethe von Siam, die Sundaischen Inseln, als Java, Sumatra u. s. w. doch Baly ausgenommen, welche von den Schriftstellern Jappaner, Macassaren und ferner nach den Inseln, die sie bewohnen, benennet werden, alle diese sind ausgeartete Völker, denen man nicht trauen darf. Die Bewohner einiger Inseln des Canals von Nicubar und der Malackischen Küste sind Banditen, und weggelaufene Sclaven, ein Abschaum von Mördern und Dieben ohne alle Religion. Nach diesen kann man keine Beschreibung von der Beschaffenheit, von dem Gottesdienste, von den Sitten und Gewohnheiten des Landes machen, weil dieses eben so wenig zuverläßig seyn würde, als wenn man es nach den heidnischen Landläufern, die man in Europa findet, thun wollte.

Ich glaube nunmehro die Leser in Ansehung der allgemeinen Art der Bewohner von Indien befriediget zu haben: sie mit Dingen aufzuhalten, die man überall finden kann, habe ich in meinem ganzen Werkgen zu vermeiden gesucht. Im Jahre 1734. den 10. October segelten wir von Batavia ab, und der edle Herr Johann Franciscus de Witte van Schooten hatte als Admiral das Commando. Ich war als Unterkaufmann auf der Flotte, und that dabey

Dienste als Secretair. Kurz vor Ausgang des Jahres ließen wir auf der Capischen Rhede die Anker fallen, und blieben daselbst bis den 17. Februar des 1735sten Jahres, da wir nach geschehener Musterung mit einer Flotte von vier und zwanzig Schiffen dieses Vorgebirge verließen. Doch, ehe ich abreise, will ich nach der einmal angenommenen Ordnung einige Anmerkungen auch über diesen Platz mittheilen.

Lage des Vorgebirges der guten Hoffnung, und der dabey befindlichen Bayen.

Diese Spitze hängt als eine Halbinsel an dem Gebirge. Die westliche und nördliche Ecke machen das Vorgebirge der guten Hoffnung aus, und dieses liegt unter dem 34. Grade 20. Minuten südlicher Breite. Die südliche Ecke der Bay Fals ist das Vorgebirge Fals, und liegt unter dem 35. Grade südlicher Breite. Beyde liegen unter dem 39. Grade der Länge. Zwischen diesen beyden Spitzen gegen Südwesten ist die Holzbay und nach Nordosten zu die Tafelbay. Diese Bay geht 4 ½ Meile nach Nordosten und 4 ¾ Meilen von der östlichen Ecke der Robbeninsel an nach Nordwesten bis an das Rohrthal, so, daß viel Schiffe darinnen liegen können. Wäre sie für den Nordwestwinden sicher, die wohl zwey Drittel des Jahres beständig wehen, und die Schiffe an den Wall führen, so würde man sie

ganz

ganz gewiß den andern Bayen vorziehen. Der Grund dieser ganzen Bay ist eine mit Sande überzogene Klippe, daher die Schiffe im Sturm vielmals mit dem Anker forttreiben. Der Sand wird durch die starke Bewegung der See aufgerühret, daher die Anker unmöglich darinnen haften können. Für den Nord- und Nordostwinden ist sie auch nicht sicher, und der Südostwind kann ebenfalls hineinstreichen; doch kann man mit diesem in See gehen. *)

In den Monaten May, Junius und Julius ist diese Bay sehr unbequem für die Schiffe, weil sie zu der Zeit viel Gefahr laufen.

Wenn die Saldinibay, die ungefehr achtzehen Meilen von der Tafelbay liegt, gut Wasser hätte, so wäre sie viel besser, weil man daselbst vor allen Winden sicher ist. Man kann mit einem Westwinde einlaufen, wenn man die Marcusinsul zur linken Hand liegen läßt: doch kann man so leicht nicht wieder auslaufen, weil man den Wind abwarten muß. Man hat einen guten Ankergrund und liegt ganz sicher: selbst in der übeln Jahreszeit halte ich diese Bay für viel sicherer als die Tafelbay. Diese Bay hat viel

*) Man sehe über diese Bayen und besonders über den Gebrauch der Bay Fals, wovon ich selbst eine Charte verfertiget, meine Wasserwelt nach. Ich habe umständlich darinnen gezeiget, wie man sie gebrauchen kann, und man hat deswegen von neuen eine ausführliche Charte in Kupfer stechen lassen.

Fische, übrigens aber muß alles von dem Vorgebirge der guten Hoffnung dahin gebracht werden.

Ferner hat man auf dem Cape eine trockne und gesunde Luft, und gutes Wasser: der Erdboden ist fruchtbar, und liegt unter dem besten Clima in der ganzen Welt.

Das Castel hat der Befehlshaber Ysbrand Goskens, an dem Fuße des Tafelbergs gebauet: es wird die gute Hoffnung genennet, hat fünf Bollwerke, und ist zu Beschützung der Bay angelegt. Der Flecken, der sechzig bis siebenzig Ruthen von dem Castel nach Westen zuliegt, erstrecket sich von der Robbenbay an bis an den Tafelberg. Die Anzahl der Häuser ist von Zeit zu Zeit vermehret worden; sie sind alle von Felsensteinen gebauet, und meistens nur ein Stockwerk hoch, damit sie der Gewalt der Winde desto besser widerstehen können; Dieser Ursache wegen sind sie auch auswendig mit Rohre bedeckt. Sie sind alle mit weißem Kalche beworfen, welches ihnen ein zierliches Ansehen giebt. Die Anzahl derselben belief sich bey meinem erstern Daseyn ungefähr auf sechs hundert; gegenwärtig aber sind deren wohl acht hundert. Man hat daselbst eine schöne Kirche, die nach Holländischer Art gebauet ist; ferner fällt auch das Haus des Fiscals vor andern in die Augen.

Der Garten der Compagnie ist ebenfalls sehr schön, und enthält in seinem Umfange ungefähr funfzehen Morgen Landes. Die Länge beträgt 1436. Schritte, und die Breite ungefähr 244. Er ist

t mit vielen vortrefflichen Eichenalleen durch-
hnitten, und in verschiedene Abtheilungen ein-
etheilet. In den Abtheilungen findet man die
erschiedenen Gewächse, die in Asien, Africa, A-
nerica und Europa besonders gezogen werden.
Ein Fluß, der aus dem Gebirge kömmt, und
urch verschiedene Höhlen queer durch den Gar-
en läuft, befeuchtet die Erde beständig, und un-
erhält den Wachsthum der Gewächse. Dieser
Garten ist so schön nach der Kunst eingerichtet,
als man sich nur vorstellen kann.

Die Colonisten breiten sich wohl 170. und mehr Meilen ins Land hinein aus, wo sie ihre Posten haben; so nennen sie ihre Plantagen. Sie haben Weingärten, allerley Obstbäume, Küchengärten und überhaupt alles, was zum Landbau erfordert wird. Einige nähren sich mit der Jagd, und suchen besonders Elendthiere, Hirsche und Elephanten, von welchen letztern sie die Zähne der edlen Compagnie bringen, und um einen gesetzten Preiß verkaufen müssen.

Die übrigen Merkwürdigkeiten, das Land, die Lebensart und die Sitten der Hottentotten betreffend, findet man bey dem Herrn Kolbe kürzlich in zween Folianten beschrieben.

Wir hatten auf der Reise gutes Wetter und guten Wind: und da wir bis ungefähr unter dem vierzigsten Grad nördlicher Breite kamen, erhob sich ein Südwind, der in kurzen so stark wurde, daß wir es kaum aushalten konnten, ob wir gleich das Marssegel zweymal gebunden hatten. In

der

der Nacht wurde ein Sturm daraus, und die S[ee] gieng erschrecklich hoch. Unserer Meynung na[ch] waren wir nahe bey den Inseln Corvos un[d] Flores, wo alles voller Sandbänke und Klipp[en] ist. Der Schiffer war in Furcht darauf zu ge[-] rathen, und wollte das Schiff die ganze Nac[ht] treiben lassen: allein der Obersteuermann wide[r-] setzte sich, und sagte, daß es allezeit besser wär[e,] darauf zu segeln als darauf zu treiben, wenn wi[r] ja darauf gerathen sollten. Wir brauchten die ganze Nacht bey diesem fliegenden Sturme das Fockesegel und das große Marssegel. Des Morgens sahen wir, daß das Schiff der Fisch Mast und Segel, und das Schiff Meyenberg den Fockemast und Boegspriet mit Segel und allem verloren hatte; die übrigen sahen wir hier und da zerstreuet auf der See herumtreiben. Dieses war elend und jämmerlich anzusehen, und wer der Gefahr selbst beywohnet, der weis am besten, wie sauer man einen kleinen Gewinnst vielmals erwerben muß.

Wir hatten durch das Springen der Schooten *) oder Brassen **) des Marssegels unser großes Marssegel verloren. Das Segel kam durch den harten Wind aus seiner Lage, wodurch wir, wie man es zu nennen pflegt, auf der See in die Quere kamen. Bey dem ersten Sturze bekamen

* Schooten sind auf einem Schiffe die Seile, wo- mit die Segel ang...

** Brassen sind S... und links gehalten

ekamen wir 2 ½ Fuß Wasser, und das Schiff
el durch die Gewalt der See auf die Seite,
velches bey dem Volke eine große Bestürzung
verursachte. Hätten wir einen zweyten Sturz
bekommen, so würden wir allem Vermuthen nach
gesunken seyn. Die See war so hoch, daß die
Wellen Berge zu seyn schienen. Kisten und
alles, was nicht fest war, gieng auf einmal über
Bord. Das Volk war auf seiner Hut, und half
einander, um wieder ein ander Marssegel anzu-
schlagen; das Schiff kam wieder auf die See,
und mit der Zeit nahm der Sturm ab. Der
Admiral fragte den Schiffer, wie viel er Schiffe
zählen könnte, und er zählete deren 20. oder 21;
die übrigen waren durch den Sturm von der
Flotte abgekommen, und wir fanden sie nachge-
hends unter Hitland wieder. Der Admiral ließ
hierauf das Zeichen geben, um Schiffsrath zu
halten, worauf die Schiffer an Bord kamen, und
erzähleten, was sie bey diesem Sturme ausge-
standen hatten. Es wurde beschlossen, die Schif-
fe, der **Fisch** und **Meyenburg**, da sie nicht im
Stande waren, die Reise hintenrum zu thun,
durch den Canal segeln und von dem Schiffe der
Lagepolder begleiten zu lassen, auch den hülf-
losen Schiffen mit Mannschaft und andern nö-
thigen Sachen beyzustehen. Als dieses gesche-
hen war, giengen wir mit der Flotte nach Nor-
den zu, und die andern richteten ihre Segel nach
dem Canale. Der Wind wehete beständig aus
Süden fort. Bey der Nachmittagswacht spra-
chen

chen wir mit einem kleinen Schiffgen, welches ein Schottischer Kohlenfahrer war, nach dessen Berichte wir in der Gegend der Sandbänke von **Terre neuve** gewesen waren. Wir befanden damals, daß wir 16 Grade weiter nach Westen waren, als uns die Charte anzeigete. Diese Abweichung werden alle Schiffe, die nach Hause gehen, erfahren haben, und werden sie auch allezeit erfahren, einige etwas mehr, andere etwas weniger. Die Ursache davon ist, daß die Ströme vom 16. bis zum 44. Grade nördlicher Breite jederzeit nach Westen zu gehen, das ist, von der Nordseite des **Cap Augustin** an bis nach **Rio** und ferner, von der Nordostküste von **Brasilien** bis an den Meerbusen von **Mexico**. Von diesen und einigen andern Dingen habe ich in meiner Wasserwelt Nachricht gegeben, wohin ich den wißbegierigen Leser verweise.

Wir kamen alle glücklich den 16. Junii bis unter Hitland zu den Creuzern, da wir uns auf der Höhe der Maas theileten; worauf ein jeder seinen Lauf nach dem ihm bestimmten Orte richtete. Wir waren für die Cammer Amsterdam geschickt, und kamen den 5. Julii auf der Rhede von Texel vor Anker, worauf uns die Herren **Bewindhebber** unsers Eides entschlugen.

Dieses ist das Ende einer kurzen Erzählung, was mir auf meiner sechzehnjährigen Reise wiederfahren ist. Ich habe alles nach der Wahrheit ganz einfältig beschrieben, und nach Be-

schaffen-

schaffenheit der Zeit, des Ortes und der Umstände mit meinen Anmerkungen erläutert.

Die Leser sehen hier eine Kette vieler Veränderungen und unglücklicher Begebenheiten. Ich weis aus der Erfahrung, wie hart einige davon gewesen sind. Könnte der arme Mensch alles voraus sehen, so würde er sich sicher hüten. Wenn uns unser Trieb fremde Länder zu sehen, unsere Begierde Schätze zu erwerben, und die Bosheit und der Neid anderer in Schwierigkeiten verwickelt haben, alsdenn finden wir wenn wir nicht alle menschliche Empfindungen und alle Vernunft verlohren haben, wie schwach und dürftig wir sind; wir sehen alsdenn, daß auf eine Macht, die über aller Menschen Macht gehet, sein Vertrauen setzen zu können, die beste und gewisseste Zuflucht, der einzige Grund, worinnen wir Anker werfen können, sey. Dank sey es der Vorsicht, daß sie mich glücklich in mein Vaterland zurück gebracht hat, und der Leser lebe wohl.



An=



Anhang.

Betrachtungen
über die
Einschränkung der menschlichen Vernunft,
bey der
Untersuchung der Ursachen natürlicher Dinge;
desgleichen über die
göttliche Erhaltung und Regierung
seiner Werke überhaupt.

Die angenehme Ruhe, worinnen ich mich nach einer so langwierigen Reise befinde, gab meinem Geiste Gelegenheit, in der Stille in sich selbst zu gehen, und meine Verwunderung mit einer feurigen Dankbarkeit auszulassen. Wenn ich die Reihe meiner Begebenheiten mit dem wunderbarem Ausgange derselben vergleiche,

so

so muß ich nothwendig urtheilen, daß die Erfahrung am geschicktesten sey, uns die göttliche Vorsehung kennen zu lernen. Nichts überzeugt uns mehr von unserer Ohnmacht, als wenn wir sie durch die Erfahrung sehen. Die Unwissenheit alleine glaubt stark zu seyn, und erfüllet aus einem eiteln Wahne die Einbildung mit einem schmeichelhaftem Vermögen, unser Glück durch unsere Weisheit alleine zu machen. Allein derjenige, der den Verstand von einer fruchtbaren Einbildungskraft recht zu unterscheiden weis, findet, daß seine Begierden blos nach etwas streben, das ausser ihm ist, und daß es folglich nicht allezeit in seiner Macht stehe, solches zu erlangen. Dieses verursacht die Empfindungen in uns, welche man Furcht und Hoffnung nennet.

Diese Hauptbewegungen werden durch das eingeschränkte Vermögen des Geschöpfes hinlänglich bewiesen. Wir sehen bey der Begierde sogleich auf die Sache, und stellen uns augenblicklich den Genuß derselben vor. Der Verstand allein ist es der alle Umstände zusammen zählt und abzieht, und der uns den Werth der Dinge entdecket, so weit man kann. Da sich aber diese Folgen weiter ausbreiten, als man mit dem Verstande kommen kann, so verliert man sich bisweilen darinnen, und wird dadurch wiederum von seinem Unvermögen deutlich überzeuget. Was ist demnach sicherer für die Menschen, als sich nach der Vernunft kennen zu lernen, und in allen vorkommenden Fällen darnach zu richten? Wer

dieses weislich thut, der wird seinen Willen und seine Begierden so einrichten, wie es Zeit und Ort erfordern, und sich in allen Umständen dem göttlichen Willen unterwerfen. Ein solcher Mensch ist alsdenn allezeit seiner mächtig, es gehe auch, wie es wolle, und er genüßt die meisten Annehmlichkeiten des Lebens: ein Mensch hingegen, der von seiner Einbildung beständig gequälet wird, bringt sein Leben in Furcht und Hoffnung zu, und ist sich selbst zur Last.

Es ist merkwürdig, je dümmer und unwissender die Menschen sind, desto mehr Verstand und Vermögen eignen sie sich zu. Sie haben alle einen großen Begriff von ihrer angebohrnen Geschicklichkeit: die meisten aber klagen über ihr Glück, und sind gemeiniglich unzufrieden, weil sie mehr zu verdienen glauben, als sie besitzen. Geld hat beynahe niemand genug, und der Ehrgeiz kann niemals befriediget werden. Die Macht sollte grösser seyn, und da dieses nicht ist, so erblicket man abermals sein Unvermögen. Man sollte sagen, wenn sie so mächtig sind, als sie vorgeben, warum erfüllen sie ihre Wünsche nicht? Warum sind sie nicht zufrieden und gutes Muthes? Ein jeder will immer vergnügt leben, und seine Tage gesund und frölich zubringen: warum verschafft er sich dieses nicht? Ist etwas anders Schuld daran, als sein Unvermögen, und seine Unwissenheit? Allein Unwissenheit will niemand an sich erkennen. Man frage einen Naturkündiger nach den Ursachen und Verknüpfun-

knüpfungen der Natur: sogleich wird er thun, als ob er die ganze Ordnung und den Zusammenhang aller Theile entwickeln wollte, wie dieses und jenes wirke, bestehe und in seinem Wesen und Wirkungen natürlich sey; und dieses nicht nur von einer einzigen Sache, sondern von der ganzen Welt. Dieses sieht man so wohl bey den alten als bey den neuern Philosophen: wer Beweise verlangt, der lese **Burnets philosophische Anfangsgründe**, wie auch den **Stanley** in seinen philosophischen und poetischen Alterthümern, und man wird finden, auf was für Gründe ihre Naturlehre gebauet sey. In neuern Zeiten sehe man den **des Cartes, Hartzöcker** und andere, die über die Naturlehre geschrieben haben.

Wie ungleich die Alten und Neuen in ihren Grundsätzen sind, eben so ungleich sind sie auch in den Folgen, welche sie daraus ziehen. Wie unsicher ihre Bestimmung der Bewegungsgesetze sey, kann man in ihren Büchern selbst sehen. Man darf sich auch gar nicht darüber wundern, denn da sie Grundsätze nach ihrem Belieben annehmen, und ihre Systeme der Naturlehre darauf bauen, so müssen die Folgen nothwendig eben so verschieden seyn als die Gründe. Wenn dieses ein Mensch überlegt, so sieht er gleich ein, wie eingeschränkt unsere Wissenschaft, so wohl in Ansehung der Gründe, als der in gleicher Proportion wirkenden und leidenden Kräfte der Körper sey. Sähe man dieses mathematisch ein, so würde man alle Wirkungen der Natur durch die Erfahrung beweisen können, und niemals mit

andern wegen der Zufälle und Folgen in Streit gerathen, sondern so wie in der Mathematik in allem übereinstimmen. Die Philosophie, welche meistens auf Begriffen beruhet, faßt keine Gewißheit in sich, folglich hat man sie in ihrem Werthe gelassen, und sich zu einer neuen Art gewendet, die mehr mit der Mathematik übereinkömmt Diese ist auf die Erfahrung gegründet: man schlüßt aus den Wirkungen, und nicht mehr aus angenommenen Begriffen. Man sehe des Herrn Nieuwentyds Weltbeschauung, ingleichen des Aguliers, Newton und alle andere vom neuern Geschmacke, so wird man gestehen müssen, daß diese Art zu philosophiren die beste sey, um die Beschaffenheit der Körper in ihren Eigenschaften und in ihrer Wirksamkeit zu entdecken. Sie ist der einzige Leitfaden zu einer sichern und gewissen Kenntniß der Natur zu gelangen, so wie durch sie alle bekannte Künste und Wissenschaften entdecket und vollkommener gemacht worden sind. Unsere Wissenschaften bleiben jedoch immer unvollkommen, weil man immer noch viel verborgenes findet, worein der Verstand nicht dringen kann, folglich kann kein Sterblicher eine vollkommene und völlig gewisse Kenntniß der Körper erlangen. Dieses bleibt einem endlichen und eingeschränkten Verstande immer ein Geheimniß.

Alles was Wahrheit ist, verändert sich niemals, und bleibt in alle Ewigkeit das, was es ist. Die Wahrheit ist daher auch von der Art, daß sie

sich für den menschlichen Verstand einfach und faßlich ist, von einem jeden, und der sie sieht, erkannt werden kann. Von der Art sind die mathematischen Gründe, und ihre Einschränkungen: sie schlüssen die nächsten Ursachen in sich, und daraus entstehen die allgemeinen Folgen. Man streitet dabey so wenig über die Worte, als über die Figuren und ihre Eigenschaften.

Ein Dreyeck ist die erste geradlinigte Figur, woraus alle rechtlinigte Gestalten zusammengesetzt sind, und wieder in Dreyecke eingetheilet werden können. Diese Dreyecke sind allezeit zween rechten Winkeln gleich, und behalten diese Eigenschaft beständig.

Alle Cirkel haben einerley Eigenschaften, wenn sie gleich ihrer Größe nach noch so sehr unterschieden sind. Ein Körper hat eine dreyfache Ausmessung, eine Schwere, und kann bis ins Unendliche getheilet werden: ein größerer kann seinen Platz verändern, und ohne einen Unterschied der Körper kann man keine Bewegung denken.

In der Abstraction kann man nicht anders als nach Begriffen schlüssen; denn außer Linien, Flächen und Körpern ist in der Natur nichts wesentlich als die Substanz. Diese ist und bleibt einerley, und kann natürlicher Weise nicht vernichtet werden.

Alles, was sich unsern Sinnen darstellet, fasset obiges in seinem Ganzen oder in den Theilen in sich; und wir sind von den nächsten Ursa-

chen, die sie nach diesen allgemeinen Grundwahrheiten zusammensetzen, gewiß. Je reicher jemand an Einbildungskraft ist, desto leichter kann er auch Künste, Handwerke und Wissenschaften erfinden; und dieses macht die menschliche Kenntniß aus. Der Verstand betrachtet sie, vergleicht eins mit dem andern, zieht Folgen daraus, und sieht die Zufälle vorher; dieses wird Weisheit genennet. Alles, was wir thun und würken können, hat seinen Grund in der Rechnen- und Meßkunst. Die Rechnenkunst ist eine verkürzende Meßkunst: die Meßkunst hat zu ihrem Gegenstande Linien, Flächen und Körper: und da diese in Ansehung ihrer Größe, Figur, Schwere u. s. w. grösser oder kleiner sind, so hat die Gleichförmigkeit auch eine verhältnißmäßige Uebereinstimmung, die man Proportion nennet.

Durch diese Proportion werden alle meßbare Flächen und Größen, ihr Innhalt, Abstand und alles, was zur Landmesserkunst gehöret, berechnet; und an den Körpern sagt sie uns alles, was zur Mechanik gehöret. Ferner lehret uns die Meßkunst gut denken, und wer gut denkt, der schlüßt auch in den ihm vorkommenden Umständen richtig. Besitzt man dabey den Reichthum der Sprache, so kann man andern seine Gedanken auf eine angenehme und deutliche Art mittheilen. Und wer die natürliche Annehmlichkeit der Stimme besitzet, der kann damit die Neigungen und Leidenschaften in Bewegung setzen. Ich nenne dieses die Musick der Sprachen

chen und es würkt auf die Gemüther der Menschen als eine bezaubernde Kraft.

Wohl zu denken, zu reden und zu thun, desgleichen Zeit, Ort und die Personen zu unterscheiden, gehöret zur Sittenlehre. Mit Beyhülfe aller dieser Dinge können wir zwar wohl weit kommen, allein man findet gleichwohl überall die Einschränkung der menschlichen Vernunft.

Der allgemeine Gegenstand unsers Nachdenkens ist der große Schauplatz der Welt, wovon ein unendlicher GOtt die Ursache, der Schöpfer und der Erhalter ist. Wir sehen dabey würklich, daß ein unendliches, allmächtiges Wesen erfordert werde, um alles in seinem Zusammenhange zu erkennen. GOtt allein erkennet sich durch seine ewige Allmacht in seinen Werken. Er giebt seine Ehre keinem Geschöpfe, welches selbst abhängig ist. Die geringste Blume, oder das geringste Thiergen prediget GOttes Weisheit, Güte und Macht, und zeigt uns die Unendlichkeit seines Schöpfers.

Wer dieses Ganze mit einem aufmerksamen Auge betrachtet, welche Verschiedenheit der Dinge findet er nicht? Wie unterschieden sind sie in ihrer Form, Art und Würksamkeit? Wie ordentlich und Verhältnißmäßig würkt nicht alles auf einander? alles beziehet sich auf einander, und die Erscheinungen davon sind den Sinnen eben so nützlich als angenehm.

Wer dieses mit den Augen des Verstandes betrachtet, der geräth in eine heilige Ehrerbie-

chung, wenn er gleich nicht die Ursachen davon ergründen kann, weil unser Verstand zu eingeschränkt ist, als daß er alle Ursachen ergründen könnte.

Man betrachte das herrliche Gewölbe, welches mit blitzenden Diamanten gleichsam besäet ist, und frage den größten Astronomen nach ihrer Anzahl oder nach der Ursache ihrer allgemeinen und besondern Bewegungen, ihrer Ordnung und wie sich die verschiedenen Planetensysteme aufeinander beziehen; denn besonders kann man sie nicht denken, ohne in tausend Ungereimtheiten in Ansehung ihrer Bewegung und Ordnung zu verfallen, welche die alten Chaldäer, Egytier und auch die neuern so ordentlich und regelmäßig gefunden haben, daß man sich auf die davon verfertigten Tabellen verlassen kann; man frage, sage ich, die Astronomen nach der Ursache, so werden sie gestehen, daß sie sie nicht wissen. Alles, was man davon weiß, gründet sich auf Hypothesen.

Man nehme aber auch an, daß man durch lange Beobachtung mehr Kenntnisse bekomme, und mehr entdecke, so bleibt dennoch immer noch mehr Ungewisses übrig, und unsere Kenntniß ist immer unvollkommen, so daß man sich nicht mit Gewißheit darauf verlassen kann.

Wir sehen, wie das ganze Sternenheer seinen Lauf und seine Bewegung vollendet: was ist aber die mechanische Ursache, daß diese schweren Körper, als unsere Erde, der Mond, die Sonne, die Planeten in freyer Luft sich um ihre

Axe

Axen drehen und ihrem einmal bestimmten Laufe so richtig folgen? Was hält sie im Gleichgewichte? Alle Körper haben eine Schwere und können ohne etwas anders nicht beweget werden: Hiervon lasse man den größten Naturkündiger die Ursache sagen. Wäre es nicht seine Pflicht, es zu thun, da er sich für einen Mann ausgiebt, der die Natur versteht? Weis man dieses nicht, so wollen wir diese tiefsinnigen Betrachtungen verlassen, und uns zu unserer Erde wenden. Diese schwebt eben so wie die Sterne in der Luft, drehet sich täglich um, und hat nicht nur eine jährliche, sondern auch noch eine dritte Bewegung, daß sie mit ihren Axen den Polen parallel bleibt. Was ist die Ursache, daß sie sich ganz frey umdrehet, ohne aus ihrem Stande zu kommen? Die Erdkugel hat eine Schwere, und alles, was zur Natur der Körper gehöret; alle Körper verändern sich, werden größer und nehmen auch wieder ab, bis sie endlich vergehen, und wieder in das Ganze fließen: die Erdkugel aber als Kugel ist immer noch dieselbe, wie sie GOtt im Anfange geschaffen hat. Die Oberfläche kann einige Veränderungen gelitten haben, dieses aber beträgt wenig oder nichts, und die Erdkugel behält immer ihre Eigenschaften. Was ist nun die Ursache, daß sie sich seit so vielen Jahrhunderten, noch in eben dem Zustande der Bewegung befindet? Ein Naturkündiger wird sagen, daß dieses eine Eigenschaft aller kugelrunden Körper sey, und daß man sie bey keiner

andern Form finde. Dieses mag seyn, wie es denn auch in der That so befunden wird: allein es bleibt immer noch das große Geheimniß, das Wie und Warum übrig.

Wir wollen nunmehro die Abtheilung der Oberfläche dieser Erdkugel etwas näher betrachten. Die festen Theile, Amerika, Afrika, Asia und Europa endigen sich gegen Süden und Norden, so viel wir wissen, mit der offenbaren See: was ist die Ursache davon? ist sie etwa, wie die Naturkündiger vorgeben, daß diese Lage zur Hervorbringung der Metalle bequemer sey; oder entstehen daraus die allgemeinen Ostpassatwinde, aus welchen wiederum die Westwinde entstehen, die sich gegen die festen Küsten der Vorgebirge Horn, Kommeryn, der guten Hoffnung, u. s. w. unter dem 35. 36. 37. und 38. Grade der Breite in der großen Südsee offenbaren, und aus welchen allgemeinen die andern Küstpassatwinde nothwendig entstehen müssen? Dieses kömmt mir zwar am wahrscheinlichsten vor, allein wo bleibt man denn, um alle die verschiedenen Passatwinde zu erklären, die man in der Indianischen See in einer so geringen Entfernung der Länder wahrnimmt? Man kann hier wahrscheinliche Muthmaßungen vorbringen, wie man bey den meisten Sachen von der Art zu thun pfleget, das Wie aber bleibet immer ungewiß.

Wie vielerley Meynungen hat man nicht vorgebracht, die Ursache der Ebbe und Fluth zu erklären; besonders aber über den wunderbaren

Zu-

Zu- und Abfluß des Euripus, der gewöhnlicher maßen in 24 Stunden zweymal Ebbe und Fluth hat; ungewöhnlicher Weise aber in einer Zeit von 24 Stunden wohl zwölf bis vierzehnmal verändert wird. Dieses geschieht allezeit an demselben Tage, nach dem Alter des Mondes. In dem Caspischen Meere weis man nichts von Ebbe und Fluth. In der Indianischen See habe ich an vielen Oertern bemerket, daß das Meer bey der gewöhnlichen Ebbe und Fluth 16. 17. und 18 Fuß zu und abnimmt. In dem Archipelagus bey Sanct Lazarus läuft die See zwölf Stunden lang mit einer so großen Geschwindigkeit nach Süden zu, daß die Ankertaue an den Schiffen nicht widerstehen können; desgleichen läuft sie in der Straße von Bahama so stark, daß ein Schiff in einer Zeit von 24. Stunden über vierzig Meilen von seiner Richtung abkömmt.

Man findet noch außer der gewöhnlichen Ebbe und Fluth verschiedene andere Bewegungen in der grossen See, wovon die größten Naturforscher keine Ursache anzugeben im Stande sind. Und so verschieden auch die Meynungen über die Ursache der Ebbe und Fluth sind, so laufen sie doch meistens alle da hinaus, daß sie dem Monde die nächste Ursache davon zuschreiben. Es ist wider meine Absicht, mich weitläuftig darüber zu erklären: gleichwohl will ich im Vorbeygehen von dieser Veränderung eine Erklärung zu geben suchen,

chen, die sich nicht auf eine Hypothese, sondern auf die Natur der Kugel selbst gründet.

Die allgemeine Ursache davon muß man in der Eigenschaft der Kugel und des Wassers suchen. Alles, was sich auf diesem Erdboden befindet, und in einer Beziehung damit steht, suchet sich vermöge seiner Schwere jederzeit dem Mittelpuncte derselben zu nähern. Alle flüßige Körper bestreben sich ihre Horizontalfläche zu behalten. Die Erdkugel ist rund; das Wasser, welches darinnen und darauf ist, ist flüßig und wird mit ihr beweget. Nun stelle man sich eine hohle runde Kugel vor, die halb voll Wasser ist, und bewege sie in die Runde: so wird man finden, daß das Wasser allezeit senkrecht und balancirend auf und abfließe. Dieses halte ich auf unserer Erdkugel für die allgemeine Ursache der Ebbe und Fluth. Der Mond ist eine Mittelursache, um den Stoß der See zu bestimmen; und man findet in der Erfahrung, daß die Ebbe und Fluth in einem Verhältnisse mit dem Laufe des Mondes zurückbleibe, und daß sie täglich um 48. Minuten später komme. Ueber die besondern Umstände will ich mich gegenwärtig nicht weiter einlassen, zumal da viele davon gar nicht erkläret werden können.

In den großen Seen folgt der Lauf der Ströme den Richtungen der Winde: diese verändern sich zwischen den Wendekreißen nach dem Stande der Sonne, und darnach wechseln auch die Moussons, woraus die Lufterscheinungen nach

der

der Lage der Oberfläche der Erde in einem und eben demselben Lande anders ausfallen. Was ist nun die Ursache, daß man sie auf der Küste von Peru und an den Ufern der großen Südsee niemals findet; sondern daß man beständig eine gleiche Luft und niemals Sturm hat; daß es nicht regnet, daß sich weder Donner noch Ungewitter hören läßt, sondern allezeit gemäßigtes Wetter hat? Gehet man hingegen 12 Meilen ostwärts ins Land hinein, so findet man eine Veränderung vom Wetter und Winde, so, daß man ganze Monate lang Regen, Sturm und Ungewitter empfindet. Auf der Südsee hat man einen beständig dauernden Ostwind, helle Luft und niemals Sturm; und dieses geschieht in einer Strecke von 14 bis 1500 Meilen, und noch mehr.

In Egypten, Persien und in dem wüsten Arabien regnet es beynahe niemals: an andern Oertern hingegen hat man drey Viertheile vom Jahre Regen. Unweit der Insel Madagascar, Mauritius, und Don Maskarin hat man bisweilen erschreckliche Stürme und starke Orkane, die man außerdem in keiner See findet. Zwischen der Insel Formosa und dem Chinesischen Walle begegnet den Japanischen Schiffen vielmals jähling und auf das unerwartetste ein so gewaltiger Wirbelwind, daß kein Schiff der Wuth dieser Winde zu widerstehen im Stande ist. Vielmals gehen sie darinnen zu Grunde: außer diesem Zufalle aber hat man beständig helles und stilles Wetter. Man kann zwar, so, wie von

den

den meisten Wirkungen der Natur, eine wahrscheinliche Ursache angeben, allein, sie gründet sich, wie ich bereits gesagt habe, mehrentheils auf eine Hypothese. Niemand kann sie mathematisch beweisen, und man sieht sich genöthiget, so wie in allen andern Dingen, seine Unwissenheit zu bekennen. Sowohl in der ganzen Schöpfung als dem geringsten Gegenstande unserer Betrachtungen liegt ein Abgrund von Unbegreiflichkeit verborgen. Geht man weiter fort zu den vorhandenen Producten der Erde, wie die Metalle, Mineralien und Steine wachsen, und durch eine lebendigmachende Kraft fortgepflanzet werden; wie Feuchtigkeit und Wärme alles nähret und hervorbringt; wie die Bäume, Pflanzen, Kräuter, Blumen, und was sich ferner auf der Oberfläche der Erden befindet, auf einer Stelle bleiben, und den Ort nicht verändern wie die Thiere: so sieht man überall die Einschränkung unserer Kenntniß.

Wer dieses alles mit einem aufmerksamen Auge betrachtet, besonders aber auf die mechanische Zusammensetzung der Thiere Achtung giebt: die Art, das Wesen und ihre Wirksamkeit beobachtet; wie jedes nach einem mechanischen Triebe beweget wird, dasjenige zu suchen, was seiner Natur nützlich und angenehm ist, und dasjenige zu verabscheuen, was mit seiner Natur streitet, der kann fragen: wer lehret sie das? Was ist die Ursache dieser Neigung oder Abneigung, die beynahe eben so verschieden ist, als man Gattungen

derselben

derselben findet? Wo rühret die besondere Wirksamkeit her, die man in ihrer Haushaltung wahrnimmt? Des Menschen Leben ist zu kurz, um nur die Republick der Bienen nach allen Theilen zu untersuchen. Wie viel findet man nicht bey den Affen, Bibern und in der Haushaltung der Ameisen anzumerken? Jedes Thier, insbesondere genommen, ist ein Wunder, und niemand kann desselben innerliche Art und Wirksamkeit ergründen. Weder Plinius noch Johnston, noch alle griechische Weisen werden im Stande seyn, uns das **Wie** und **Warum** von ihrer Thätigkeit genau zu entwickeln.

Man erkennet die meisten an ihrer Gestalt, an einigen bekannten Eigenschaften, und ihrer Natur eigenen Wirksamkeit: dieses ist aber auch alles. Wenn man etwas wesentlich kennen will, so wird erfordert, die verhältnißmäßige Verbindung der Theile zu verstehen, und das **Wie** und **Warum** mathematisch beweisen können. Könnten wir so weit durchdringen, so wäre uns in der ganzen Welt nichts näher, als die Natur des Menschen zu untersuchen. Allein man sehe, wie weit wir darinnen gekommen sind. Die Menschen sind einander in vielen Dingen ähnlich, und ihre Natur ist immer dieselbe, so sehr sie auch in Art, Sitten und Thätigkeit von einander unterschieden sind. Wir kommen mit den meisten Sachen auf eine gewisse Art überein, und haben z. B. mit den Metallen, Mineralien, Pflanzen und andern Gewächsen das Wachsthum

thum gemein. Wir werden wie die Thiere genähret, und sind ihnen in vielen natürlichen Wirkungen gleich, besonders aber in dem sinnlichen Triebe, unser Geschlecht fortzupflanzen. Man kann hierbey des Herrn J. . de Mey Hallelujah und Beschreibung der heiligen Natur nachsehen, wo er ausführlicher davon handelt. Die Kenntniß sein selbst schließt also die Kenntniß einer kleinen Welt in sich, und lehret uns den Unterschied des Menschen inwendig und auswendig verstehen. In dieser Kenntniß würde also die wahre Weisheit der Menschen zu setzen seyn; denn sie lehret uns GOtt in der Regierung seiner Geschöpfe kennen, und beweiset, daß unser Stand viel edler und erhabener sey, als der andern Geschöpfe ihrer. Doch wenn ich dieses ausführlich abhandeln wollte, so würde es meiner Absicht zuwider seyn, und ich müßte ein ganzes Buch davon schreiben. Des Cartes in seinem Tractate über den Menschen hat dieses verständig und klug ausgeführet. Nieuwentyd hat in seiner Weltbeschauung so wie Ten Rate und viele andere davon gehandelt, welche hier nachgelesen zu werden verdienen.

Der Nutzen sich selbst zu erkennen, ist in dem Laufe unsers Lebens überaus groß. Sich selbst zu kennen, ist zum Theil sich wohl zu regieren: und wenn man dieses in allen Fällen gehörig thun wollte, so müßte man seine innerliche Beschaffenheit genau verstehen. Man müßte wissen, wie und auf was Weise die festen und flüßigen Theile mit

mit einander übereinstimmen und würken: wie wir von den äußerlichen Dingen gerühret werden, und wie dadurch Begierden in uns entstehen; wie das Verlangen nach den Gegenständen dem Körper nützlich sey, wie man den Unruhen des Gemüths zuvorkommen, und wie wir allezeit Herr über sich seyn können. Ist man dieses Willens, so muß man mit seiner eigenen Natur und Vernunft zu Rathe gehen: diese wird uns am besten sagen, was man unter Furcht und Hoffnung verstehe, was Lust, Nahrung, Gesellschaft und so weiter sey, und was wir von den äußerlichen Dingen suchen oder vermeiden sollen. Der Schöpfer hat die Begierden in unsere Natur gelegt, und sie sind nöthig, wenn wir uns selbst wollen kennen lernen, doch muß sie die Vernunft allezeit regieren, und die Oberhand über sie behalten. Will man sich aber selbst erkennen lernen, so wird ein ruhiges Gemüth dazu erfordert. Die allgemeine Art dazu zu gelangen, zeiget uns der Pater du Moulin in seinem Buche **der Friede der Seele und das Vergnügen des Geistes**, wohin wir den Leser verweisen. Ferner muß sich ein jeder untersuchen, wie weit er darinnen gekommen ist. Ich für meine Person kann wohl sagen, daß ich mir vielleicht mehr Mühe gegen habe, als viele andere, und daß ich bey meinen Widerwärtigkeiten ziemlich gelassen gewesen sey: gleichwohl wurde ich vielmals, wenn ich am stärksten zu seyn glaubte, ganz unerwartet überwunden. Hierdurch entdeckte ich

 meine

meine Ohnmacht, und zugleich die wenige Kenntniß meiner selbst, wie auch dasjenige, was mich so plötzlich überwand.

Jeder Mensch hat eine besondere Beschaffenheit, folglich werden wir auch alle von den Gegenständen auf eine verschiedene Art gerührt; die Empfindungen sind also anders, die Begierden sind anders, und sind auf eine andere Art auf die Gegenstände gerichtet, so wie es eines jeden Temperamente gemäß ist. Aus dieser Verschiedenheit entstehen auch endlich die verschiedenen Begebenheiten auf diesem grossen Schauplatze der Welt. Was ist nun die Ursache, daß ich dasjenige meide, was der andere für sein höchstes Gut hält? Was ist die Ursache, daß die Menschen von ihren Begierden auf eine so entgegengesetzte Art gereitzet werden? Was der eine lobet, verachtet der andere; was einem angenehm ist, wird der andere meiden u. s. w. Der Mangel der Erkenntniß sein selbst und der Dinge die außer uns sind. Wer weis den Zusammenhang der Dinge, wie und auf was Art sie in einander wirken? Wer kann den ersten Ursachen nachspüren, und die Folgen entwickeln? Niemand als GOtt alleine, der sich in seinem Wesen, und in seinen Werken kennt. Er giebt seine Ehre keinem andern, sondern stellt uns das Ganze als ein Gemählde von seiner Macht vor, um es zu besehen und uns in Verwunderung zu setzen. Die innerliche Würksamkeit aber und die Grundursachen der Dinge sind für einen eingeschränk-

geschränkten Verstand unergründlich: wir sehen sie nur von hinten, und von außen, und schließen alsdenn nach unsern Empfindungen oder aufs höchste nach einer scheinbaren Erfahrung. Allein von vorn aus dem ganzen Zusammenhange, und wie jedes in dem Ganzen auf einander würket, begreift es niemand als GOtt alleine, der die Welt erschaffen hat, und durch seine Allmacht erhält und regieret; Er offenbaret uns seine ewige Kraft und Würksamkeit und entwickelt uns seine ewige Vorsicht, die sich über alles ausbreitet. Nichts ist mir jederzeit angenehmer gewesen, als GOttes Werke mit einem ruhigen und aufmerksamen Gemüthe zu betrachten: meine Umstände mochten beschaffen seyn wie sie wollten, so fand ich allezeit überflüßig Stoff mir seine Weisheit, Macht und Güte vorzustellen. Ich war ruhig, sicher und zufrieden, weil ich wußte, durch wessen Macht alles bestehet, erhalten und regieret wird.

Das einzige, was dem Memschen in seinem Leben Zufriedenheit schaffen kann, ist, wenn er seinen Willen dem Willen GOttes unterwirft, und sich so aufführet, wie ein guter und erfahrner Steuermann, der Wind und Wetter voraussieht, und sich bey allen Gelegenheiten seiner Kunst und Kenntnisse bedienet.

Der Ausschlag des Schicksals kann durch nichts entwickelt werden: man erwartet daher alles, was geschehen kann. Man fürchte sich nicht sowohl Böses zu leiden, sondern hüte sich

vielmehr, es zu thun; man halte sich ruhig, und suche jederzeit zufrieden zu seyn: man untersuche sich selbst genau, und lasse niemanden seine Schwachheiten merken. Epictet sagte: **Leide und meide, so überwindest du das Schicksal:** Wenn man sich daher selbst wohl kennet, so wird man auch Zeit, Ort und die Personen zu kennen im Stande seyn. Man sey bey den Gedanken, Worten und Werken vorsichtig, so wird man allezeit wohl fahren. Die Kräfte haben zwar ihre Gränzen, allein, ein geschickter Spieler, der über sich selbst Herr ist, hat viele Vorzüge. Man nehme die Zeit und die vorkommende Gelegenheit wohl in Acht, denn wenn beydes einmal versäumet ist, so bekömmt man es so wenig wieder als die verlohrne Ehre. Man genüße das Gute, und lebe ruhig: und wer gut gelebt hat, der muß auch nothwendig so sterben.

Allein ich bin hier selbst verlegen. Meine Einbildung hat mir viele Dinge als gegenwärtig vorgestellet. Ich war Willens, Regeln zu schreiben, wie man im gemeinen Leben thun und reden soll: ich urtheile über das moralische Betragen der Menschen, und es bleibt mir in der Kenntniß seiner natürlichen Beschaffenheit noch vieles dunkel. Ist es nicht eitel, daß ich zu Bermahne, man solle angenehm sprechen, ob ich gleich sehe, daß einer viele Vorzüge hat, der solches zu thun im Stande ist. Wo kömmt dieser Laut her, wie wird er erreget? Mancher trifft von Kindesbeinen an den Ton, der jedermann

reizet;

setzet; ein anderer hingegen hat eine Stimme, die jedem unangenehm ist. Dieses, so gering es auch scheinet, legt vielmals den Grund zu dem Gebäude unsers Glücks in dieser Welt: und was trägt man dazu bey, diesen oder einen andern Laut zu machen?

Wie unwissend kommen wir nicht auf die Welt! wir wachsen in Vorurtheilen, und unsere mannbaren Jahre verstreichen, indem wir die Gewohnheiten anbeten. Wir schätzen die meisten Dinge nach der Mode des Jahrhunderts; und kluge Köpfe opfern vielmals Gesundheit und Verstand den Einbildungen und Grillen der so genannten Philosophie auf, bis sie von Lebensgeistern entblößet in ein frühzeitiges Alter verfallen, und den Körper außer Stand gesetzet haben, die Annehmlichkeiten des Lebens zu genießen. Die Sinne werden stumpf, das Gedächtniß wird schwach, und endlich folgt der Tod, wo sie von aller weltlichen Weisheit und Gelehrsamkeit Abschied nehmen müssen. Ist also unsere Lebenszeit nicht zu kurz, und das Spiel zu gering, um den Körper und den Geist abzumatten, und Verstand und Gesundheit einem kleinen eiteln Ruhme aufzuopfern, woran nach einem Jahrhunderte nicht mehr gedacht wird?

Warum strebt man so sehr nach diesem eiteln Ruhme, und bleibt nicht vielmehr still und ruhig; wie die andern Geschöpfe, die nicht weiter gehen als auf die gegenwärtige Empfindung, und nichts anders zur Absicht haben, als was ihnen nützlich

und angenehm ist? Hierauf antworte ich: dieser natürliche Trieb ist nur allein bey dem Menschen zu finden, der nach einer Ruhe und einer Vollkommenheit strebet, die eine ewige Zufriedenheit einschließt. Diese kann er in keinem eingeschränkten und natürlichen Wesen finden; er ruhet daher nicht, sondern geht mit sich und den Gegenständen, die außer ihm sind, zu Rathe; er spüret den Ursachen nach, und findet, daß sich alle geschaffene Dinge verändern, und daß nur sein Geist etwas habe, welches etwas ewiges und beständiges in sich fasse; und endlich kömmt er auf den Gedanken, daß eine erste Ursache seyn müsse, die nichts mit Veränderungen zu thun haben könne, sondern ewig so bleibe, wie sie ist. Auf diese Art kömmt der Mensch durch die Betrachtung der Natur zu der Kenntniß GOttes, worzu uns der Schöpfer gleichsam bey der Hand führet, indem er uns durch seine Werke und durch die Erhaltung und Regierung der Geschöpfe zeigt, wie wir zu seiner Kenntniß gelangen können.

Der Mensch ist zu dieser Würkung gebohren und um nicht zu irren, oder sich selbst zu verwirren ist nichts besser, als den einfältigen Verstand mit klaren und deutlichen Begriffen zu veredeln, damit man regelmäßig denke. Hierzu leitet uns die practische Philosophie, denn sie ist auf Erfahrung gegründet, und kömmt mit unserer Vernunft überein, zumal da sie dem Menschen die beste und allgemeinste Gewißheit giebt.

Sie

Sie erhebt ihn zwar nicht über seine Einschränkung: allein, sie ist doch das Mittel, wodurch wir eingeschränkte Geschöpfe es so weit bringen, als es GOtt sich uns zu entdecken beliebte, oder so weit es unser Verstand zuließ. Sie ist also von überausgroßem Nutzen, und der Grund aller Kenntnisse der Natur und der Kunst.

Der Landmann kann ohne dieselbe die Zeiten nicht unterscheiden, wo er die Erde mit Nutzen besäen soll. Der Gärtner muß eben so wohl die Jahreszeit, die Luft, die Erde, den Boden und was weiter zu seinem Berufe gehört, durch die Erfahrung lernen, als der Kräuterkenner die Art und Kraft der Kräuter und Pflanzen. Sie lehret die Aerzte, wie sie die würkenden Kräfte der Dinge auf die menschlichen Gebrechen anwenden sollen, welches in der Gesellschaft der Menschen eine eben so nöthige als nützliche Kunst ist. Der Anatomiker lernt durch die Zergliederungskunst den Unterschied der flüßigen und festen Theile, und den wunderbaren Zusammenhang der Nerven, Muskeln, Beine, u. s. w. und wie alles in einer Beziehung auf einander würkt. Zu dieser Kunst wird inzwischen viel erfordert, und so weit man auch darinnen gekommen ist, so fehlt doch immer noch gar viele andere Volkommenheit, so daß selbst die Erfahrensten in vielen Stücken ihre Unwissenheit zu bekennen genöthiget sind, weil gar zu viel Dinge darinnen zusammen kommen. Man sehe z. E. wie sehr die Menschen in ihren Tempera-

peramenten, in der Luft, in der Nahrung, in den Lebensregeln, und in vielen andern Dingen verschieden sind, die auf unser Naturell einen Einfluß haben, und man wird finden, daß wir viel weiter von einander unterschieden sind, als jemand zu begreifen im Stande ist. Alle diese Dinge hängen von einem blosen Zufalle ab, der alle Erwartung über den Haufen wirft; daher die ältesten und erfahrensten Aerzte selten von der einfältigen Erfahrung und von bekannten Dingen abweichen, sondern blos der Natur zu Hülfe zu kommen suchen, um ihre Patienten keiner Gefahr auszusetzen.

Kurz, die auf Erfahrung gegründete Philosophie hat den wesentlichen Nutzen und das Vergnügen des Körpers so wohl als des Geistes zum Grunde: und darum muß sich ein jeder darinnen üben, weil sie der Schlüssel zu allen Künsten und wahren Wissenschaften ist. Doch, so angenehm und nützlich sie auch ist, und so sehr sie unsere Gedanken zu einem allweisen und guten Schöpfer erhebet, so hat sie ihre Gränzen. Man muß niemals außer der Erfahrung aus Begriffen Folgen ziehen, so gewiß sie auch mit der Vernunft übereinzukommen scheinen; denn man fällt unvermerkt in eine Ungewißheit, wie man aus den Beweisen sehen kann, welche die Naturkündiger von verschiedenen Gegenständen geführet haben. Wir sehen zwar viel Dinge, wir können aber nicht allezeit ihre verschiedenen Würkungen erklären. Die Erfahrung lehret

uns

uns zum Exempel, daß der Magnetstein zum und von dem Eisen beweget wird: die Nordachse zieht es an sich, den Südpol hingegen stößt es von sich. Die Compaßnadel, welche mit diesem Stein bestrichen ist, zeigt uns beynahe Norden, und bleibt jederzeit dahin gerichtet: dieses ist gewiß, und man bedienet sich derselben in der Seefahrt mit großem Nutzen; der Seemann verläßt sich darauf, und segelt damit über die wilde See, um die Erdkugel herum. Die Abweichung der Nadel weis er durch die Kunst zu ersetzen; übrigens aber bemühet er sich nicht, die Ursache von dieser Würkung ausfündig zu machen; auch weis der größte Naturkündiger so wenig zu ergründen und zu beweisen, als der geringste Matrose.

Die mechanischen Dinge haben jederzeit einen Fehler, welches man mit allen Erfindungen, Nachahmungen und andern Dingen, die man zu verschiedenen Zeiten verfertiget, beweisen kann. Ein Compaßmacher bestreiche z. E. verschiedene Nadeln mit einem und eben demselben Steine, und er wird keine einzige finden, die nicht von der andern verschieden wäre. Dieses erfährt man auch bey allen andern nachgemachten Dingen: man sieht es an den Violinen, an den blasenden und andern erfundenen Instrumenten. Wie verschieden ist nicht das Schreiben, ob es gleich bey einem einzigen Meister gelernet wor-

den ist? Es können nicht zwey Dinge seyn, die in allen Stücken so weit mit einander übereinkommen, daß nicht ein mehr oder weniger großer Unterschied darinnen sollte zu finden seyn. Dieses rühret, wie die Erfahrung lehret, von der verschiedenen Beschaffenheit der Menschen her. Geht es also mit den Dingen so, welche wir so zu sagen, nur nachmachen dürfen: um wie viel größer würde der Unterschied seyn, wenn wir solche Dinge erfinden, vermindern und vermehren sollten, deren Art und Kraft uns eigentlich unbekannt ist? Hier kommen zu viel Dinge zusammen, welche den Verstand verwirren.

Zum Beschluß will ich noch folgendes beyfügen: bey meiner Ankunft zu Batavia wurde ich von dem Herrn Secretair Hendriks im Namen des edlen Herrn Zwaardekron ersucht, über die Ursache der Abweichung des Compasses eine Abhandlung zu schreiben. Ich suchte mich anfänglich davon los zu machen, indem ich vorstellete, daß dieses mathematisch zu beweisen unmöglich wäre: doch versprach ich endlich meine Gedanken davon aufzusetzen. Ich that es, und Herr Hendriks übergab es dem edlen Herrn, der mit meinem Beweise zufrieden zu seyn schien.

Mein Beweis gründete sich darauf, daß ich dem Erdboden eine magnetische Kraft zuschrieb; weil man auf der ganzen bewohnten Erde keine

einzige

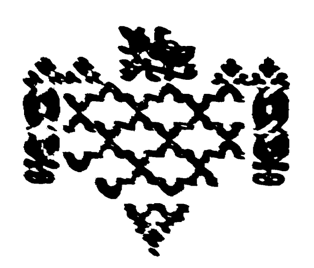
einzige Gegend findet, wo nicht der Unterschied, in der Abweichung mehr oder weniger groß sey; und daß die Verschiedenheit des Bodens, welche durch Erdbeben, Versinkung von Ländern, Ueberströmungen und durch alles andere, was die Oberfläche der Erde zu verändern im Stande ist, entstehe, nebst tausend andern mir unbekannten Zufällen die nächsten Ursachen seyn, daß sich die Abweichung an einerley Orte verändert. Man nehme zum Beweis das Vorgebirge der guten Hoffnung, wo die Abweichung ehemals nach Nordosten zugieng, und gegenwärtig ist sie nordwestlich. Dieses findet man an vielen Oertern.

Dieses waren die vornehmsten Gründe, worauf mein Beweis beruhete; und sie kommen mir auch wahrscheinlich vor. Die fernern Folgen, welche mich die Erfahrung gelehret hatte, gaben mir einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit: doch gab ich es nicht für ganz sicher aus, weil mir der Beweis in vielen Stücken selbst kein Genüge leistete. Es kommen dabey zuviel Dinge zusammen, welche bisher noch niemand durch die Erfahrung hat beweisen können.

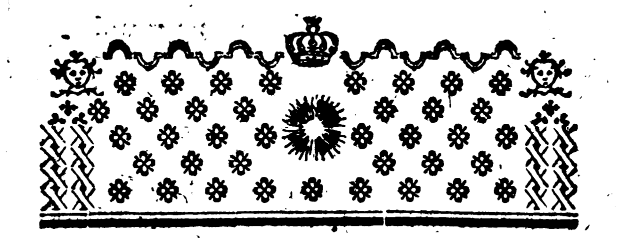
Eben so geht es auch mit den mechanischen Erfindungen, sie laufen zwar nicht wider die Proportion: sie thun aber auch nicht allezeit die Würkungen, die man von ihnen erwartet.

Ich

Ich bin also mit dem zufrieden, was mich die Erfahrung lehret, denn sie hat alle erfundene Künste und nützliche Wissenschaften hervorgebracht: man muß aber außer derselben in der Theorie keine gewissen Gründe suchen, es wäre denn, daß die Folgen ebenfalls die Probe hielten, weil man sonst in Ungewißheit verfällt. Dieses ist der Zweck meiner Anmerkungen: übrigens aber mag ein jeder seinem Geschmacke folgen, und ich wünsche nur, daß man für allen Dingen zur Absicht habe die Herrlichkeit des allmächtigen, allweisen und gütigen Schöpfers auszubreiten.



Auszug
aus
Jacob Frankens
unglücklichen Reise
mit dem Schiffe der Fleis
von Batavia über Bengalen
nach Holland
in den Jahren 1756. bis 1760.
enthält
eine Beschreibung
von
Bengalen, Rio de la Goa, und
des Vorgebürges der guten
Hoffnung.



I.

Lage des Reichs Bengalen und der umliegenden Gegenden.

Das Königreich Bengalen liegt in Asien, und gränzet gegen Norden an die Tartarey, und den Fluß Hierop, der sich in den Indus ergüßet; gegen Osten an das Reich Ava und Aracan; gegen Westen an Orixa, und gegen Süden an den Meerbusen von Bengalen, der in die große Südsee fällt. Es begreift verschiedne besondre Provinzen und Gegenden unter sich. Die Hauptstadt heißt Daka, und liegt an dem großen Flusse Ganges; die andern Städte sind Patna, Chattignan u. s. w. wovon der Leser bey van Lindschoten, le Blanc, Schouten, Bogard, und vielen andern neuern Schriftstellern ausführlicher Nachricht finden kann.

Dieses Königreich gehöret dem großen Mogol, der ganz Indien bis an das Cap Kommeryn in seiner Gewalt hat; doch hat er die innländischen Völker, die sich in den Bergen aufhalten, und Heiden sind, niemals bezwingen können,

können. Einige von diesen innländischen Gu- verneurs erscheinen vielmals mit einer Armee von 20. bis 30. tausend Mann, und treiben von dem Landvolke und in den Seeplätzen starke Con- tributionen ein. Sie lassen sich auch bald von der einen, bald von der andern Partey als Hülfs- truppen gebrauchen, verwüsten alles, was sie können, und spielen so lange ihre Rolle, bis sie von der Macht des Mogols genöthiget werden, in ihre Berge zurückziehen, wo sie völlig sicher sind, und unmöglich verjaget werden können.

Der große Fluß Ganges, als die Gränze des westlichen und östlichen Theils von Asien hat seinen Ursprung in dem großem Gebirge Cauca- sus, und liegt unter dem 41. Grade nördlicher Breite, und dem 107. Grade der Länge. Er durchströmet verschiedene Gegenden, worinnen er seine Aeste verbreitet, ferner fließt er durch die Landschaft Bengalen bis unter den 23. Grad nörd- licher Breite, und den 109. Grad der Länge, wo er in den Meerbusen eben dieses Namens fällt. Man hat zu Bengalen an beyden Seiten des Flusses eine angenehme Aussicht über die Reis- felder und Wiesen; auch findet man sehr schöne Landhäuser, und andere Oerter, wo die Englän- der, Franzosen und andere handelnde Nationen ihre Contore haben. Dieser Fluß ist wegen der starken Ströme und der vielen Sandbänke sehr gefährlich. Die sicherste Rhede für die daselbst ankommenden Schiffe ist die zu Maypoer, ohn- gefähr vier Meilen über Voltha, wo man die

wenig-

wenigsten Ströme antrifft, und sowohl bey Abwechselung der Musson als in der übeln Mousson selbst, vor den größten Gefahren sicher ist.

Das Land ist sehr fruchtbar, und liefert vortreffliches Getraide und guten Reiß, wie auch viele Arten innländischer Früchte, als Pisangs, Ananas, Limonen u. s. w. Auch ist es wegen der vielen Seide, Leinwand, Salpeter und Opium berühmt. Im Monate May fängt sich die Hitze an, wobey starke Platzregen fallen, bey welchen die Häuser einzustürzen Gefahr laufen. Dieses Wetter verursacht eine Menge von Krankheiten. Man hat von dieser Zeit an bis in den Monat October lauter Südwestwinde, worauf der Nordwind an zu wehen fängt, und die Mousson verändert. Diese Abwechselung der Mousson ist vielmals mit starken Stürmen begleitet, und wird bey ihnen der große Elephant genennet. Die in dem Flusse liegenden Schiffe werden dadurch bisweilen von ihren Ankern losgerissen, und hier und da entweder auf die Sandbänke, oder auf das Land getrieben, wie solches im Jahre 1754. den Compagnieschiffen Hartekamp und **Wirsburg**, begegnet ist. Dieses währet vier oder fünf Tage, und alsdenn fängt es an, trocken Wetter zu werden. Man säet auch zu dieser Zeit die grünen Sachen, welche im Jenner reif werden, und denen in Europa nichs nachgeben.

Das Dorf, worinnen unsere Loge erbauet ist, heist Suntsura; es ist in seinem Umfange ziemlich groß, und mit einem großen Basar oder

Markte versehen, worauf täglich alles zum Verkaufe gebracht wird. Es hat verschiedene ansehnliche Gebäude, worinnen des ehemaligen Directors von Bengalen des edlen Herrn Sichtermanns seines besonders in die Augen fällt. Ferner findet man sehr schöne Landhäuser und Spaziergänge, wovon besonders der Weg nach Candernayor zu merken ist; dieses ist ein Dorf, worinnen die Franzosen eine sehr starke Festung, die nicht nur an der Seite des Flusses, sondern auch vor dem Wasserthore mit Batterien versehen ist, besessen haben, doch ist sie im Jahre 1757. von den Engländern verwüstet worden. Dieses Dorf liegt eine Stunde von dem unsrigen, und der Weg dahin ist einer der schönsten, den man in dieser Gegend findet. Unter allen Contoren, welche an diesem Flusse liegen, verdienet der Engländer ihres gerühmet zu werden. Es ist unter dem Namen Calcatta bekannt, und hat nicht nur schon ehemals schöne Häuser, kostbare Kramläden, und ein sehr starkes Castel gehabt, sondern ist auch, wie mich diejenigen versichert haben, die nach mir aus Bengalen gekommen sind, so verändert worden, daß es mit Recht unüberwindlich genennet werden kann. Die Häuser der Europäischen, Armenischen und anderer ansehnlicher Kaufleute sind von gebackenen Steinen, auswendig mit weißem Kalk bestrichen, ein Stockwerk hoch, und statt des Daches oben mit einer Platte versehen.

Dieses

Dieses Land ist reichlich mit Rindvieh, Schaafen, Böcken und Hühnern versehen; und alles ist um einen billigen Preis zu bekommen. Wilde Thiere, als Tiger, Jakhalse, *) Naßhörner, Elephanten und Camele findet man daselbst in grosser Menge: die Schlangen, wovon ich welche gesehen, die dreyßig Fuß lang waren, und zwey Fuß im Durchschnitte hatten, findet man ebenfalls häufig. Die Elephanten werden von den Mohren im Kriege gebraucht, und sind von ungemeiner Größe. Der Stolz der Mohren auf diese Thiere ist so groß, daß sie ihre Zähne mit silbernen Ringen beschlagen lassen. Es ist sehenswürdig, wie diese Thiere essen und trinken, weil sie alles mit ihrem Rüssel aufnehmen, und es damit in das Maul zu bringen wissen. Die Stärke dieser Thiere ist ungemein groß, daß sie mit ihrem Rüssel ganz leicht einen Baum aus dem Grunde reissen können. Sie säugen ihre Jungen und haben ihre Brüste, die sehr groß, und mit einer Warze versehen sind, gleich hinter ihren Vorderfüssen. Ihre Zähne stehen aus dem Maule heraus, und sind sehr groß und schwer, wie ich denn selbst verschiedene von 90 und 100 Pfunden gesehen habe.

Die Camele brauchen sie zum Lasttragen, um den Reiß und andere Güter überall hin zu schaffen. Es ist merkwürdig, daß dieses Thier nicht mehr als seine gewöhnliche Last tragen will; und wenn es an seinen bestimmten Ort gekom-

*) Eine Art grosser wilder Füchse.

men ist, so legt es sich sogleich nieder, um seine Last desto leichter los zu werden.

Die Völker dieses Landes sind in zwo Gattungen unterschieden, in Mohren und Heiden. Jene bekennen sich zu der mahumedanischen Religion, und bestehen durchgehends aus einer Mischung von Türken und Heiden. Diese sind in unterschiedene Secten vertheilet, doch sind die meisten Pythagoristen, und essen nichts, was gelebet hat. Wir wollen ihre Art, ihre Sitten und ihren Gottesdienst kürzlich beschreiben.

Art, Sitten und Gottesdienst der Mohren.

Man darf den Mohren im geringsten nicht trauen, weil sie sich nicht scheuen würden ihren eigenen Vater ums Leben zu bringen, um dadurch zu dem Besitze seiner Güter zu gelangen. Diese Nation hat allezeit eine große Hochachtung gegen die Europäer gehabt: allein, da sie diese in vielen Stücken zu gut unterrichtet haben, so verändern sie nunmehro ihre Hochachtung in Herrschaft. Sie sind durchgängig schön von Gestalt; einige sind pechschwarz, andere sehen aus, wie von der Sonne verbrannt, alle aber haben sich das Haupt geschoren. Ihre Kleidung bestehet in einem weißen Gewande, einem weißen Gürtel um den Leib, und einem Turban auf dem Haupte: alles dieses ist von feiner Leinwand, und an den Füssen tragen sie Pantoffeln.

Ihre

Ihre Häuser sind von Leim und Stroh: der großen Kaufleute ihre aber sind von Steinen. Man findet unter ihnen allerhand Handwerker, und sehr große Kaufleute. Ihre Kost bestehet meistentheils in Kerry, der von Fischen oder Hühnern mit Ingwer, spanischen Pfeffer, Curcume, Kümmel, Knoblauch und andern Dingen zubereitet ist, und einen guten Geschmack hat. Die Gemeinen brauchen niemals Teller, um ihre Speisen darauf zu legen, sondern Pisangblätter. Vor Schweinenfleisch haben sie einen eben so grossen Abscheu als die Juden, und werden nichts angreifen, wo welches gelegen hat. Sie trinken sehr starken Caffee, und sind besonders große Liebhaber von Liqueurs. Einige von ihnen haben viele Weiber und Kebsweiber, doch kann man sie niemals zu sehen bekommen. Sie sind im Kriege noch tapfer genug, und haben auch gutes Geschütz; allein mit ihren Flinten können sie wenig ausrichten, weil kein Schloß daran ist, und sie blos mit Lunte losbrennen müssen. Die Sprache, welche sie sprechen und schreiben, ist mehrentheils persisch, und sie sind überaus geschickt, kurze und angenehme Briefe zu schreiben.

Außer ihrer Kleidung ist ihr größter Zierrat ein großer Haudegen, den sie an der Seite tragen.

Ihre Religionsübungen sind meistens alle nach türkischer Art. Wenn sie den neuen Mond betrachten, so haben sie eine große Freude, und

thun nichts als schießen. Sie haben auch Tempel, Priester und einige Feste. Unter andern habe ich das Fest des Heydost feyern sehen, welcher eines Königs Sohn gewesen ist, der im Kriege sein Leben verlohren hat. Dieses Fest dauerte ganzer vierzehn Tage, in welcher Zeit sie nichts anders thaten, als daß sie Tag und Nacht ein klägliches Geschrey machten, und sich auf die Brust schlugen. Den letzten Abend giengen sie durchs ganze Dorf, und ließen einen schönen und wohl erleuchteten Tempel vor sich hertragen; andere hatten Fackeln und bloße Säbels in den Händen; andere machten seltsame Figuren, und endigten endlich dieses Fest mit Tanzen und Singen.

Wenn sie einen Eid thun, so legen sie den rechten Ellbogen auf den Alcoran, und sagen dabey: **Wenn ich nicht die Wahrheit gesagt habe, so soll mirs ins künftige übel gehen.**

Art, Sitten und Gottesdienst der Gentiven oder Heiden.

Diese heidnische Nation ist durchgängig viel treuer, als die Mohren, und ganz und gar nicht diebisch. Sie sind ebenfalls schwarz und wohlgestaltet, und haben ein langes schwarzes Haar. Einige von ihnen gehen nacken und haben blos die Schaamglieder mit einem Stückgen Leinwand bedeckt; andere sind gekleidet wie die Mohren,

ren, jedoch mit dem Unterschiede, daß sie ihre Kleider auf der linken Seite zumachen, da solches die Mohren auf der rechten thun, woran sie einander erkennen. Ihre Häuser sind meistens von Leim mit einem Strohdache, und ihr Hausrath hat wenig zu bedeuten. Sie sind in allen Handwerken erfahren, und jedes hat sein besonderes Geschlecht, d. i. wenn einer ein Schuster ist, so muß es auch seine ganze Familie, und seine ganze Nachkommenschaft seyn. So ist es mit allen Handwerkern. Außer ihrer gewöhnlichen Arbeit, womit sie ihr Brodt verdienen, thun sie nichts, und wenn sie auch noch so viel damit gewinnen könnten.

So viel ich weis, haben sie nur eine Frau, und damit man die Verheyratheten von den Unverheyratheten desto besser unterscheiden möge, so tragen sie einen goldenen Ring in der Nase. Sie heyrathen sehr frühzeitig, und ich habe noch ganz kleine Kinder gesehen, welche mit diesem Zeichen gezieret waren. Die Unverheyratzeten, besonders aber diejenigen, die etwas leicht und in dieser Gegend in Menge zu finden sind, schmücken sich mit Armzierathen, die sie von Lack sehr sauber zu machen wissen, färben sich die Fersen roth und tragen silberne Ringe an den Fußzehen.

Wenn ein Mann stirbt, so läßt sich seine Frau aus großer Liebe lebendig mit ihm verbrennen: thut sie dieses nicht, so wird sie von ihrer Nation verbannet, und lebt gemeiniglich in Unzucht,

zucht, weil es bey ihnen nicht gewöhnlich ist, sich zum zweytenmale zu verheyrathen. Ich glaube jedoch ganz gewiß, daß die meisten Witwen lieber das letzte, als das erste thun. Ihre Todten verbrennen sie gemeiniglich mit Sandelholz, welches einen angenehmen Geruch von sich giebt; oder werfen sie in den Ganges, den sie vor heilig halten.

Diese Leute tragen selten Gewehr bey sich, und scheinen gar nicht zum Kriege geneigt zu seyn; ja ich habe so gar, da sie von Kriege höreten, gesehen, daß sie alle ihre Güter verließen, und die Flucht nahmen. Einige von ihnen essen oft Kerry, andere aber nichts als Reiß: Fleisch ist bey ihnen nicht im Gebrauche, weil sie es zu ihren Opfern brauchen. Man findet unter ihnen viel reiche und kluge Kaufleute, und diese Nation ist ganz und gar nicht faul, um etwas zu verdienen. Die Sprache, welche sie sprechen, wird die Bengalische genennet, und kömmt von der mohrischen her. Sie schreiben auch auf Papier, oder lange schmale Blätter, wovon mir der Name entfallen ist, und dieses wissen sie sehr artig zu thun.

Ihr Gottesdienst ist heidnisch und abgöttisch. Sie haben verschiedene Tempel und Pagoden, worinnen beständig eine Lampe brennt. Zu ihren Opfern brauchen sie Kühe und Kälber. Sie haben auch verschiedene Feste, welche sie Josenfeste nennen. Der Abgott ist bisweilen ein Reuter zu Pferde, bisweilen ein Mann auf einem

nem Schwane, bisweilen wieder was anders. Wenn sie den Abgott unter ein Zelt gesetzet, und mit vielen Lampen erleuchtet haben, so bringen sie ihm viel Geschenke. Den Tag darauf tragen sie dieses Josje im ganzen Dorfe herum, und wenn sie an den Fluß Ganges kommen, so setzen sie den Abgott in ein Fahrzeug, fahren damit unter großem Geschrey auf und nieder, und werfen ihn endlich über Bord. Als ich sie fragte, ob ihnen ihr Josje nicht bisweilen übel begegnete, so beantworteten sie solches mit ja; sagten aber dabey, daß sie den Abgott alsdenn wegwürfen, und einen andern kauften.

Sie haben auch viele Heilige, welche sich mit Asche und Kalk bestreichen, und erbärmlich aussehen. Was ihnen diese weiß machen, das nehmen sie für die lautere Wahrheit an.

Man findet auch in diesem Lande verschiedene Römische Priester, die aus Portugal dahin gekommen sind, und die Freyheit haben, ihren Gottesdienst zu treiben. Der größte Theil ihrer Gemeine besteht aus solchen Schwestergen, die irgend einer Ursache wegen das Heidenthum verlassen, und diese Religion angenommen haben.

Die armenischen Kaufleute haben auch ihre besondern Kirchen, und sind der griechischen Religion zugethan.

Dieses ist es, was ich bey meiner Anwesenheit daselbst angemerkt habe: ich breche nunmehro ab, und wende mich wieder zu meiner unglücklichen Reise, u. s. w.

dem Golde an Farbe gleich war, sondern auch, weil uns die Dollmetscher mehr als einmal erzählet haben, daß zu den Zeiten des Holländischen Befehlshabers Jan van de Capelle eine gewisse Art von Menschen mit langen schwarzen Haaren und einem weißen Kleidgen am Leibe, (welches ohne Zweifel die Kleidung der Völker von Monomotapa gewesen ist) dahin gekommen sey, und mit Goldstaube gehandelt habe; daß aber diese Leute nicht hätten wiederkommen wollen, weil ihnen entweder Mannisse, oder die von Seringe, die eingetauschten Waaren abgenommen hätten. Hieraus schlüße ich, daß man, wenn man mit einem ausgerüsteten Boote und 50 Mann diesen Fluß hinauffegelte, so weit es möglich wäre, keine fruchtlose Reise thun würde, und daß man sich dieses Staubes eben so wohl bemächtigen könnte, als die Portugiesen. Nachdem ich dieses kürzlich angemerket habe, so kehre ich wieder zu diesem Flusse, wo wir uns zu unserm größten Leidwesen ganzer 26 Monate aufgehalten haben.

Dieser Fluß ist rund herum morastig, und die Ufer sind stark mit Sträuchen bewachsen. An verschiedenen Oertern an dem Ufer findet man Cerissen, welches dicht an einander gesteckte Stöcker sind, und 3 Fuß hoch hervorstehen, worinnen bey hohem Wasser Fische und auch Schildkröten gefangen werden. Die Eingebohrnen befahren den Fluß mit einer gewissen Art von Fahrzeugen, welche sie auf eine künstliche Art zusammensetzen,

zen, ohne daß sie Nägel oder Eisenwerk dazu gebrauchen; und gleichwohl sind diese Fahrzeuge sehr dichte. Bey der rothen Ecke und an vielen andern Orten findet man Austerbänke, die sehr gute Austern geben. Wenn man diesen Fluß ungefähr zwey Meilen nordwärts auffährt, so findet man auf der linken Seite einen salzigen Arm, welcher der Arm von Matol genennet wird. Diesen Namen hat er von einem Capitain, der daselbst seine Negerey hat, und unter allen da herumliegenden Häuptern der beste im Umgange ist. Dieser ist es auch, bey welchem der Befehlshaber, **Jan van de Capelle** zur Zeit der Seeräuber einige Monate gewohnet hat. An diesem Arme findet man nichts als Wälder von starken doch kurzen Dornen, rothe Erlen, Franzosenholzbäume, und Brennholz, so viel man verlanget. Wenn man bey diesem Arme vorbey ist, so findet man eine Viertelmeile weiter an eben der Seite einen frischen Arm, worinnen man, wenn man drey oder vier Meilen weit hinein ist, sehr gutes frisches Wasser antrifft, dessen wir uns bey unserem Aufenthalte beständig bedienet haben. An diesem Arme findet man ein schönes flaches Land, das sehr bequem zum Anbauen ist: und es ist zu vermuthen, daß dieser Fluß ein Arm von dem großen Flusse Seringe sey, der in dem hohen Lande entspringet, und sich hinter dem Gebirge vermuthlich weit ausdähnet. Allein wir haben wegen Mangel

an

an Volke keine Gelegenheit gehabt, dieses w[illegible]
zu untersuchen.

Außer diesem Flusse Marques ungef[illegible]
4 Meilen südwärts in die Bay hinein, entdeck[illegible]
wir ebenfalls einen Fluß mit süssem Wa[illegible]
Wir befanden, daß er an seiner Mündung [illegible]
weit war, einen starken Strom hatte, und alle[illegible]
Vermuthen nach tief in das Land hinein bis [illegible]
das hohe Gebirge lief. Wir fuhren diesen Fl[illegible]
ungefähr zwanzig Meilen hinauf, und fande[illegible]
daß der Strom des Wassers immer noch ebe[illegible]
so stark war. In diesem Flusse wird der größ[illegible]
Handel mit Elephantenzähnen getrieben, un[illegible]
das Land präsentiret sich als eine große wei[illegible]
Fläche bis an das Gebirge.

Beschaffenheit des Landes Rio de la Goa.

Das Land Rio de la Goa hat viel Hügel,
der Grund ist sandig, trocken und unfruchtbar
und das Wasser, welches man in Höhlen und
Gruben findet, ist sehr salpetrig. Es wird von
den Eingebornen gebraucht, weil sie weit von
den Flüssen wohnen, die frisches Wasser führen,
daher es durch die Länge der Zeit sehr ungesund
für sie ist. Das Land von Tempe ist wohl das
trockenste: doch ist das hohe Land, auf welcher
Seite unsere Festung gelegen hat, sehr frucht-
bar. Man findet daselbst Ananas, Pisangs,
saure Limonen, Wasserlimonen, Zuckerrohr, Zwie-
beln,

Portulak, Reiß, Taback, Patatten, türkischen Weitzen, weiße Bohnen und eine gewisse Art von Samen, den sie Parsade oder Pombe nennen. Dieser Samen wird in einem Blockmörtar gestossen, mit Wasser vermischt, und gekocht; worauf sie ihn drey Tage gähren lassen, und alsdenn trinken. Dieser Trank ist bey nahe so, als wenn man grobes Mehl mit Buttermilch vermischet: der Geschmack ist noch ziemlich gut, und dienet ihnen so wohl zur Nahrung, als auch den Durst zu löschen. Es ist ganz unglaublich, wie viel die Eingebohrnen von diesem Tranke trinken können; und sie sind nicht eher zufrieden, als bis sie recht satt davon sind, und sich einen Rausch getrunken haben.

Bey der rothen Ecke und weiter in das Land hinein findet man eine Menge von Capokbäumen, deren Früchte den Rosenknospen ähnlich sind. Wenn diese Knospen zur Reife kommen, so bersten sie von einander, und das Capok oder die Baumwolle kömmt zum Vorschein. Mangel an Lebensmitteln braucht man daselbst nicht zu leiden; denn man findet daselbst Kühe, Schaafe, Böcke, Hühner u. s. w. im Ueberflusse.

Das Land ist auch sehr volkreich; doch ist es unter verschiedne Häupter vertheilet. Die Wälder sind mit allerhand Arten von wilden Thieren angefüllet. Elephanten findet man darinnen in Menge, und die Wildschützen, welche mit dem Schiffe Scholtenburg von dem Vorgebirge

der

der guten Hoffnung dahin geschicket worden waren, haben deren 28 Stück erlegt. Ferner findet man Löwen, Tiger, Wölfe, Nashörner, Hirsche, schöne streifigte wilde Esel, und Affen. Ungeziefer, als Ratten, Schlangen, Scorpionen, Scolopenter und ungemein große Frösche findet man daselbst in Menge, desgleichen allerhand Arten von Vögeln, worunter sehr schöne blaue und grüne Turteltauben merkwürdig sind.

In den Wäldern findet man auch eine Menge Honig und Wachs, welches die Eingebohrnen auf das Pfeiffen eines gewissen Vogels zu finden wissen. Der größte Handel besteht in Elephantenzähnen und Ambra; doch habe ich von dem letzten wenig oder nichts gesehen. In dem Innern des Landes hat man köstliches Kupfer, Zinn und Eisen, welches von einer Gattung von Hottentotten dahin gebracht wird; auch habe ich von ihnen verfertigte eiserne Schaufeln gesehen, die zur Bearbeitung des Landes gebraucht werden.

Man findet daselbst in den Flüssen viel Crocodille und Seekühe, welche letztere gräßliche Thiere sind, und von den Eingebohrnen nicht können gefangen werden. Sie halten sich allezeit in frischem Wasser auf, und grasen des Nachts auf dem Lande. Eine ausführliche Beschreibung von diesen Thieren findet man in der Reisebeschreibung des Herrn Jacob de Bucquoi, wohin ich meine Leser verweise. Nur will ich noch anmerken, daß diese Thiere wegen der Här-

te ihrer Haut und dicken Knochen nicht wohl mit bleyernen Kugeln erleget werden können: man muß nothwendig zinnerne Kugeln und starke Büchsen dazu gebrauchen; und wenn man sie hinter die Ohren treffen kann, so müssen sie sogleich ihr Leben lassen.

Im September fangen die Nordwinde an zu wehen, und die Heuschrecken kommen haufenweise aus den sandigen Wüsteneyen, und bedecken die innern Gegenden von Monomotapa, wodurch vielmals Krankheiten bey den Eingebohrnen zum Vorscheine kommen; und diese bestehen meistentheils in brennenden und hitzigen Fiebern, woran die Leute in zwey bis drey Tagen sterben. In diesem Monate, wie auch im October wird das Land umgegraben, und der Samen in den Grund gebracht. Im November fängt sich die üble Mousson oder Regenzeit an, und diese dauert bis in den Monat März, worauf es am Tage so unerträglich heiß wird, daß man gar nicht im Stande ist, über den Sand wegzugehen, und sich so gar die Schuhsohlen versänget. Des Abends und des Nachts wird es sehr kalt, und des Morgens fällt ein starker Thau, der mit dem Anbruche des Tages wie ein starker Nebel in die Höhe zieht. Dieses Wetter ist vielmals mit starken Donner, Blitzen und Schlagregen begleitet; und ich kann aufrichtig versichern, daß ich dergleichen niemals weder gesehen noch gehöret habe. Allein von dem Monat März an bis zum Octo-

der ist es bisweilen sehr kalt, und beständig tro-
cken Wetter, und die Winde wehen aus Südost
und Südwest.

Lebensart und Sitten der Einwohner.

Die Einwohner dieses Landes werden von
einigen Tarnetanen genennet, doch sind sie
meistentheils unter dem Namen der Caffern be-
kannt. Sie sind sehr faul und diebisch; sie las-
sen nichts liegen, als glühende Nägel und heis-
sen Sand.

Die Männer sind durchgängig von Statur
schön und stark, laufen nach ihrer Landesart na-
ckend, und haben blos die Schaamtheile mit einem
von Binsen geflochtenen Körbgen bedeckt. Sie
haben statt der Haare Wolle auf dem Kopfe,
worauf sie sehr stolz sind, und sich solche alle Mor-
gen in verschiedenen Figuren zurechte machen
lassen. Ihr Gesicht ist auf eine sonderbare Art
zerschnitten. Diese Leute thun nichts, als daß
sie ein wenig fischen, welches sehr zu beklagen ist,
weil sie in allen Dingen sehr klug sind. Dieses
kann man daraus sehen, daß sie Nägel, eiserne
Tabackspfeifen und viele andere Dinge mehr aus
Eisen zu schmieden wissen.

Die Frauenspersonen sind kurz von Statur,
und verstellen sich durch das Zeichnen und Schmie-
ren ihres Körpers und ihres Gesichts überaus
sehr. Sie laufen ebenfalls nackend, und bede-
cken blos ihre Schaam mit einem viereckigten
blauen

blauen oder rothen Lappen, der ins Gevierte einen Fuß beträgt. Auf dem Kopfe tragen sie bisweilen Mützgen, die von Stricken sehr artig verfertiget sind. Diese Frauen sind sehr arbeitsam; sie gehen des Morgens früh in den Wald, um Holz zu hauen, und wenn sie nach Hause kommen, so treten sie sogleich an einen Block, der einem hölzernen Mörsel nicht unähnlich ist, um Parsade oder Bombesamen darinnen zu stoßen. Sie bearbeiten das Land, und sammeln in der Erndte ein. Bey allem was sie verrichten, haben sie jederzeit ihre kleinen Kinder bey sich, die sie in einem Bockfell auf dem Rücken tragen; und wenn diese kleinen Geschöpfe zu schreyen anfangen, so wissen sie sie sogleich stille zu machen, indem sie ihnen ihre Brüste, die ziemlich groß sind, über die Schultern hinwerfen und sie saugen lassen.

Ihre Wohnungen oder Hütten sind rund, und mit Schilf beflochten; der Boden und die Wände sind mit Leim und Kuhdreck bestrichen; mitten auf dem Boden kochen sie, und neben dem Feuer, welches zugleich ihr Licht ist, haben sie ihre Schlafstelle auf einer Matte und etwas aufgeworfenen Leime. Ein Stück Holz dienet ihnen zum Hauptküssen. Sie haben keinen Hausrath ausser einigen hohen runden Körben, die beynahe wie Bienenkörbe aussehen, und worinnen sie ihren Bombesamen und Bohnen verwahren.

Ferner machen sie allerhand Arten von Rohrkörbgen, hölzerne Schüsseln, Löffel, Beile und

Wurfpfeile; Netze, Stricke und Fischleinen wissen sie sehr artig und stark von Binsen in einander zu drehen. Die Bretter zu ihren Fahrzeugen hauen sie mit ihren kleinen Beilen von starken Bäumen, und so glatt, daß man sich darüber wundern muß.

Sie backen auch Brodt von Bombesamen, welchen sie, nachdem sie ihn gestampfet und geknetet haben, in Pisang oder andere Blätter wickeln. Sie machen hierauf in die Erde eine Grube, legen es hinein, und machen das Feuer oben auf die Erde, wodurch es so durchbacken wird, daß es bisweilen eine sehr harte Rinde bekömmt, und ziemlich gut schmecket.

Sie wissen auch sehr geschwind Feuer zu machen, indem sie ein Stückgen Holz nehmen, eine Kerbe schneiden, und ein wenig trockenes Heu, oder Elephantenkoth hineinlegen. Hierauf nehmen sie ein trockenes Stöckgen von Dornen, setzen es in die Kerbe, und drehen so lange, bis die Flamme herausfähret. Auf diese Art wissen sie sich in allen zu helfen.

Ihr größter Reichthum besteht in der Menge der Weiber und in Vieh. Die Weiber, die einem alleine zugehören, wohnen alle zusammen in einer Negerey oder einem Reviere. Wenn ein armer Mann nicht im Stande ist, eine Frau zu kaufen, so wird ihm von dem Könige oder Oberhaupte eine Frau angewiesen; jedoch mit der Bedingung, daß die davon kommenden Kinder dem Könige zugehören. Sie kaufen die Weiber

Weiber für zehn Böcke und eine Kuh, welche letztere sie schlachten, wenn die Frau dem Manne übergeben wird: können sie sich aber einer Frau bemächtigen, ohne sie zu kaufen, so lassen sie sich nicht faul dabey finden. So bald eine Frau schwanger ist, so wird sie nicht mehr von ihrem Manne erkannt. Jede Frau hat auch eine besondere Hütte, und wenn sie stirbt, so wird diese Hütte, mit allem was darinnen ist, in Brand gestecket: stirbt aber der Mann, so nimmt des verstorbenen Bruder oder nächster Verwandte die zurückgelassene Frau und Kinder zu sich.

Wenn eine Frau zwey Kinder auf einmal bekömmt, so bringen sie, wie mir die Eingebohrnen selbst erzählet haben, eins um, und lassen allezeit das schönste am Leben. Sie bilden sich in diesem Falle ein, daß die Frau von einem bösen Geiste geschwängert worden sey. Diese Art zu verfahren kam mir sehr grausam vor: und da ich ihnen zu erkennen gab, daß dieses unerlaubt wäre, ihnen auch dabey erzählete, daß die holländischen Weiber bisweilen wohl drey oder vier Kinder zur Welt brächten, so antworteten sie mir, daß eine solche Frau eine Nokwa, d. i. eine Hunde Schwester wäre. Wenn eine Frau gebohren hat, so geht sie so gleich an den Fluß, um sich zu reinigen: sie geht alsdenn wieder an ihre Arbeit, und das neu gebohrne Kind, welches weiß zur Welt kömmt, und blos einen schwarzen Ringel um den Nabel hat, legen sie, nach-

dem sie es zuvor gereiniget haben, in ihrer Hütte neben das Feuer auf eine Matte.

Sie leben unter einander sehr gemeinschaftlich: sie werden nichts essen, ohne einander etwas davon mitzutheilen. Sind sie auf der Reise, so werden sie niemals in Verlegenheit gerathen: überall finden sie freye Herberge: sie leben sehr unbekümmert, und sind allezeit zufrieden, sie mögen etwas zu essen haben oder nicht.

Der Geringe hat wenig Achtung vor dem, der größer ist, und Jeder ist sein eigener Herr. Sie wissen nichts von Zöllen und Auflagen oder Ausgaben für Arbeitslohn, weil sie einander in allem helfen. Daß aber gleichwohl einige Strafen unter ihnen statt finden, kann man daraus sehen, daß sie den 24. März 1759. einen von ihrem Volke ums Leben brachten, der sich mit einer Kuh vermischet hatte.

Sie sind durchgängig gesund, und erreichen gemeiniglich ein Alter von 60. 70. und 80. Jahren; ja ich habe selbst welche gesehen, die ihrer Angabe nach über hundert Jahre alt waren. Krüpel, Bucklichte oder Gebrechliche habe ich niemals gesehen, und man weiß daselbst ganz und gar nichts davon.

Sie heyrathen frühzeitig. Die Mägdgen werden im 11. und zwölften Jahre durchgehends für mannbar gehalten; verschiedene haben mit dem zwölften oder dreyzehnten Jahre schon ein Kind. Allein hier heißt es auch: früh reif, früh alt: denn kaum haben sie das dreyßigste Jahr errei=

erreichet, so werden sie schon unter die alten Weiber gerechnet, und zeugen keine Kinder mehr. Die Mannspersonen sind ebenfalls frühzeitig im Stande, die Pflichten der Ehe zu vollziehen, und sie heyrathen gemeiniglich mit dem dreyzehnten oder vierzehnten Jahre, worinnen sie den meisten morgenländischen Völkern gleich sind.

Dieses Volk, welches in dasiger Gegend wohnet, ist nicht boshaft, aber furchtsam; dabey ist es ziemlich civilisiret, welches meines Erachtens von dem beständigen Umgange mit den Holländern herrühren mag. Sie sind in Ansehung der Freundlichkeit von denen sehr unterschieden, die einige Meilen weiter ins Land hinein wohnen.

Ihr größtes Vergnügen besteht in Singen und Tanzen, und zu ihrer Musik bedienen sie sich eines Hackebrets und einer Schalmeye Sie wissen nicht, was ein Jahr, Monat oder Tag ist: und eine Stunde nennen sie einen Faden. In ihrem Essen sind sie sehr ungezogen, denn sie verschlingen meistentheils alles halb roh. Wenn sie eine Kuh schlachten, so nehmen sie das Eingeweide, die Därme und die Pfoten, legen sie ein wenig aufs Feuer, und verzehren sie sogleich mit dem größten Appetite. Die Hühnerdärme fressen sie mit Kothe und Unflathe, wie sie aus den Hühnern kommen, ganz roh; und auf diese Art machen sie es mit allem Vieh, welches sie in den Wäldern todt und stinkend finden, weswegen auch ihre Zähne alle ausgefeilet sind. Die Heuschrecken, welche den Monat September in Men-

ge dahin kommen, werden von ihnen ein wenig auf dem Feuer gebraten und ebenfalls gegessen.

Die Cerimonien, welche sie bey den Begräbnisse ihrer Todten beobachten, kommen mit der Hottentotten ihren, wovon wir zuvor geredet haben, beynahe überein; doch mit dem Unterschiede, daß jene ihre Todten ganz nackend aufrecht stehend in das Grab hineinstellen, da hingegen diese die Ihrigen in eine Kuhhaut nähen, und sie so ins Grab legen.

Die Männer begeben sich niemals, aus Furcht vor den wilden Thieren, ohne Gewehr auf den Weg, sondern sind allezeit mit einem Bunde Wurfspeilen versehen.

Wenn sie auf die Elephantenjagd gehen, so nehmen sie ihre Wurfspeile, bespeyen und bestreichen sie mit einer gewissen gekaueten Materie, weil sie sich einbilden, daß dieses großen Nutzen schaffe. Kommen sie aber an einen Elephanten, so fürchten sie sich so sehr, daß sie ihm nicht leicht nahe kommen. Sie steigen daher auf einen Baum, und werfen von da ihre Wurfspeile nach ihm, wobey sie nicht leicht fehlen werden, und jagen alsdenn die Thiere so lange mit ihrem Geschrey und Geheule, bis sie aus Müdigkeit und wegen des verlornen Blutes auf die Erde niederfallen. Wenn sie sich nun auf diese Art des Thieres bemächtiget und es getödtet haben, so wird es abgezogen, nachdem der König zuvor ein Stück von der Schnautze und dem Schwanze abgeschnitten, und es auf seine Art gesegnet hat. Jeder nimmt hierauf

hierauf ein Stück mit nach Hause, welches sogleich ans Feuer gesetzet, und nachgehends mit grosser Freude verzehret wird. Diese Thiere werden auch von ihnen noch auf eine andere und bequemere Art gefangen. Sie graben eine Grube, welche 5 bis 6 Fuß tief ist; in diese setzen sie eiserne Stangen, die 3 Fuß lang, an der Spitze sehr scharf und mit Wiederhaken versehen sind. Ueber diese Grube legen sie Stöcker, und bedecken dieselben mit Rasen. So bald nun dieses Thier darauf kömmt, so muß es wegen seiner Schwere in die eisernen Nägel fallen, worauf sie es mit ihren Wurfpfeilen so lange von hinten zu stechen, bis es durch das verlorne Blut kraftlos wird, und den Geist aufgiebt.

Man findet unter diesem Volke sehr viele Aerzte, und man hat auch sehr gute Heilungsmittel. Ich habe unter andern eine Wurzel gesehen, welche sehr gut für den Rothlauf war; doch konnte ich sie nicht habhaft werden. Diese Aerzte wissen ihre Kranken, sehr geschwind wieder herzustellen. Eine Frau, die ihre Kniescheibe gebrochen hatte, wurde in eine Hütte gebracht, worauf man ihr solche mit Binsen statt der Schienen umwund, einige gekochte Kräuter umschlug, worauf sie in wenig Tagen wieder gesund wurde. Eben so habe ich auch eine Frau curiren sehen, welche das Fieber hatte. Einer von diesen schwarzen Aerzten nahm Fett und zu Pulver gestoßenes gebranntes Fünffingerkraut, bestrich dieser Frau die Schläfe, die Stirn, die Nase, das Kinn, die

Schultern und die Füße, gab ihr etwas von diesem Pulver ein, und that ihr einen geschmierten Faden, woran Hühnerflügel hiengen, rücklincks um, und sie wurde in kurzer Zeit wieder gesund. Diese Menschen leben übrigens sehr ruhig; man hört jetzt wenig von Kriegen, die ehemals bey ihnen sehr gemein waren: und wenn ja noch welche geführet werden, so haben sie wenig zu bedeuten. Die Eifersucht findet bey ihnen ebenfalls nicht statt, denn die Mutter biethet sich nebst ihrer Tochter in Gegenwart des Mannes selbst an; ja, so gar der Mann bisweilen seine eigene Frau. Doch gehet es wohl in dem Lande von Tempe in diesem Stücke am unordentlichsten zu; denn sobald man nur einen Fuß ans Land setzet, so biethen sich diese Geschöpfe sogleich an, und leben hierinnen nichts besser als das Vieh.

Ihr größter Schmuck bestehet in gelben steinernen Corallen, oder kupfernen Ringen um den Hals, um die Arme und um die Finger; welches Metall sie höher schätzen als das Gold. Man kann hieraus sehen, wie weit die Lebensart und die Sitten der Menschen von einander unterschieden sind, welches vielleicht unglaublich scheinen möchte, wenn man es in der Erfahrung nicht so befände. Nachdem wir aber den großen Unterschied in der Lebensart dieser Völker gesehen habe, so wird es nicht undienlich seyn, auch etwas von ihrer Sprache und Gottesdienst anzumerken.

Sprache und Gottesdienst dieser Völker.

So unvernünftig und viehisch sie in ihrer Lebensart sind, eben so unbesonnen und rauh sind sie in ihren Ausdrücken. Man höret nichts als böse Worte von Ihnen ohne daß sie sich daran kehren, wer zugegen ist. Ihre Sprache ist gar nicht wortreich; lesen und schreiben ist für sie beynahe eine Zauberey, und ihre Zahlen erstrecken sich nicht weiter als auf fünfe. Das Rechnen und Zählen würde ihnen auch wenig nützen, weil sie weder Geld kennen noch handeln. Ihr ganzer Handel besteht darinnen, daß sie ihre Waaren gegen weiße, rothe und gelbe Corallen, desgleichen blaue und weiße Leinwand und allerhand nürnberger Waare vertauschen.

Was ihren Gottesdienst anbelanget, so kann man davon wenig anführen. Sie besitzen weder Tempel noch Priester noch Götzen: doch ist es wahr, daß sie bey dem neuen und vollen Monde sehr lustig sind, und ganze Nächte mit tanzen und singen hinbringen.

Der Aberglaube scheinet bey allen Völkern in der Welt statt zu finden, und ich habe auch bey diesen Menschen, die dem natürlichen Stande am nächsten kommen, wahrgenommen, daß sie bey allen ihrem Thun und Lassen auf verschiedene Art das Loos werfen, woraus sie den glücklichen oder unglücklichen Ausgang ihrer Unternehmungen beurtheilen. Fällt ihnen das Loos nicht

nicht günstig, so werden sie selbigen Tag nichts thun, ja nicht einmal über einen Fluß oder in ein ander Gebiethe gehen. Ich habe bisweilen über Kranke das Loos werfen sehen, um zu erfahren, wie der Arzt diese Krankheit curiren werde. Unter andern habe ich auch bemerket, daß sie, wenn sie krank sind, einem Huhne den Kopf abschneiden, das Blut heraussaugen, und es an einem Baum speyen, damit ihnen der Teufel keinen Schaden thun möge. Tausenderley dergleichen abergläubische Dinge findet man bey diesen Leuten, und sie halten so fest darüber, als andere Völker über ihre besondern Gewohnheiten; es scheint auch, als wenn sie die Werke einer höhern Macht und gute und böse Geister glaubeten.

Sie gebrauchen auch die Beschneidung, doch ist sie nicht bey ihnen eine Religionsübung, sondern sie thun solches, wie sie sagen, blos um die Fortpflanzung der Menschen zu erleichtern. Sie verrichten sie so wohl an Erwachsenen als an Kindern von acht bis zehn Jahren: und dieses geschieht allezeit im Monat May. Bey den Kindern und Erwachsenen, die beschnitten werden sollen, bedienen sie sich folgender Cerimonien.

Man legt den Mann oder den Knaben gerade ausgestreckt auf die Erde nieder; und dieser wird von vier Männern an Armen und Füssen festgehalten. Derjenige, der die Beschneidung verrichtet, ist gemeiniglich ein Hottentotte. Er nimmt das männliche Glied zwischen den Daumen und die Finger, und schneidet mit

einer

einer Assegay oder Wurfpfeile die Haut rund herum ab, wobey er sich wenig an das Geschrey des Patienten kehret. Sie kauen hierauf einige Kräuter, und legen sie auf die Wunden. Während der Operation erheben alle Anwesende auf eine schreckliche Art ihre Stimme, und schreyen und singen auf ihre Art so lange, bis sie geendiget ist. Sie bauen hierauf eine grosse Hütte von Rohr und Stroh, wie eine Scheune, worinnen sich auf beyden Seiten kleine Abtheilungen befinden, in welchen die Beschnittenen, deren gemeiniglich fünf und zwanzig sind, bleiben müssen. Sie dürfen von dieser Zeit an, bis sie genesen sind, nicht zu ihren Eltern ins Haus kommen, weil sie vorgeben, daß dieses der Genesung sehr nachtheilig sey. Diese ganze Zeit über wird ihnen von denen, die ihnen aufwarten, das Essen zurechte gemacht: bisweilen gehen sie auch selbst gewisse Wurzeln zu suchen, die den Erdnüssen nicht ungleich sind; sie haben zu der Zeit den Leib mit Binsen bedeckt, und auf dem Kopfe eine Mütze, die ebenfalls von Binsen geflochten ist, und wie eine kleine Tonne aussieht, so daß man nur ihre Augen sehen kann. Ihre Genesung verzieht sich bis in die Mitte des Septembers, und alsdenn machen sie sich einige Tage lustig. Die Weiber, die mit Narrenschellen um die Füße gezieret sind, tanzen dabey bis spät in die Nacht. Viele Fremde und alle Eingebohrne des Landes kommen an dem Orte, wo die Beschneidung geschehen ist, zusammen, um diese Cerimonie zu

feyern.

wurden aber von ihnen mit Stockschlägen empfangen. Als ich nach der Ursache dieses Betragens fragte, so sagte man mir, daß solches darum geschähe, weil die Mütter ihre Kinder während der Zeit der Beschneidung nicht wohl mit Lebensmitteln versehen hätten: allein man hat mich nachgehends genauer unterrichtet und versichert, daß dieses Betragen zu erkennen gäbe, daß sie die Erziehung der Mütter und den Umgang mit den Frauensleuten verlassen, weil sie sich nunmehro als Männer mit Jagen und Fischen ihre Speise selbst verschaffen können. Endlich beschlossen sie diese Cerimonie mit Singen, Tanzen und Bombetrinken. Ob die Weibspersonen ebenfalls beschnitten werden, wie es in Java, Borneo und Sumatra zu geschehen pflegt, kann ich mit Wahrheit nicht sagen, weil ich solches niemahls von ihnen gehöret habe.

Dieses ist es, was ich nach einer genauen Untersuchung bey meinem Aufenthalte von sechs und zwanzig Monaten von diesem Lande und seinen Einwohnern erfahren habe. Ich verlasse sie, da die Zeit unserer Abreise vorhanden ist, und gehe wieder an Bord des Schiffs Schoftenburg zurück.

III.



III.

Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung, und der umliegenden Ländereyen.

Dieses Vorgebirge liegt unter dem 34 Grade 20 Minuten südlicher Breite, und ist ein bergiges Land. Das Gebirge erstrecket sich so wohl nach Osten als nach Westen himmelhoch längst der Küste hin; und das innere Land ist mit höhern und niedrigern Bergen versehen, zwischen welchen die schönsten Thäler und die fruchtbarsten Auen liegen.

Es ist daselbst eine sehr gesunde Luft und angenehmes frisches Wasser. Man sieht daselbst ein sehr starkes Castel, welches an dem Fusse des Tafelbergs liegt, und mit seinen Aussenwerken versehen ist; auch findet man ein Wassercastel mit Batterien, welches an dem Strande liegt, um die Bay zu beschützen. Der Flecken, welcher nicht weit von dem Castel liegt, dähnt sich sehr weit aus, und wird ungefähr bis an die Höhe des Tafelberges bewohnt: seit 25

Jahren ist er mit verschiedenen Straßen vermehret worden, daher er eher einer Stadt, als einem Dorfe ähnlich sieht.

Viele von den Häusern sind von Felsensteinen, andere von gebackenen Steinen: einige sind nur ein Stock hoch, andere hingegen zwey. Die Dächer sind entweder von Rohr, oder sie sind ganz platt: die meisten Häuser sind auswendig mit weißem Kalk bestrichen, welches von der Rhede sehr gut aussieht. Das Rathhaus, welches man seit drey oder vier Jahren auf der Ebene erbauet hat, ist sehr ansehnlich: unter andern aber fällt die Herrengragt in die Augen, worauf verschiedene schöne Gebäude und große Eichen stehen. Die Kirche ist nach Holländischer Art gebauet, hat eine schöne Orgel, und ist mit sehr bequemen Sitzen versehen.

Der Garten der Compagnie wird von allen Fremden besehen, und nicht nur wegen seiner herrlichen Eichenalleen und Hecken von Lorbeerbäumen, sondern auch wegen der mannigfaltigen fremden Gewächse, die darinnen zu finden sind, gerühmt. Hierzu kommt noch das durchlaufende Wasser, welches von dem Gebirge so stark herabfließt, daß verschiedene Mühlen dadurch getrieben werden. Hinter dem Garten hat man einen schönen Thiergarten, vor welchem man ohnlängst eine Pyramide aufgerichtet hat,

welche

welche durch die große Allee eine schöne Aussicht machet.

Die Colonisten breiten sich sehr weit aus, und haben überall ihre Posten oder Oerter. Stellenbosch, sechs Stunden von dem Cap gelegen, ist ein schönes Dorf, welches mit zwo großen Alleen von starken Eichen gezieret, und an beyden Seiten mit Häusern bebauet ist. Am Ende desselben stehet die Kirche, welche nicht groß, innwendig aber wohl gebauet ist. Sie machet durch die breite Allee eine schöne Aussicht. Zwo Stunden von diesem Dorfe hat man das hottentottische Holland, welches sowohl wegen der schönen Plantagen, Weingärten und Kornländer, als wegen der verschiedenen Obstbäume und Küchengärten, besonders aber wegen der Eichenalleen und des Buschwerks gerühmet werden muß. Es liegt auch sehr nahe am Ufer, daher man sich nicht nur mit der Jagd, sondern auch mit dem Fischfange belustigen kann.

Drakestein, acht Stunden von dem Cap, und viere von Stellenbosch ist ebenfalls sehr schön und angenehm; doch stehen die Häuser und die Kirche mehrentheils eine Viertelmeile und noch weiter von einander. Eben so weitläuftig ist das schwarze Land, welches zwölf Meilen ins Land hinein liegt, und wohl das geringste von den Dörfern ist, weil daselbst keine

andern Bäume als bloße Obstbäume sind. Die Weinstöcke wollen daselbst gar nicht wachsen.

Das Land van Wavern liegt reichlich zwanzig Stunden von dem Cap, und sieht auf dem hohen Gebirge aus wie ein Becken. Die Häuser stehen in der Runde, und die Kirche in der Mitten. Der Fahrweg nach diesem Orte ist sehr unbequem und gefährlich, weil man über einen Berg muß, der an der einen Seite überaus hohe Klippen hat, und an der andern Seite ganz steil abläuft; dabey ist er so schmal, daß man einander mit dem Fuhrwerke kaum ausweichen kann.

Das berühmte Constantia hätte ich vor allen andern anführen sollen. Dieser Ort liegt vier Stunden von dem Cap, und es wachsen daselbst die besten und delicatesten Weine von der Welt, die sehr theuer verkauft werden. Wenn ein Fremder, der auf das Gebirge kömmt, diesen Ort nicht besieht, so ist es eben so viel, als wenn einer in Rom gewesen wäre, und hätte den Pabst nicht gesehen.

Das Land rund um das Cap giebt allerhand Arten von Früchten, die man in Europa hat, als Erdbeeren, Kirschen, Aepfel, Birn und Citronen; auch findet man Maulbeerbäume, die sehr groß, und zum Seidenbau geschickt sind.

sind. Ferner giebt es auch alle Arten von Gartengewächsen, viel vortrefflicher als in Europa. Man findet Blumenkohl, der einen und einen halben Fuß im Durchschnitte hat. Die Zwiebeln, die rothen so wohl als die weissen, sind so süße und angenehm, daß man sie roh essen kann. Der Sellerie ist nicht polzig, und so groß, als ich ihn niemals in Europa gesehen habe. Butter und Getraide kann nicht schöner seyn.

Das Rind- und Schaaffleisch ist überaus schmackhaft, und dabey so wohlfeil, daß man zehn Pfund um einen Schilling kaufen kann: überhaupt ist alles, was zur Erhaltung des menschlichen Lebens gehöret, überflüßig daselbst zu finden.

Die Gastfreyheit bey den Landleuten ist so groß, daß sie einem Fremden, ob sie ihn gleich niemals gesehen haben, so gleich Tisch und Bette anbiethen, und ihm ohne alle Absichten auf das freundlichste begegnen.

Dieses ist das Vornehmste, was ich bey meinem Daseyn gesehen, und dem Leser zu berichten für nöthig befunden habe.

Was die besondere Lebensart der Einwohner des Landes, wie auch die Merkwürdigkeiten betrifft,

betrifft, die zu einer natürlichen Geschichte erfordert werden, so ist dieses anzuführen wider meine Absicht. Wer weitläuftiger davon unterrichtet zu seyn verlangt, den verweise ich zu Herrn Kolbens Beschreibung. Ich breche also hier ab, und kehre wieder zu meiner Reise nach dem Vaterlande zurück, u. s. w.

E N D E.





